Hausbibliothek

für

Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Siebenter Band.

Huc und Gabet.

Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.

1855.

Wanderungen

durch die

Mongolei nach Thibet

zur

Hauptstadt des Tale Lama.

Von

Huc und Gabet.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben

von

Karl Andree.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1855.

Vorwort.

Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846, par M. Huc, prêtre-missionaire de la congrégation de St. Lazare. Paris 1853. 2. Vls., ist der Titel des Werkes, von welchem wir unseren Lesern eine deutsche Bearbeitung geben. Es gehört ohne allen Zweifel zu den interessantesten Reisebeschreibungen unserer Zeit. Huc ist eine durchaus gesunde, kräftige Persönlichkeit, klug, lebendig, manchmal sogar waghalsig und keck; er versteht es sich in alle Lagen zu schicken, verliert auch unter den bedenklichsten Verhältnissen die Zuversicht nicht, und weiß stets sich zu helfen. Sein christlicher Eifer kann keinem Zweifel unterliegen; um seinen Glauben auszubreiten wagt er sich, nur dürftig mit Geldmitteln versehen, in Begleitung seines Landsmannes Gabet, tief nach Asien hinein, und durchwandert Gegenden, die vor ihm nie ein Europäer betreten hat. Er lebt unter den schwarzen Zelten der Mongolen, in den Lamaklöstern der Buddhisten, in chinesischen Herbergen, und in der thibetanischen Hauptstadt im Palaste des Regenten; er durchzieht Steppen und Wüsten, erklimmt Hochgebirge und trotzt männlich der ihm täglich drohenden Lebensgefahr. Wir nehmen keinen Anstand diesem Missionair einen wahrhaften Heroismus zuzuschreiben. Und was, abgesehen von seiner vortrefflichen Darstellung, noch ganz besonders fesselt, ist sein mildes Urtheil, seine billige Denkungsart. Der Lazarist tritt uns, wie begreiflich, als ein strenggläubiger katholischer Missionair entgegen,

aber er ist fern von jener süßelnden und ausschließenden Frömmelei welche so manche Jerusalemwaller zur Schau tragen. Allerdings betrachtet er Vieles durch die Gläser seines Dogma, aber er ist auch gegen Heiden und Heidenthum gerecht, und macht unter allen Umständen den Eindruck eines wahrhaftigen Mannes. Gabet, der vor einigen Jahren an der brasilianischen Küste starb, war ein Geistlicher von nicht geringerm Glaubenseifer, aber wie es scheint ohne höhere geistige Bedeutung.

In seiner Vorrede giebt Huc einen kurzen Abriß seiner weiten Wanderungen. Im Februar 1839 wurde er in Paris vom Erzbischofe zum Missionair geweiht, und schiffte sich in Havre nach Macao ein. Nach einer beinahe sechsmonatlichen Fahrt langte er in China an, beinahe um dieselbe Zeit als die Engländer ihre Feindseligkeiten gegen das himmlische Reich eröffneten. Während des langen und hartnäckigen Opiumkrieges wehte die englische Flagge auf dem Blauen Strome und unter den Mauern von Nan king; der Beherrscher der Blume der Mitte wurde gedemüthigt und sah sich gezwungen, dem allgemeinen Verkehr fünf der größten Seehäfen seines Reiches zu eröffnen. Aber „offen" ist darum China immer noch nicht; weder die Aufständischen welche dem „Sohne des Himmels" folgen, noch die Kaiserlichen wollen den Europäern freien Zugang und ungehinderte Bewegung im Innern gestatten, und so müssen auch heute noch die Missionaire heimlich und verkleidet China durchziehen.

Als Huc eben den chinesischen Boden betreten, erhielt er die betrübende Nachricht, daß Pater Perboyre, gleichfalls ein Lazarist, zu U tschang fu, der Hauptstadt der Provinz Hu pe, den Tod eines Märtyrers erlitten hatte. Die Kleider des Hingerichteten wurden nach Macao geschafft. Er, noch ein Neuling in China, hat den Muth diese Kleider Perboyre's zu tragen, und in denselben seine Reise durch China getrost zu wagen! Er zieht durch die Straßen von Canton und gilt für einen Chinesen; er pilgert drei volle Monate nach Norden hin, bis er endlich Peking erreicht. Hier ruht er aus, und ist selber höchlich erstaunt, daß es überhaupt möglich war so vielen Gefahren zu entrinnen. Nun stand er mitten unter den Chinesen, lebte mit diesem wunderbar eigenthümlichen Volke, das

ihm täglich neue Seiten darbot, und mit dessen Wesen er sich allmälig so vertraut machte, daß er wirklich für einen Chinesen gelten konnte. Ueberall fand er bei den über das Land zerstreuten Christen Obdach und gastliche Aufnahme.

Nach längerm Aufenthalt in Peking überschritt er die Große Mauer, und verwaltete Jahre lang die Seelsorge in kleinen Christengemeinden der Mongolei. Wir glauben ihm gern daß dort sein Amt mühsam und schwierig war, und daß er großer Ausdauer und Beharrlichkeit bedurfte. Im Jahre 1844 begann er in den Lamaklöstern die Religion der Buddhisten gründlich zu studiren. Er beschloß eine Reise nach Thibet zu wagen, „um den Aberglauben welcher die Völker Hochasiens beherrscht, an der Quelle kennen zu lernen.“ Nach unglaublichen Mühseligkeiten und Entbehrungen gelang es ihm Lha Ssa, die Hauptstadt des Dalaï (Tale) Lama zu erreichen. Er fand bei den Thibetanern eine wohlwollende Aufnahme, und durfte ungehindert den Lamas wie dem Volke lehren, erfreute sich also einer Duldung welche die christlichen Staaten Europa's den Heiden schwerlich zugestehen würden. Aber der Bevollmächtigte des chinesischen Hofes hielt aus politischen Gründen die Wirksamkeit der christlichen Missionaire für verderblich, wies sie aus, und ließ sie unter Bedeckung nach Macao führen. Bald nachher wagte Huc abermals eine Reise nach Peking; es war seine dritte Wanderung durch China, das er, gleich der Mongolei, gründlicher kennt, als irgend ein anderer Europäer.

Die ganz ungeheueren Anstrengungen welchen Huc sich auf allen diesen Wanderungen unterziehen mußte, hatten seine Gesundheit angegriffen und seine Körperkraft beinahe erschöpft. Das Klima von Peking ward ihm unerträglich, er ging nach dem Süden zurück, und sah sich endlich gezwungen nach Europa heimzukehren, wo er im Bade zu Ax in den Pyrenäen Genesung fand. Er schiffte sich am 1. Januar 1852 zu Macao auf einer französischen Dampfcorvette ein, welche die Küsten von Cochinchina, Tonkin und mehrere malayische Inseln berührte. Zu Singapore begab er sich an Bord einer französischen Fregatte, die nach dem indischen Meere bestimmt war. Er besuchte Pondichery, Mahé und Bombay, Ceylon und Aden, fuhr im Rothen

Meere bis Suez, ging nach Kairo und Alexandria, von dort nach Beyrut, Tyrus und Sidon, erstieg den Carmel und den Libanon, kam aber zu seinem Leidwesen nicht bis Jerusalem. In der Heimat schrieb er seine Reiseerlebnisse nieder, welche, wie bereits bemerkt, schon deshalb das Interesse in Anspruch nehmen, weil Huc in dem vorliegenden Werke auch solche Gegenden schildert, welche bis dahin von Europäern unbesucht geblieben waren.

Die beiden Bände der Urschrift umfassen sechzig Druckbogen; der deutsche Bearbeiter hat Hucs Mittheilungen in einen Band zusammengedrängt. Es war seine Aufgabe an manchen Stellen zu kürzen, ohne die Eigenthümlichkeit des Originals zu beeinträchtigen. Er mußte die Färbung und Stimmung desselben wiedergeben, und durfte zugleich nichts was unsere Leser irgend interessiren konnte und was irgend von wissenschaftlichem Belang ist, was Land und Leute kennzeichnet, antasten. Wir glauben daß durch die zweckmäßig vorgenommenen Abkürzungen und Zusammenziehungen das Werk keinerlei Beeinträchtigung erfahren hat.

Zwei Gegenstände, welche Huc im Texte behandelt, haben wir theils in dieses Vorwort, theils in die Einleitung herübergenommen, nämlich seine Bemerkungen über den englischen Reisenden Moorcroft, und seine Uebersicht der mongolischen Völkerschaften. Die letztere ist geignet dem Leser gleichsam als Vorhalle zu dienen.

Als Ki Schan, der Bevollmächtigte des chinesischen Kaisers am Hofe des Tale Lama zu Lha Ssa, die Ankunft der beiden christlichen Glaubensboten erfuhr, ließ er das Gepäck derselben mit größter Genauigkeit untersuchen; es kam ihm insbesondere darauf an, sich zu überzeugen, ob die Fremdlinge auf ihren Wanderungen Landcharten entworfen und gezeichnet hätten. Bei dieser Gelegenheit äußerte der Gouverneur der in Lha Ssa ansässigen Mohamedaner aus Kaschmir, gegen den mit ihm befreundeten Huc Folgendes: „Landcharten sind hier zu Lande ein sehr gefürchtetes Ding, besonders seit dem Vorfalle mit einem gewissen Engländer Namens Moorcroft, der hierher nach Lha Ssa gekommen war und für einen Kaschmirier galt. Er blieb zwölf Jahre hier; dann reiste er ab, wurde aber auf dem Wege nach Ladak ermordet. Unter seinen Sachen

fand man viele Landcharten und Zeichnungen, welche er während seines Aufenthalts in Lha Ssa entworfen hatte. Seitdem sind die chinesischen Behörden ungemein argwöhnisch.“

An einer andern Stelle erzählt Huc: „Eines Tages brachte der Gouverneur der Kaschmirier einen seiner Landsleute mit zu uns. Er hieß Nisam, und war lange Zeit Diener Moorcrofts in Lha Ssa gewesen. Er sprach viel von seinem Herrn, und seine Mittheilungen bestätigten was wir bereits gehört hatten. Nach den Erkundigungen welche wir an Ort und Stelle in der thibetanischen Hauptstadt einzogen, kam Moorcroft im Jhre 1826 aus Ladak nach Lha Ssa. Er trug sich wie ein Muselmann, sprach Farsi und zwar mit einer solchen Geläufigkeit daß die in Lha Ssa angesiedelten Kaschmirier ihn für einen ihrer Landsleute hielten. Er miethete in der Stadt ein Haus, welches er zwölf Jahre lang mit seinem Diener Nisam bewohnte, den er aus Ladak mitgebracht hatte, und der ihn gleichfalls für einen Kaschmirier hielt. Moorcroft hatte einige Heerden Ziegen und Yaks (Grunzochsen) gekauft, die in den Gebirgsthälern bei Lha Ssa weideten und von Hirten überwacht wurden. Unter dem Vorwande nach seinen Heerden zu sehen, konnte der Muselmann Ausflüge im Lande machen, Charten entwerfen und zeichnen. Man sagte uns, er habe nie die thibetanische Sprache gelernt und deshalb mit den Landeseingeborenen keinen unmittelbaren Verkehr gehabt. Nach zwölfjährigem Aufenthalt schlug er den Weg nach Ladak ein wurde aber in der Provinz Ngari von Räubern überfallen und ermordet. Die thibetanische Regierung ließ die Missethäter verhaften und fand einen Theil der Effekten des Reisenden, unter diesen namentlich Zeichnungen und Landcharten. Erst jetzt erfuhr man daß der angebliche Kaschmirier kein Anderer war als der Engländer Moorcroft. Bevor derselbe sich von seinem Diener getrennt, hatte er ihm ein Schreiben gegeben, und dabei bemerkt, wenn er einmal nach Calcutta komme, so möge er es dort vorzeigen; er werde dadurch ein Glück machen. Es war ohne Zweifel ein Empfehlungsschreiben. Der Vorfall mit dem wiederaufgefundenen Reisegepäck und den Landcharten machte in Thibet so großes Aufsehen, daß Nisam jenes Schreiben vernichtete, um nicht etwa compromittirt zu werden.

Er sagte uns jenes Billet habe Schriftzüge enthalten, welche den unsrigen ganz gleich waren."

„Die hier berichteten Thatsachen haben wir aus dem Munde des Regenten von Lha Ssa, des Gouverneurs der Kaschmirier, Nisams und mehrer anderen Einwohner der Stadt. Wir hatten nie zuvor von Moocroft etwas gewußt, und erhielten damals die allererste Kunde über diesen englischen Reisenden. Nach alledem erscheint es ausgemacht daß Moorcroft 1826 wirklich nach Lha Ssa ging, dort zwölf Jahre verweilte, und auf dem Wege nach Ladak ermordet wurde."

„Aber andere Berichte stimmen keineswegs überein mit Dem was wir in der Hauptstadt Thibets vernahmen. Karl Ritter schreibt in seiner Erdkunde von Asien (Band V. S. 800, Berlin 1837), daß Morcroft 1812 eine zweimonatliche Reise machte, dann von der englisch-ostindischen Compagnie den Auftrag erhielt, Pferde aus Turkestan zu kaufen, welche zur Zucht in den Gestüten Indiens bestimmt waren. Zu diesem Behuf trat er im November 1819 eine zweite Reise an, kam bis Ladak, blieb dort zwei Jahre lang, verließ im October 1822 diese Stadt um nach Kaschmir zu gehen, und starb am 25. August 1825 zu Andkho (Andkhui), im Westen von Balkh, als er im Begriff gewesen war, sich dem Ziele seiner langen Unternehmung (dem noch unerforschten Badakschan) zu nähern. Der Tod des Reisenden und der Ort wo dieser starb, wurden von seinem Reisegefährten Tribeck bekannt gemacht, in einem Briefe datirt Balkh 6. September 1825, adressirt an Capitain Wade zu Ludianah. (Asiatic journal XXI. 786; XXII, 596. Eine Notiz über Moorcrofts Papiere im Journal der londoner geographischen Gesellschaft, 1831, S. 234.) Wir gestehen daß es uns unmöglich ist zwei einander so schnurstracks widersprechende Nachrichten in Uebereinstimmung zu bringen. Wenn Moorcroft nicht in Lha Ssa gewesen ist, wie kommt es denn daß man ihn dort so genau kennt, und mit so großer Bestimmtheit von seinem Aufenthalte spricht? Was für ein Interesse könnten die Thibetaner haben, dergleichen Anekdoten zu fabriciren? Wenn aber, anderntheils, Moorcroft in Lha Ssa gelebt hat, wie erklärt sich dann der Brief des Herrn Tribeck, der aus-

drücklich schreibt, sein Reisegefährte sei 1825 gestorben, also ungefähr um dieselbe Zeit als er, der andern Angabe zufolge, nach der Hauptstadt Thibets unterwegs war? Wir sind außer Stande diese Widersprüche auszugleichen, wir wollen aber eine Thatsache hervorheben, die uns selber betrifft, und mit Moorcrofts Angelegenheit einige Aehnlichkeit hat. Einige Zeit nach unserer Ankunft in Macao lasen wir in dem zu Calcutta erscheinenden Bengal Catholik Herald, XII. Nr. 9. S. 120 Folgendes: — Canton 12. September. Bei den französischen Missionairen in unserer Stadt ist vor Kurzem die Nachricht eingetroffen, daß die beiden Patres ihrer Mission in der tatarischen Mongolei eines kläglichen Todes gestorben sind. Ein französischer Lazarist Namens Huc kam vor drei Jahren zu einigen chinesischen Familien welche sich im Thale der Schwarzen Gewässer, etwa zweihundert Wegstunden von der Großen Mauer, angesiedelt hatten. Ein anderer Lazarist, dessen Name mir unbekannt ist (Gabet), schloß sich ihm an; Beide wollten gemeinschaftlich eine Mission unter den mongolischen Buddhisten gründen. Sie studirten die mongolische Sprache bei den Lamas in in den benachbarten Klöstern. Es scheint daß man sie für fremde Lamas hielt, und daß sie sehr freundlich behandelt wurden, insbesondere von den Buddhisten, die sehr unwissend sind, und das Latein im Breviarium für Sanskrit hielten, wovon sie nichts verstehen: sie haben aber große Ehrfurcht vor demselben, weil in ihren Ritualbüchern das aus dem Sanskrit übersetzte roth gedruckt steht. Als die Missionaire die Sprache genugsam inne zu haben glaubten, drangen sie ins Innere vor, um ihr Bekehrungswerk zu beginnen. Seitdem hat man nur unbestimmte Nachrichten über sie; im verflossenen Mai verlautete aber aus der Mongolei, sie seien an Roßschweife gebunden und zu Tode geschleift worden. Grund und Ursachen dieses Ereignisses sind noch nicht bekannt." —

„Während man unser Ableben mit so großer Bestimmtheit meldete, waren wir bereits dem Endziel unserer Reise ganz nahe, befanden uns schon unweit von Canton, und waren glücklicherweise im Stande jene Nachrichten durch unser persönliches Erscheinen zu widerlegen. Wären wir aber etwa in den thibetanischen Hochgebirgen verunglückt oder unterwegs ermordet worden, so hätte gewiß

Niemand daran gezweifelt, daß wir in der Mongolei gestorben seien, nachdem man uns an Roßschweife gebunden. Wahrscheinlich hätte man gar nicht geglaubt, daß wir jemals die Hauptstadt Thibets besucht hätten. Und wäre später irgend ein europäischer Reisender nach Lha Ssa gekommen und hätte dort von uns reden hören, so wäre es für ihn gewiß eben so schwierig gewesen, die Widersprüche zwischen den verschiedenen Angaben zu heben, wie für uns in Betreff Moorcrofts." —

Dresden, 10. August 1855.

Karl Andree.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einleitung.

Die mongolischen Völkerschaften.

Die mongolischen Völker, deren Gebiet einen großen Theil Asiens umfaßt, spielen in der Geschichte eine große Rolle. Mehr als einmal sind sie aus ihren Steppen hervorgebrochen und haben die Welt erschüttert von den Grenzen Deutschlands bis an die Ostküsten von China. Dschingis-khan war der erste Großherrscher welcher sämmtliche Mongolenstämme unter seinem Scepter vereinigte; er dehnte seine Herrschaft vom Amur-strome bis zum Dnjepr aus, und durch den Sieg an der Khalkha (1224) wurden die Mongolen Herren auch des südlichen Rußlands. Khan Ku-bilaï, Dschingiskhans Enkel, begann 1260 die Eroberung China's, das damals zuerst ein fremdes Joch tragen mußte; er starb 1294 in Peking, als Beherrscher eines ungeheuern Reiches. Die chinesischen Geographen sagen: Unter der mongolischen Dynastie der Yuen erstreckte sich das Reich nördlich über die In schan Berge hinaus, im Westen bis über die Gobi, im Osten bildete das Land am linken Ufer des Siaoflusses die Grenze und im Süden wurde es vom Yue'meer bespült. Aber dazu kommen noch die zinspflichtigen Länder; Thibet, Turkestan, die Moskowiterei, Siam, Cochinchina, Tonkin und Korea anerkannten die Oberherrschaft des Großkhans der Tataren und zahlten unweigerlich den ihnen auferlegten Tribut. Auch europäische Staaten sind mehr als einmal aufgefordert worden, die mongolische Herrschaft anzuerkennen; der deutsche Kaiser, der Papst, der König von Frankreich erhielten Drohbriefe mit der Mahnung, ihre Einkünfte dem Beherrscher der Mongolen zur Verfügung zu stellen. Die Dschingiskhaniden, welche in Rußland, Persien, Baktrien und

Sogdiana geboten, erhielten ihre Belehnung vom Kaiser der zu Peking thronte, und standen zu ihm in einem Abhängigkeitsverhältnisse.

Die Eroberungen Dschingiskhans und seiner Nachfolger, so wie späterhin jene des Tamerlan (Timur) in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, haben zum mindesten eben so viel, wo nicht mehr, als die Kreuzzüge dazu beigetragen, die Verbindungen zwischen Europa und den fernen Theilen Asiens zu beleben, und Entdeckungen möglich zu machen, welche für den Fortschritt der Künste, Wissenschaften und Schifffahrt von großem Belang wurden. Abel-Remusat hat im Jahre 1824 in einem Aufsatz „Ueber die politischen Verbindungen zwischen den christlichen Fürsten und den mongolischen Kaisern" diesen Gegenstand sehr anziehend behandelt. Wir entlehnen demselben die folgenden Angaben.

Als die Statthalter und ersten Nachkommen Dschingiskhans bis nach Westasien vordrangen, suchten sie noch keinerlei Bündniß; sie legten einigen Fürsten Tribut auf, und zwangen andere unter ihre Herrschaft; zu den ersteren gehörten die Georgier und Armenier. Die Franken in Syrien, die Könige von Ungarn und selbst der deutsche Kaiser hatten drohende Mahnungen und Aufforderungen abzuweisen, gleich dem Papst und dem Könige von Frankreich. Die Tataren flößten aber dem Abendland einen so gewaltigen Schrecken ein, daß man nicht wagte, auf ihre Zumuthungen in gebührender Weise zu antworten. Man suchte sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, bewarb sich um ihr Bündniß, und gab sich alle Mühe sie gegen die Muselmänner in Harnisch zu bringen. Doch würde das schwerlich gelungen sein, wenn nicht die morgenländischen Christen als Vasallen der Mongolen, den Einfluß welchen sie bei den Feldherren und Fürsten erlangten, mit Eifer geltend zu machen verstanden hätten. In der That ließen sich die Mongolen zum Kriege gegen den Sultan von Aegypten bewegen. So lagen die Dinge in dem Zeitraume von 1224 bis 1262.

In der nachfolgenden Periode wurde das Khalifat zerstört und in Persien ein mongolisches Fürstenthum gegründet, das an den Staat des Sultans von Aegypten grenzte. Zwischen beiden Nachbarn entstand eine Spannung, welche durch die Christen noch gesteigert wurde. Das Reich der Mongolen war getheilt; jene in Persien bedurften Hilfsgenossen, und diese wurden ihnen von ihren armenischen Vasallen zugeführt; es waren die Franken, deren Macht damals schon gesunken war, welcher man aber durch neue Kreuzzüge vielleicht wieder aufhelfen konnte. Die Mongolen

suchten im Abendland um Unterstützung nach; sie vereinigten in dieser Beziehung ihre Bemühungen mit jenen der Georgier und Armenier, der Kreuzfahrer auf Cypern und der Päpste. Früher hatten die Tataren gedroht, jetzt ließen sie es an Bitten nicht fehlen; sie schickten zwanzig Gesandte nach Italien, Spanien, Frankreich und England, und es war nicht ihre Schuld, daß nicht abermals Kreuzzüge veranstaltet wurden.

Für uns kommt es darauf an hervorzuheben, wie tief diese Verbindungen zwischen dem Abendland und den Mongolen auf das Leben einwirkten. Es standen zwei ganz verschiedene Gesittungskreise, wenn man so sagen darf zwei Systeme der Civilisation neben einander, die eine im Westen, die andere im fernen Osten. Beide waren unabhängig, ohne allen gegenseitigen Zusammenhang oder Wechseleinfluß entstanden; sie hatten sich durchaus selbstständig entwickelt und ausgebildet. Plötzlich gestalten die Ereignisse sich derart, daß beide mit einander in Berührung kommen, nicht blos durch Gesandtschaften, sondern auf hundertfache Weise, insbesondere durch Reisende, durch Kaufleute und Krieger. Der mongolische Wellenschlag überströmte weit und breit ganz verschiedene Staaten und Länder, füllte Zwischenräume aus, warf Scheidewände um, näherte die Völker einander, und während der lang andauernden Kriege wurden viele Tausende von Soldaten weit von ihrer Heimat verschlagen. Könige, Gesandte, Missionaire besuchten fremde Länder. Hayton von Armenien, die beiden David von Georgien kamen bis tief nach Innerasien; Yaroslaf, Großfürst von Susdal und Vasall der Mongolen, erschien am Hofe zu Karakorum, wo die Kaiserin, Mutter des Kaisers Gayuk, ihn vergiftet haben soll. Viele Mönche aus Italien, Frankreich und Flandern wurden mit diplomatischen Aufträgen an den Großkhan geschickt. Vornehme Mongolen kamen nach Rom, Barcelona, Valencia, Lyon, Paris, London und Northampton; ein Franciscanermönch aus Neapel wurde Erzbischof von Peking, und sein Nachfolger war ein Professor der Theologie aus Paris. Und wie viele Abendländer kamen als Sclaven, als Kaufleute, als Reisende welche die Neugier trieb, bis in Gegenden die früher völlig unbekannt gewesen waren! Der erste Gesandte, welchen die Tataren an den König von Ungarn schickten, war ein verbannter Engländer, der weit und breit durch Asien umhergeirrt war und zuletzt bei den Mongolen Dienste genommen hatte. Ein Franciscaner aus Flandern traf hinten in der Tatarei eine Frau aus Metz, die aus Ungarn entführt worden war, einen pariser Goldarbeiter und einen jungen Menschen aus der Nähe von

Rouen an; er begegnete auch noch Russen, Ungarn und Flamingen. Ein Kirchensänger, Robert, war durch Asien gezogen und starb in Chartres, ein Tatar lieferte für das Heer König Philipp des Schönen die Sturmhauben; Johann Plano Carpini fand beim Kaiser Gayuk einen russischen Edelmann, den er Temer nennt, als Dolmetscher. Kaufleute aus Breslau, Polen, Deutschland begleiteten ihn auf seiner Reise in der Tatarei, Andere kehrten mit ihm durch Rußland zurück, meist Genueser, Pisaner und Venetianer. Zwei venetianische Kaufleute hatte der Zufall bis Buchara verschlagen; sie schlossen sich einem mongolischen Gesandten an, den Hulagu an Khubilaï schickte, verweilten mehrere Jahre in China und der Tatarei, kamen mit einem Schreiben des Großkhans an den Papst nach Europa zurück, und gingen wieder zum Großkhan. Der eine dieser beiden Kaufleute nahm seinen Sohn mit sich, den berühmten Marco Polo; vom Hoflager Khubilaï's gingen sie nach Venedig heim. Im folgenden Jahrhundert sind dergleichen Reisen nicht minder häufig. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß viele europäische Abenteurer in Asien blieben und dort ihre Tage beschlossen; Andere kamen in ihre Heimat zurück, erzählten, was sie erlebt und gesehen hatten, übertrieben ohne allen Zweifel, verbreiteten aber doch neben allerlei Fabeln viele nützliche Nachrichten. So wurde in Deutschland, England und Frankreich in Klöstern, auf Ritterburgen und unter den Bürgersleuten, manch werthvolles Saamenkorn ausgestreut, das später aufging. Es fand in solcher Weise ein Austausch zwischen Asien und Europa statt, der viel ersprieslicher war als aller Güterverkehr. Nicht nur der Handel mit Seidenzeugen, Porzellan und indischen Producten gewann an Ausdehnung und Erleichterung, sondern den Gewerben und dem Handel wurden neue Bahnen eröffnet. Die Europäer lernten ausländische Sitten und Gebräuche, bisher unbekannte Völker, neue Producte kennen; und ihr Gesichtskreis, der nach dem Zusammensturz des römischen Reiches ein ziemlich gleich begrenzter geblieben, wurde beträchtlich erweitert. Man kümmerte sich nun um die Künste, die Religion und die Sprachen der asiatischen Völker, und in Paris tauchte sogar der Plan auf, an der Universität einen Lehrstuhl für die tatarische Sprache zu stiften. Die Erdkunde machte Riesenschritte vorwärts, und der ohnehin abenteuerliche Geist der damaligen Europäer warf sich auf Entdeckungen im Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Als unsere Halbkugel genauer bekannt wurde, fing man allmälig an, eine zweite Hemisphäre nicht mehr in das

Gebiet der Fabeln zu verweisen. Columbus wollte Marco Polo's Zipangri aufsuchen und fand Amerika.

Der Mongolensturm ließ im Morgenlande tiefe Spuren zurück. Dahin gehören die Zertrümmerung des Khalifates, die Vernichtung der Bulgaren, der Kumanen und anderer nördlichen Völker. Die Erschöpfung welcher die Völker Hochasiens anheim fielen, machte den Moskowitern möglich, das mongolische Joch wieder abzuschütteln, und nun ihrerseits jene Nomaden zu bezwingen. China kam unter Fremdherrschaft, und in Thibet wie in der Mongolei wurde die aus Indien hinübergebrachte Religion allgemein. Einige der damals eingeführten Neuerungen gewannen festen Boden; dahin gehört die Einführung der indischen Ziffern in China, die Kenntniß der astronomischen Methoden welcher die Muselmänner sich bedienen, die Uebersetzung des Neuen Testamentes und der Psalmen in die mongolische Sprache, welche der lateinische Bischof von Khan-Balik (Khambalu, Peking) veranstaltete; endlich die Lamahierarchie welche jener des päpstlichen Hofes nachgebildet wurde; sie wurde hervorgebracht durch die Verschmelzung zwischen den Ueberbleibseln des Nestorianismus, der in der Mongolei verbreitet war, und den Dogmen des Buddhismus. Dagegen blieb von den Handelsverbindungen der Abendländer kaum etwas übrig. Die Asiaten haben sich gegen die Kenntnisse der Abendländer fast immer sehr hochmüthig verhalten, und wenig Nutzen daraus gezogen.

Lange bevor die Kreuzzüge und der Mongolensturm den gegenseitigen Verkehr zwischen Morgenland und Abend steigerten, waren die meisten Erfindungen, welche den Ablauf des Mittelalters bezeichnen, den Asiaten schon seit Jahrhunderten bekannt. Die Polarität des Magnets ist in China seit dem hohen Alterthum beobachtet und benützt worden. Sowohl die Hindu als die Chinesen kannten Schießpulver. Die Letzteren hatten im zehnten Jahrhundert „Donnerwagen" welche eine Art von Kanonen gewesen zu sein scheinen; die durch Feuer fortgeschleuderten Steine, von den in der Geschichte der Mongolen so häufig die Rede ist, müssen sich auf etwas Aehnliches beziehen. Als Hulagu gegen Persien zog, befand sich eine Abtheilung chinesischer Artilleristen unter seinen Truppen. Die erste Ausgabe der classischen Bücher, welche in Holztafeln geschnitten und mit solchen gedruckt wurde, ist vom Jahre 952 nach Christus. Das erste Papiergeld und die ersten Wechselcontore fallen bei den Ju Tschen in das Jahr 1154; das Papiergeld nahmen die in

China ansässigen Mongolen an; die Perser kennen es unter dem Namen welchen die Chinesen ihm gaben, und Josaphat Barbaro hörte 1450 von einem intelligenten Tataren, welchen er in Asow traf und der mit einer Gesandtschaft in China gewesen war, daß das Papiergeld dort jedes Jahr gedruckt werde con una nuova stampa. Der Ausdruck ist für die Zeit in welcher Barbaro sich desselben bediente, sehr bemerkenswerth. Spielkarten kommen als Holzschnitte in China schon im Jahre 1120 vor.

Die Magnetnadel ist durch die Kreuzzüge, vor dem Mongolensturm, in Europa bekannt geworden. Die ältesten Spielkarten, nämlich jene des Tarokspieles, haben in Gestalt, Größe, Zeichnung und Anzahl eine auffallende Aehnlichkeit mit denen, welcher die Chinesen sich bedienen. Die ersten Feuerwaffen welche man in Europa gebrauchte, waren Kanonen; anderes Geschütz kannten damals auch die Chinesen nicht. Die ersten Druckplatten waren von Holz und stereotypirt, wie jene der Chinesen, und sehr natürlich erscheint die Annahme, daß ein aus China nach Europa gekommenes Buch dafür zum Muster diente Darin läge wenigstens nichts Erstaunlicheres, als in dem Fragment einer Bibel mit gothischen Lettern welche der Pater Martini bei einem Chinesen in Tschang tscheu fu gefunden hat. Wir kennen eine Maschine welche denselben Weg nahm, nämlich der Suan pan oder die chinesische Rechnenmaschine, welche durch die Mongolen unter Batu nach Europa gelangte, und noch heute in Rußland und Polen von Leuten benützt wird, die nicht lesen und schreiben können.

Alle jene Entdeckungen waren in Ostasien gemacht worden ohne daß man in Europa auch nur eine Ahnung davon gehabt hatte. Nun aber kommen beide mit einander in Verbindung, die anderthalb Jahrhunderte fortgesetzt wird; und ehe ein anderes Jahrhundert verfließt, sind alle jene Erfindungen in Europa bekannt. Sie kamen auf Wegen, die wir nicht nachweisen können, vermittelst unsichtbarer Canäle. Anfangs finden wir sie bei den Europäern in demselben unvollkommenen Zustande wie bei den Asiaten, woraus allein schon ein Schluß auf ihren Ursprung zu ziehen ist. — So weit Abel-Remusat.

Die mongolische Dynastie der Yuen herrschte ungefähr ein Jahrhundert lang über China; dann erlosch sie mit Schün ti, einem schwachen vergnügungssüchtigen Fürsten. Die Chinesen gewannen ihre Unabhängigkeit wieder, und Tschu yuen tschang, eines Bauern Sohn und

lange Zeit Diener in einem Bonzenkloster, gründete die berühmte Dynastie der Ming. Er bestieg den Thron im Jahre 1368, und führte als Kaiser den Namen Hung Wu. Eine große Anzahl Tataren im Innern China's wurden ermordet, die Uebrigen in ihre alte Heimat zurückgedrängt, wohin Kaiser Yung lo sie verfolgte; er unternahm drei Heereszüge jenseit der Großen Mauer und drang einige hundert Stunden weit in die Mongolei vor. Unter seinen Nachfolgern ließ man den Tataren Ruhe. Die Fürsten aus dem Hause Dschingiskhans bildeten in der Mongolei eine Menge kleiner Souverainetäten, deren jede einige Stämme umfaßte. Sie beunruhigten von Zeit zu Zeit die chinesischen Grenzlande, wagten aber keinen Einfall.

In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wurden die Mandschu Herren von China; ihnen unterwarfen sich nach und nach die Mongolen. Die Oelöten, ein Mongolenstamm, der nach Olutaï, einem berühmten Krieger des fünfzehnten Jahrhunderts benannt wird, beunruhigten das Land der Khalkhas, und geriethen mit diesem Volk in einen blutigen Krieg, in welchem sich Kaiser Khang hi, scheinbar als Friedensstifter einmischte; er bezwang beide Theile und dehnte die chinesische Herrschaft bis an die Grenzen Rußlands aus. Die drei Khane der Khalkhas unterwarfen sich dem Mandschukaiser, der sie zu einer Versammlung am Tolon Noor berief. Jeder Khan brachte ihm acht Schimmel und ein weißes Kameel zum Geschenk. Deshalb heißt dieser Tribut im Mongolischen Y.usun Dschayan, d. h. die neun Weißen. Es wurde vereinbart, daß alljährlich ein solches Geschenk dem Kaiser verehrt werden solle.

Die mongolischen Völker sind längst nicht mehr was sie in den Tagen Dschingiskhans waren. Die Tatarei hat seit jener Zeit eine Menge von Umwandelungen erfahren, und ist mehr oder weniger vom chinesischen Kaiser abhängig.

In den nachfolgenden geographischen Bemerkungen folgen wir den Ansichten die im Lande selbst gang und gebe sind. Wir theilen die Völker in östliche Tataren, Tung Ta Dse, oder Mandschu, und in westliche Tataren, Si Ta Dse, oder Mongolen. Die Grenzen der Mandschurei treten scharf hervor; dieses Land wird begrenzt im Norden von den Kinggan-Bergen, die es von Sibirien scheiden; im Süden vom Meerbusen Phu haï und von Korea, im Osten vom japanischen Meere; im Westen von der Pfahlbarriere und einem Arme des Stromes Sakhalien Ula. Die Grenzen der Mongolei lassen sich nicht so genau

bestimmen; im Allgemeinen ist es aber richtig zu sagen, daß diese große Region zwischen dem 75. und 118. Grade östlicher Länge von Paris, und zwischen dem 35. und 50. Grade nördlicher Breite liege. Die Benennungen große und kleine Bucharei, Kalmuckei, Groß- und Klein-Thibet erscheinen uns durchaus imaginair.

Nicht alle Völker innerhalb der angegebenen Grenzen sind Mongolen; und auf mehrere paßt diese Benennung nur unter gewissen Beschränkungen. Im Nordwesten vermischen sich die Mongolen vielfach mit Muselmännern, die dort einem ganz andern Grundstamme angehören, und im Süden mit den Si fan oder Ostthibetanern. Bei der Beurtheilung und Classification der einzelnen Völker muß man stets auf ihre Sprache, Gebräuche, Religion, Tracht und insbesondere auf den Namen welchen sie selber sich geben, Rücksicht nehmen.

Das zahlreichste Mongolenvolk sind die Khalkhas, welche den ganzen Norden der großen Region inne haben. An Berühmtheit und Wohlstand gehen sie allen anderen voraus. Ihr Gebiet erstreckt sich von Westen nach Osten fünfhundert Stunden weit, und hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von zweihundert Stunden. Es zerfällt in vier große Provinzen, deren jede unter einem besondern Herrscher steht. Die vier Provinzen zerfallen in vierundachtzig Banner, chinesisch Ky, mongolisch Boschkhon genannt. An der Spitze der Banner stehen Fürsten, deren Rang verschieden ist. Der eigentliche Beherrscher sämmtlicher Khalkhas ist der Guison Tamba, über welchen im Verlauf des Werkes ausführlicher geredet wird; er ist ein Oberlama, der lebendige Buddha aller Khalkhas-Mongolen, die sich eine Ehre daraus machen „Schüler des Heiligen von Kuren" zu heißen (Kure bokte ain schabi).

Die südlichen Mongolen haben keine Benennung die allen gemeinschaftlich wäre; sie werden vielmehr nach den einzelnen Fürstenthümern benannt. So sagt man zum Beispiel: Mongole von Suniot, Geschekten ꝛc. Die südliche Mongolei umfaßt fünfundzwanzig Fürstenthümer, welche dann, gleich jenen der Khalkhas, wieder in mehrere Boschkhon oder Banner zerfallen. Die bedeutendsten sind die Ortus, die beiden Tumet, die beiden Suniot, Tschakar, Karatsin, Ungniot, Geschekten, Barin, Nayman und das Land der Oelöten. Diese südlichen Mongolen, welche in der Nachbarschaft der Großen Mauer wohnen, haben mannigfach chinesische Einflüsse erfahren, durch welche ihrer alten Lebensweise allerlei Eintrag geschah. Sie kleiden sich gewählter als ihre nörd-

lichen Stammgenossen, und haben etwas von der chinesischen Verfeinerung und Höflichkeit angenommen.

Im Südwesten finden wir die Mongolen vom Ku-Ku-Noor, das heißt vom Blauen See, welchen die Chinesen Tsing haï nennen. Auf den Landcharten wird ihr Gebiet viel zu groß angegeben; in der Wirklichkeit begreift dasselbe nur das Land welches den See umgiebt. Diese Stämme sind schon vielfach mit Si fans vermischt, die nicht mit Sicherheit in ihrem eigenen Lande bleiben können; dasselbe wird nämlich durch mächtige und zahlreiche Räuberbanden unsicher gemacht. Im Westen vom Ku-Ku-Noor fließt der Tsaïdam, an welchem die zahlreichen Stämme der Tsaïdam Mongolen ihre Zelte aufschlagen; man darf sie nicht mit jenen vom Ku-Ku-Noor verwechseln. Man trifft auch im Innern von Thibet mongolische Völkerschaften, von welchen später die Rede sein wird.

Die Torgot-Tataren lebten vormals in der Gegend von Karakorum, das zu Dschingiskahns Zeiten Hauptstadt des Reiches war; gegenwärtig halten sie sich in der nordwestlichen Region auf. Im Jahre 1672 brach der ganze Stamm seine Zelte ab, drang nach Westen vor, und wählte die Steppen zwischen Wolga und Don zum Aufenthalte. Die Torgotfürsten unterwarfen sich zwar der russischen Herrschaft, fühlten sich jedoch beengt; sie zogen 1770 unter ihrem Oberhaupt Obuscha wieder nach Osten hin, verließen das russische Gebiet und machten am Flusse Ili Halt. Die chinesische Regierung wußte um diese Wanderung, nahm die Ankömmlinge unter ihren Schutz, und wies ihnen Wohnsitze am Ili an. Gegenwärtig ist das Fürstenthum Ili eine Art von Botany-bay für China, wohin die Regierung Verbrecher deportirt. Diese haben eine unglaublich beschwerliche Reise durch Wüsten und über Gletscher (Mussur); aber westlich von diesen, ist das Land fruchtbar, und das Klima mild. Die Verbannten haben manches von chinesischer Cultur, insbesondere vom Ackerbau dort eingeführt, während die Mongolen auch in jenem Lande Hirten geblieben sind. Wir sind mit Lamas aus dem Lande der Torgot in vielfache Berührung gekommen; in Sprachen, Sitten und Tracht unterscheiden sie sich durchaus nicht von anderen Mongolen. Sehr oft erwähnten sie der Oros (Russen), und man sah wohl, daß sie nicht im Mindesten geneigt waren unter die Herrschaft derselben zurückzukehren. Die Kameele der Torgot sind ausgezeichnet schön und viel größer und stärker als man sie in anderen Theilen der Mongolei

findet. Im Torgotlande am Ili leben viele verbannte Christen; dort würden eifrige Missionaire ein dankbares Feld antreffen.

Südwestlich von Torgot liegt die Provinz Kaschgar, sie kann aber gegenwärtig nicht mehr als ein mongolisches Land angesehen werden; die Bewohner sind Mohamedaner, die sich in Sprache, Physiognomie, Tracht und Sitten von den Mongolen völlig unterscheiden. Sie werden von diesen wie von den Chinesen Hoeï Hoeï genannt; so bezeichnet man überhaupt alle Muselmänner im chinesischen Reiche. Ganz dasselbe gilt von den Völkern im Süden der Himmelsberge, die chinesisch Tien schan, mongolisch Bokte oola, d. h. die heiligen Berge genannt werden. Die chinesische Regierung hat in neuerer Zeit gegen Kaschgar einen langwierigen Krieg geführt, über welchen wir aus Mittheilungen einiger Militairmandarinen, welche an demselben theilgenommen hatten, Folgendes in Erfahrung brachten.

Der pekinger Hof hatte nach Kaschgar zwei Obermandarinen geschickt, welche den Titel Kin tschai, das heißt außerordentliche Bevollmächtigte führten. Sie sollten die Grenzen überwachen und auf die benachbarten Völker Obacht geben. Sie ließen sich aber so viele und arge Gewaltthaten gegen die Bewohner von Kaschgar zu Schulden kommen, daß diese endlich sich in Masse erhoben und alle Chinesen deren sie habhaft werden konnten, ermordeten. Der Kaiser blieb in Unkunde über die Bedrückungen welche seine beiden Oberbeamten sich erlaubt hatten, und ließ Soldaten gegen die Muselmänner marschiren. Der Krieg war lang und blutig, die Regierung mußte mehrmals Verstärkungen schicken. An der Spitze der Hoeï Hoeï stand ein tapferer Mann Namens Tschanko eül. Seine Körperstärke wird als außerordentlich geschildert; statt aller Waffen trug er nur eine gewaltige Keule. Er brachte den Chinesen manche Niederlagen bei. Am Ende schickte der Kaiser den berühmten Yang. Dieser Bezwinger von Kaschgar ist ein Militairmandarin aus der Provinz Schang tong, schlank gewachsen und Inhaber eines außerordentlich langen Bartes. Sobald das Gefecht begann, knotete er seinen Bart zusammen, stellte sich im Rücken seiner Truppen auf, und trieb mit seinem Säbel die Soldaten ins Gefecht; wer nicht vorwärts drang, wurde sogleich von ihm niedergehauen. Diese Art ein Heer zu befehligen ist allerdings eine sehr eigenthümliche; wer aber unter Chinesen gelebt hat, wird zugeben müssen, daß Yang seine Soldaten kannte und richtig behandelte. Die Muselmänner wurden geschlagen, Tschanko eül durch

Verrath gefangen genommen, und nach Peking gebracht, wo er äußerst barbarisch behandelt und dem Volke in einem eisernen Käfig zur Schau ausgestellt wurde. Der Kaiser Tao kuang wollte den berühmten Krieger sehen. Darüber geriethen die Mandarinen in große Besorgniß, denn es konnte nicht ausbleiben, daß der Gefangene dem Monarchen mittheilte, weshalb der Aufstand in Kaschgar ausgebrochen war. Sie gaben deshalb dem tapfern Manne einen Trank ein, der ihn der Sprache beraubte und stumpfsinnig machte. So brachte man ihn vor den Kaiser; er sah widerwärtig aus, vor seinem Munde stand Schaum, und er konnte auf die an ihn gerichteten Fragen keine Antwort geben. Er wurde in Stücke gehauen und den Hunden vorgeworfen. Der Mandarin Yang dagegen ist mit Ehrenbezeigungen überhäuft und mit der Würde eines B a t u r u begnadigt worden. Dieser Titel ist mongolisch, bedeutet t a p f e r, und ist die höchste Würde welche einem Militairmandarin übertragen werden kann. Im Kriege gegen die Engländer mußte auch der Baturu Yang gegen die Meeresteufel ins Feld rücken; diesmal aber blieb seine oben geschilderte Taktik unwirksam. Während unserer Reisen in China haben wir mehrfach Mandarinen gefragt, weshalb Yang die Engländer nicht vernichtet hätte? Sie antworteten, diese Menschen hätten ihn gedauert! —

Die vielen Fürstenthümer in der Mongolei sind in höherm oder geringerm Maße vom Mandschukaiser in Peking abhängig. Man kann sie als Feudalkönigreiche betrachten, die ihrem Oberlehnsherrn Gehorsam leisten, so weit Furcht vor ihm oder eignes Interesse es erheischen. Die Mandschudynastie ist der Mongolen wegen in steter Besorgniß, denn sie begreift, daß dieselben für China sehr gefährlich werden können, falls einmal ein unternehmender Mann sie vereinigen und sich an ihre Spitze stellen sollte. Deshalb sucht sie freundliches Einvernehmen aufrecht zu erhalten, und nebenbei die Macht dieser Nomaden möglichst zu schwächen. Sie begünstigt zum Beispiel die Lamas und die Klöster, denen sie willig Privilegien ertheilt. Sie hat von Volk und Fürsten nichts zu befahren, so lange die Geistlichkeit auf ihrer Seite steht. Ferner trachtet sie darnach durch Familienverbindungen ihren Einfluß zu befestigen und auszudehnen. Der Kaiser verheirathet seine Töchter und Verwandten in mongolische Fürstenfamilien. Die chinesischen Prinzessinnen behalten auch in der Mongolei eine große Vorliebe für den Glanz des kaiserlichen Hofes; das einförmige Leben in der Steppe langweilt sie und sie sehnen

sich nach Peking. Aber der Kaiser hat strenge Verordnungen gegeben, damit die Prinzessinnen ihren Männern keine allzugroßen Ungelegenheiten bereiten. In den ersten zehn Jahren nach ihrer Verheirathung dürfen sie gar nicht nach Peking kommen; thun sie es dennoch, so zahlt der Kaiser dem Gemahl einer Widerspänstigen ferner kein Jahresgehalt. Nach Ablauf von zehn Jahren dürfen sie die kaiserliche Hauptstadt besuchen, zuvor aber hat eine besondere Behörde zu untersuchen ob für eine solche Reise gewichtige Gründe vorliegen. Wird die Erlaubniß gegeben, so bestimmt das Tribunal zugleich, wie lange die Dame in Peking verweilen darf. Sie wird je nach ihrer Würde auf des Kaisers Kosten unterhalten, muß aber auf Tag und Stunde wieder abreisen.

Den höchsten Rang unter den mongolischen Fürsten haben die Thsin Wang und die Kiün Wang; dieser Titel entspricht etwa unserm König. Nächst ihnen kommen die Peïle, Beïsse, die Kung erster und zweiter Abtheilung und die Dschassak, die wir mit unseren alten Herzögen, Grafen, Baronen &c. vergleichen können. Diese Fürsten alle sind dem Kaiser zu einem Tribut verpflichtet, die Gabe ist aber so geringfügig, daß sie wenig bedeutet, und eigentlich nur einen politischen Sinn hat. Im Grunde zahlt eigentlich der Mandschukaiser dem Mongolenfürsten Tribut, denn statt des Viehs welches sie ihm geben, empfangen sie jährlich Geld, Seidenzeuge, fertige Kleider und andere Gegenstände des Luxus, z. B. Glasknöpfe, Pelze, Pfauenfedern &c. Jeder Wang ersten Ranges bezieht jährlich zweitausendfünfhundert Unzen Silbers und vierzig Stück Seidenzeug; alle übrigen Fürsten erhalten Antheile je nach dem Titel welchen der Kaiser ihnen zuerkannt hat. Ein Dschassak empfängt jährlich hundert Unzen Silbers und vier Stücke Seidenzeug.

Es giebt kaiserliche Lamaklöster. Jeder Lama eines solchen muß, sobald er den Grad eines Kelon erhält, dem Kaiser eine Silberbarre im Werth von fünfzig Unzen verehren. Dann wird sein Name zu Peking in das Registerbuch des kaiserlichen Klerus eingetragen und hat damit ein Anrecht auf die Gaben und Spenden mit welchen die Lamas des Kaisers alljährlich bedacht werden. Alle diese Maßregeln sind sehr wohl berechnet und der chinesischen Politik förderlich. Nur den Khalkhas gefällt das Alles nicht im Mindesten; sie erblicken in den Mandschus lediglich Nebenbuhler, die sich einer Beute bemächtigt haben welche jenen entgangen ist. Wir haben sehr häufig aus dem Munde von Khalkhas Ausdrücke vernommen, die ganz und gar nicht von Ehrfurcht gegen den

Kaiser zeugten. Die Khalkhas sagen, sie seien einzig und allein vom Guison Tamba abhängig, von dem „Heiligen", nicht aber von dem „schwarzen Mann" in Peking. Diese Nachkommen Dschingiskhans haben den Gedanken an Eroberungen noch keineswegs aufgegeben; es heißt, sie harren nur auf ein Zeichen ihres Oberlama um gegen Peking anzurücken, und ein Reich in Besitz zu nehmen, das sie für ihre Beute halten, weil vor Zeiten dort einmal ihre Vorfahren herrschten.

Die mongolischen Fürsten beziehen von ihren Sclaven oder Unterthanen Abgaben, die zumeist in Schöpsen bestehen, und nach einem sehr ungerechten und widersinnigen Maßstab vertheilt werden. Der Eigenthümer von fünf oder mehr Ochsen muß einen Hammel geben; der Eigenthümer von zwanzig Schöpsen einen Hammel, von vierzigen zwei; aber von Allem was er mehr besitzt giebt er gar nichts. Die Steuer fällt also zumeist auf die Armen, und der Reiche zahlt stets nur zwei Hämmel, gleichviel wie stark seine Heerde ist. Außer diesen regelmäßigen Abgaben erheben die Fürsten noch gelegentlich Steuern von ihren Sclaven, z. B. bei Hochzeiten und Begräbnissen, oder wenn sie eine weite Reise vorhaben. Bei solchen Gelegenheiten müssen je zehn Zelte ein Pferd und ein Kameel stellen. Jeder Mongole der drei Kühe besitzt, muß einen Eimer Milch abgeben, und hat er deren fünf, so liefert er eine Maß Kumis, d. h. Milchbranntwein. Der Besitzer einer Hammelheerde von hundert Stück hat einen Filzteppich oder eine Jurtendecke zu bringen; wer mindestens drei Kameele hat, giebt ein Pack Seile, womit das Gepäck gebunden wird. Uebrigens werden natürlich in einem Lande wo Alles von dem Belieben des Häuptlings abhängt, dergleichen Vorschriften nicht genau befolgt; bald wird den Unterthanen die eine oder andere Abgabe erlassen, bald wird sie doppelt eingefordert.

Diebstahl und Mord werden sehr streng geahndet, aber der Geschädigte oder dessen Familie muß selber den Schuldigen verfolgen und ihn vor Gericht stellen. Wenn kein Kläger auftritt, bleibt auch ein offenkundiges Verbrechen ungestraft, es mag so schwer sein wie es wolle. Man nimmt an, daß der Verbrecher sich nicht gegen das Gemeinwesen sondern nur gegen den Geschädigten vergangen, also ein Privatverbrechen verübt habe. Aehnliche Begriffe herrschen auch in China und Thibet.

Die Mongolei bietet im Allgemeinen einen traurigen und wilden Anblick dar, und vergeblich schaut das Auge nach Mannigfaltigkeit und

Wechsel in der Landschaft aus. Die Einförmigkeit der Steppe wird nur unterbrochen durch Schluchten, tiefe Erdspalten oder unfruchtbare Felsenhügel. Gegen Norden hin, im Lande der Khalkhas, ist die Natur schon belebter; die Berge sind mit Hochwald bestanden und die Wiesengründe von Flüssen und Bächen durchzogen; aber im Winter ist alles Land weit und breit mit einer Schneedecke belegt. In der Nähe der großen Mauer schleicht die chinesische Civilisation wie die Schlange in der Wüste; dort erheben sich Städte, im „Graslande" gewinnt man schon Ernten, und der Hirt muß nach Norden hin zurückweichen. Der größte Theil der Mongolei besteht aus sandigen Ebenen die vollkommen baumlos sind; kaum gedeiht und auch nur spärlich kurzes sprödes Gras; dazu kommen dornige Kriechpflanzen, und da und dort magere Büschel Haidekraut; das ist der ganze Pflanzenwuchs der Gobi, in welcher zudem Wasser äußerst selten ist. In weiten Abständen findet man Brunnen, die zum Gebrauch der Karawanen gegraben worden sind. Die Mongolei hat nur zwei Jahreszeiten, nämlich neun Monate Winter und drei Monate Sommer. Manchmal ist die Hitze fürchterlich, insbesondere auf den Sandsteppen, sie hält aber nur einige Tage lang an. Die Nächte sind fast immer kalt. In jenen Strichen der Mongolei in welchen die Chinesen Ackerbau treiben, fallen sämmtliche Arbeiten in den Zeitraum von etwa einhundert Tagen. Der Boden wird, nachdem er einigermaßen aufgethaut ist, in aller Eile umgepflügt und sogleich besäet; Alles wächst ungemein rasch, und gleich nach der Ernte tritt der scharfe Winter ein.

Die ungemein strenge Kälte rührt hauptsächlich von drei Ursachen her; von der hohen Lage des Landes, dem mit Salpeter geschwängerten Boden und der Abwesenheit all und jeden Anbaues, mit Ausnahme der kleinen Strecken welche die Chinesen unter den Pflug gebracht haben. In diesen letzteren ist die Temperatur merklich milder geworden, die Wärme nimmt zu je weiter der Anbau vorrückt, und einige Getreidearten welche anfangs der Kälte wegen nicht gedeihen wollten, geben schon jetzt guten Ertrag. In der weiten Einöde schwärmen viele wilde Thiere umher, Hasen, Fasanen, Adler, gelbe Ziegen d. h. Antilopen, „graue Eichhörnchen" — wohl ein Erdhase, wie jener in den russischen Steppen oder wie Arctomy's ludoviciana, der sogenannte Prairiehund in Nordamerika? —; Füchse und Wölfe sind ungemein häufig. Es ist bemerkenswerth, daß die Wölfe in der Mongolei lieber Menschen als Thiere angreifen;

sie laufen nicht selten um Schafheerden herum, lassen dieselben in Ruhe, und suchen Gelegenheit um über den Hirten herzufallen. In der Nähe der großen Mauer brechen sie manchmal in die chinesisch-mongolischen Dörfer ein, lassen das Vieh unangetastet, und dringen in die Wohnungen um Menschen zu zerreißen; sie packen ihr Opfer allemal am Halse. Fast alljährlich richten sie dergleichen Unheil an. Ferner hat die Mongolei Hirsche, wilde Böcke, Dschiggetaïs, wilde (?) Kameele, Yaks, braune und schwarze Bären, Luchse, Unzen und Tiger. Die Mongolen reisen stets wohlbewaffnet mit Bogen, Lanzen und Flinte.

Der Mongole hat ein plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine nach hinten zurücktretende Stirn, kleine schräg geschlitzte gelbliche Augen, schwarzes, straffes Haar, dünnen spärlichen Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs ist von mittler Größe; er trägt hohe Lederstiefeln, einen weiten Schafpelz, und sieht daher kleiner aus als er wirklich ist. Sein Gang ist langsam und schwerfällig; seine Sprache hart, scharf und überhäuft mit abscheulichen Aspirationen. Seine äußere Erscheinung ist also höchst unvortheilhaft; aber im Gegensatz zu ihr hat der Mongole einen milden, äußerst gutmüthigen Charakter; äußerste Fröhlichkeit wechseln bei ihm mit tiefem Trübsinn. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes, aber er ist heftig, stürmisch und muthig sobald Fanatismus oder Rachsucht ihn in Wallung bringen. Er ist unbefangen und leichtgläubig wie ein Kind, und liebt deshalb auch leidenschaftlich Erzählungen, Sagen und Märchen. Die Einkehr eines reisenden Lama in ein Zelt ist allemal willkommen.

Der Mongole wird geschildert als arbeitsscheu, er liebe ein müßiges, träges Leben, raube und plündere gern, sei grausam und widernatürlichen Lastern ergeben. Das wären seine Fehler. Die alten Schriftsteller haben gewiß nicht übertrieben als sie die Greuel und Verwüstungen darstellten, welche der Mongolensturm in seinem Gefolge hatte. Wir aber glauben fest, daß die Mongolen heute nicht mehr sind, was sie damals waren. Ueberall wo wir mit ihnen in Berührung kamen, fanden wir sie großmüthig, offen und gastfrei; gleich Kindern suchten sie sich geringfügige Sachen welche ihre Neugier erregten, anzueignen, aber auf Raub und Plünderung sind wir bei ihnen niemals gestoßen. Arbeitsscheu sind sie freilich auch heute noch, und ihre Sitten keineswegs streng, doch spielt

dabei ein Sich gehen lassen eine weit größere Rolle als eigentliche Liederlichkeit und Verderbtheit. In dieser Beziehung stehen sie hoch über den Chinesen. Von Gewerbfleiß ist keine Rede; doch weben sie Filzdecken und gerben Leder; die Frauen nähen und sticken. Dagegen ist der Mongole ein vollendeter Hirt; Gesicht, Gehör und Geruch sind bei ihm außerordentlich scharf entwickelt. So ist das Volk unter welchem wir jahrelang lebten.

Erstes Kapitel.

Die französische Mission in Peking. — Ein Blick auf das Königreich Uniot. — Vorbereitungen zur Abreise. — Ein tatarisch-chinesisches Gasthaus. — Samdadschiemba. — Sain Ula, das gute Gebirge. — Kälte und Straßenräuber. — Lagerplatz in der Wüste. — Der große kaiserliche Wald. — Buddhistische Denkmäler auf den Gipfeln der Berge. — Topographie des Königreiches Geschekten; Charakter seiner Bewohner. — Eine Goldgrube. — Abenteuer Samdadschiemba's. — Die Umgebungen der Stadt Tolon Noor.

Die französische Mission zu Peking befand sich unter den ersten Kaisern aus der Mandschudynastie in einem Zustande hoher Blüthe, aber als Kia King, der fünfte in der Reihe jenes Herrscherstammes, seit 1799, die Christen zu verfolgen begann, wurden die Missionäre vertrieben oder hingerichtet, und jene Anstalt gerieth ganz in Verfall. Von dem zu jener Zeit stürmisch bewegten Europa her brachte man den Glaubensgenossen im fernen Lande keine Hilfe, und man hatte sie so völlig aus den Augen verloren daß die französischen Lazaristen nur noch schwache Trümmer vorfanden, als sie nach Peking kamen. Viele Christen waren in das Land jenseit der großen Mauer geflüchtet, und hatten in den Einöden der Mongolei Sicherheit vor den Verfolgungen der chinesischen Behörden gesucht; sie lebten da und dort zerstreut, und bebauten mit Erlaubniß der Mongolen etwas Land. Einzelne Missionäre ließen sich unter diesen versprengten Christen nieder, brachten es durch Ausdauer und Beharrlichkeit dahin, sie zusammen zu halten, und leiteten von der Mongolei aus die vormalige Mission zu Peking, welche der Fürsorge einiger chineschen Lazaristen anvertraut wurde. Denn französische Missionäre durften es nicht wagen in der frühern Weise ihre Wirksamkeit in Peking zu beginnen; sie würden durch ihre Anwesenheit die kaum wieder auflebende Mission den größten Gefahren blosgestellt haben.

Auf unseren Besuchsreisen zu den chinesischen Christen in der Mongolei haben wir manche Ausflüge in die unbebauten Steppengegenden gemacht, die man als Tsao-Ti, das Grasland, bezeichnet. Wir fanden Obdach unter den Zelten dieses Nomadenvolkes, lernten es kennen, gewannen es lieb, und beschlossen, ihm das Evangelium zu predigen. Seitdem trieben wir mit großem Eifer das Studium der mongolischen Sprache. Im Jahre 1842 errichtete der Papst ein apostolisches Vicariat für die Mongolei.

Im Jahre 1844 langten Eilboten aus Si-Wang an, einem kleinen chinesischen Dorfe, das nördlich von der großen Mauer etwa eine Tagereise von Süen Hoa Fu entfernt liegt. In Si-Wang ist eine kleine christliche Gemeinde, und inmitten derseben lebt der apostolische Vicar. Der Prälat übersendete uns Verhaltungsbefehle für die große Reise, welche wir demnächst anzutreten hatten. Es war unsere Aufgabe Charakter und Sitten der Tataren genau kennen zu lernen, und wo möglich Ausdehnung und Grenzen des Vicariates zu bestimmen. Bevor wir unsere Wanderung antraten, schickten wir einen vor kurzem bekehrten Lama aus, um uns Kameele von den Weiden des Königreiches Naiman zu holen. Inzwischen beeilten wir uns einige mongolischen Bücher zu vollenden, deren Abfassung uns seither beschäftigt hatte.

Endlich waren wir mit diesen kleinen Gebet- und Lehrbüchern fertig, aber unser junger Lama ließ sich immer noch nicht wieder blicken. Da er aber jeden Tag zurück erwartet werden konnte, so verließen wir das Thal der schwarzen Gewässer, He-Schüy, um ihn zu Pie-lie Keu, das heißt den einander nahe liegenden, aneinander stoßenden Schluchten, zu erwarten, weil diese Oertlichkeit uns für die Vorbereitungen zur Reise allerlei Vortheile darbot. Aber wir warteten und harrten, das Herbstwetter wurde bereits empfindlich frisch, und wir mußten besorgen daß die scharfe Winterkälte uns mitten in den mongolischen Steppen ereilen werde. Wir schickten demnach einen unserer Schüler ab, um den jungen Lama und unsere Kameele aufzusuchen. Er kam richtig an dem festgesetzten Tage zurück, aber leider unverrichteter Dinge. Er hatte nur von einem Tataren erfahren daß unser Lama schon seit einigen Tagen auf der Rückkehr begriffen sei. „Wie kommt es denn", sprach unser Bote, „daß meine Beine mich schneller tragen, als jene der Kameele? Sie sind lange vor mir aus Naiman abgegangen und ich bin doch eher an Ort und Stelle! Ehrwürdige Väter, habt nur noch ein Weilchen Geduld, und ich stehe Euch dafür daß der Lama mit den Kameelen eintrifft." Aber es vergingen

abermals mehrere Tage, und wir schickten den Eilboten noch einmal fort, um genaue Kundschaft zu holen.

Inzwischen befanden wir uns nach wie vor an den Pie-lie-keu, den Schluchten, einer tatarischen Landschaft die vom Königreich Uniot abhängig ist. Wir sagen Königreich, weil der Häuptling des Stammes den Titel Wang, König, führt. Diese Länder haben viele Umwälzungen erlebt. Die heutigen Bewohner behaupten daß ihr Land ehemals von koreanischen Stämmen bewohnt gewesen sei, welche nach langen Kriegen dasselbe räumten und nach jener Halbinsel zwischen dem gelben Meere und der japanischen See flüchteten, die jetzt Korea heißt. Man findet in jenem Theile der Mongolei nicht selten Ueberbleibsel großer Städte und Trümmer von Burgen, die mit den mittelalterlichen Europa's Aehnlichkeit haben. Bei Nachgrabungen kommen Lanzen, Pfeile, Ackerbaugeräthe und Urnen zum Vorschein; in diesen letzteren liegen häufig koreanische Münzen. Die Chinesen sind erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in dieses Land eingedrungen. Damals waren die Berge noch dicht mit Waldungen bestanden, in den Thälern erhoben sich auf üppigen Weiden die Zelte der mongolischen Hirten, welche gegen mäßigen Zins den Chinesen erlaubten die wüsten Plätze in Ackerland umzuwandeln. Allmälig gewann der Anbau immer größere Ausdehnung; die Tataren mußten auswandern und ihre Heerden auf andere Weiden treiben. Von nun an bekam das Land ein ganz anderes Aussehen. Die Chinesen rodeten die Bäume aus, die Berge wurden kahl, die Wiesenfluren in Brand gesteckt, und der Boden dermaßen angegriffen, daß er seine alte Fruchtbarkeit verlor.

Gegenwärtig ist dieses Land weit und breit von Chinesen überzogen, die dasselbe durch ihr Verwüstungssystem zu Grunde gerichtet haben. Wahrscheinlich ist auch dadurch das Klima wesentlich verschlechtert worden. Sehr nachtheilig wirkt die Dürre, welche in fast jedem Frühjahr sich einstellt. Wenn die Winde heranbrausen, wird der Himmel düster; der Sturm wächst von Tage zu Tage an Gewalt, und hält manchmal bis zum Eintritt des Sommers an. Der Staub wird in mächtigen Säulen emporgewirbelt, die ganze Atmosphäre ist mit demselben erfüllt und wie von einem Nebel durchzogen, und die Düsterniß wird manchmal so stark, daß man um die Mittagszeit keine Hand vor Augen sehen, wohl aber den Staub greifen kann. Diesen Stauborkanen folgen Regengüsse, die in Strömen herabfallen, oft wolkenbruchartig, man möchte sagen wie Katarakten. Dann verwandelt sich der Boden in einen Schlammocean, der von den Bergen herabströmt, und Alles was ihm entgegensteht mit

sich wegtreibt. Der Boden trocknet rasch ab, aber die Ernte ist vernichtet, das Weideland mit Schlamm überdeckt, von Kieseln zerrissen und aufgewühlt, und für alle Zeiten verdorben. Auch Hagel fällt sehr oft in diesem unglückseligen Lande, und manchmal ist er so dick daß zum Beispiel wir Körner gesehen haben deren Gewicht nicht unter zwölf Pfund betrug. Manchmal vernichtet er in einem Augenblicke ganze Heerden. Im Jahre 1843 erhob sich an einem Sommertage ein gewaltiges Donnerwetter, man vernahm aus der Luft ein grauenvolles Geräusch, und unweit von dem Hause in welchem wir wohnten, fiel ein Stück Eis von der Größe eines Mühlsteines zu Boden. Es wurde mit Aexten zerschlagen, und war erst nach drei Tagen zerschmolzen.

In Folge von Dürre und Ueberschwemmungen entsteht zuweilen Hungersnoth, die dann viele Menschen hinwegrafft. Jene im zwölften Jahre der Regierung des Kaisers Tao-kuang,*) also 1832, ist die schrecklichste von welcher jemals dieses Land heimgesucht wurde. Die Chinesen behaupten, man habe allgemein vorausgeahnt daß ein entsetzliches Unglück eintreten werde, doch habe sich Niemand Rechenschaft von diesem peinlichen Bewußtsein ablegen können. Schon im Winter 1831 gingen unheilverkündende Sagen durch das Land. Es hieß: Im nächsten Jahre wird es weder Arme noch Reiche geben, das Blut wird von den Bergen herabströmen, die Thäler werden von Knochen ausgefüllt; — u fu, u kiung; hüe man schan, ku man tschuan. Diese Worte waren in Aller Munde, und sogar die Kinder riefen sie einander beim Spielen zu. Die Menschen waren unruhig bewegt, und im Innersten geängstigt ohne noch zu wissen warum. So brach das Jahr 1832 herein. Weder im Frühjahr noch im Sommer fiel ein Regentropfen; vor der Ernte kamen Hagelschauer und richteten alle Feldfrüchte zu Grunde. Nun war die Noth groß. Man bot Häuser, Felder, Thiere für etwas Korn, das beinahe mit Gold aufgewogen wurde; die Leute aßen Gras, und als sie das nicht mehr fanden gruben sie Wurzeln aus der Erde. So wurde die Prophezeiung erfüllt; viele Menschen starben auf den Bergen wo sie Gras gesucht hatten, auf den Wegen lagen Leichen umher, Häuser standen leer, ganze Dörfer waren bis auf die letzte Seele ausgestorben. Es gab in der That weder Reiche noch Arme, die entsetzliche Hungersnoth hatte Alles gleich gemacht.

*) Er starb 1851, und war der sechste Kaiser aus der Mandschudynastie. Ihm folgte sein neunzehnjähriger Sohn, welcher seine Regierung als Hien Fong, allgemeine Glückseligkeit, bezeichnet. Tao-kuang bedeutet Glanz der Vernunft. (Vergl. Gützlaff, Leben des Kaisers Taokuang. Leipzig 1852.)

In diesem traurigen Lande harrten wir des Eilboten, welchen wir nach dem Königreiche Naiman geschickt hatten. Er kam zu der anberaumten Zeit nicht zurück, und es verliefen noch manche Tage ohne daß Lama, Kameele oder Eilbote sich einstellten. Wir sahen uns nun aufs Aeußerste gebracht, konnten unmöglich noch länger in der bisherigen Weise zuwarten, und mußten auf anderweitige Mittel zum Fortkommen denken. So bestimmten wir denn unabänderlich einen Tag zur Abreise, und beschlossen uns von einem Christen, der über einen Karren zu verfügen hatte, bis Tolon Noor begleiten zu lassen, das von den Schluchten etwa funfzig starke Wegstunden entfernt liegt. In Tolon Noor wollten wir diesen Führer zurückschicken und dann unsere Pilgerfahrt weiter fortsetzen. Dieser Vorsatz erfüllte die Christen mit Besorgniß; es erschien ihnen durchaus unbegreiflich, wie zwei Europäer ohne Führer und Begleiter eine weite Reise durch ein unbekanntes Land wagen konnten, in welchem ohnehin manche Gefahren drohten; wir hatten aber gute Gründe fest auf unserm Entschlusse zu beharren. Chinesen mochten wir nicht zu Begleitern haben. Es schien uns platterdings nothwendig, endlich einmal die Fesseln zu sprengen, mit welchen man in China die Missionäre gebunden hat. Die vorsichtige Sorgfalt oder vielmehr der Kleinmuth eines chinesischen Katechisten war uns im Lande der Tataren zu gar nichts nütze; ein Chinese konnte uns lediglich Verlegenheit bereiten.

Am Sonntag Abend war Alles bereit; am andern Morgen wollten wir die Reise antreten. Wir hatten um unsere kleinen Koffer Ketten gelegt, und die Christen hatten sich schon eingefunden um uns Lebewohl zu sagen. Da kam zu Aller Ueberraschung, als eben die Sonne untergehen wollte, unser Eilbote zurück, wir sahen es aber gleich an seiner kläglichen Miene daß er keine guten Nachrichten mitbrachte. Er sprach: „Meine geistigen Väter, die Sachen stehen schlimm; Alles ist verloren und ihr dürft auf Nichts mehr hoffen; im Königreiche Naiman hat die heilige Kirche keine Kameele mehr. Der Lama ist gewiß todtgeschlagen worden, und ich meine daß hier der Teufel seine Hand im Spiele gehabt hat.“

Zweifel und Besorgnisse wirken auf unser Gemüth oft viel peinlicher als die Gewißheit eines handgreiflichen Misgeschickes. Und so enthoben denn so niederschlagende Nachrichten auch uns der Ungewißheit, in welcher wir bisher schwebten. Wir beharrten auf unserm Vorsatze. Nachdem wir genugsam die Klagen und Beileidsbezeigungen der Christen angehört hatten, legten wir uns schlafen. Am andern Tage sollte dann unser Nomadenleben beginnen.

Als die Nacht weit vorgerückt war vernahmen wir plötzlich von draußen her Stimmen und allerlei Geräusch; bald nachher wurde heftig an unsere Hausthür gepocht. Hastig sprangen wir auf. Der junge Lama war endlich, sammt den Kameelen, eingetroffen. Dadurch änderte sich freilich die Sache, und die Abreise wurde nun auf Dienstag festgesetzt. Auch wollten wir den Karren zurücklassen und ganz tatarisch auf Kameelen reiten. Froh und guter Dinge gingen wir wieder zu Bett, aber Schlaf kam nicht in unsere Augen; wir dachten daran wie wir unsere kleine Karawane am zweckmäßigsten einrichten könnten. Aber weshalb war der Lama so lange fortgeblieben? Er erzählte uns am andern Morgen, daß er längere Zeit krank danieder gelegen, und nach seiner Genesung ein Kameel aus der Wüste geholt habe; ein anderes sei ihm gestohlen und erst nach einem langwierigen Processe zurück erstattet worden.

Am Montage trafen wir die letzten Vorbereitungen zum Aufbruch. Am Zelte, das aus blauer Leinwand verfertigt war, nahmen wir allerlei Verbesserungen vor; unsere Freunde schnitten einen beträchtlichen Vorrath langer Holznägel; der große Messingkessel und der Dreifuß wurden ausgebessert, Seile gewunden, die Geschirre für die Kameele nachgesehen. Am Dienstag früh war Alles so weit fertig daß wir nur nöthig hatten, den Kameelen Holzpflöcke in die durchbohrten Nasenknorpel zu stecken, und damit befaßte sich unser junger Lama. Die armen Thiere schrien entsetzlich, weil die Operation sehr schmerzhaft war. Alle Christen waren herbeigeeilt und hatten um den Lama einen Kreis geschlossen; sie wollten sehen wie er die Kameele zur Reise anschirre und bepacke, denn für die Chinesen ist dergleichen etwas nicht Alltägliches. Nachdem Alles fertig war, tranken wir Thee und gingen in die Kapelle. Die Christen stimmten einen Abschiedsgesang an, wir sagten der kleinen Gemeinde Lebewohl und machten uns auf den Weg. Sambadschiemba, das war der thibetanische Name unsers Kameelführers, saß mit ernster Würde auf einem kleinen schwarzen Maulthier und ritt voran; hinter ihm gingen die beiden mit unserm Gepäck beladenen Kameele; dann folgten wir, die beiden Missionäre Huc und Gabet; der erstere ritt eine große Kameelstute, der andere ein Pferd, und zwar einen Schimmel.

Wir waren darüber einig daß wir uns in unserm äußern Leben so viel als möglich tatarisch umgestalten und alles Chinesische abstreifen wollten. Doch konnte das nur allmälig geschehen; denn anfangs befanden wir uns noch unter Chinesen, die uns das Ehrengeleit gaben, und am ersten Abend mußten wir in einem Gasthause einkehren, welches der

Oberkatechist der Schluchten hielt. Mit der Karawane wollte es aber nicht gleich von vorne herein erwünschten Fortgang nehmen, denn wir waren Neulinge, und verstanden uns nicht auf das Satteln und Lenken der Kameele; wir mußten deshalb oftmals still halten und das Eine oder Andere wieder in Ordnung bringen, so gut es eben ging. Natürlich kamen wir nur sehr langsam vorwärts. Nachdem wir 35 Li*) zurückgelegt hatten, kamen wir aus dem angebauten Land in das Land der Gräser oder Kräuter, das heißt in die unbebaute Steppe, Tsao-li. Von da an ging es besser vorwärts, denn die Kameele wußten sich dort in ihrem eigentlichen Elemente und trabten in der Wüste weit rascher vorwärts als zwischen bebauten Feldern. Bald mußten wir einen hohen Berg hinanklimmen, die Kameele wußten sich jedoch für die Anstrengungen zu entschädigen; sie weideten die Pflanzen ab, welche sie am Wege fanden. Wir hatten dann große Mühe sie weiter zu treiben, und unser Geschrei war stark genug, um die Füchse aufzuschrecken, die aus ihren Löchern hervorkamen und in aller Eile das Weite suchten. Von dem Gipfel des steilen Berges erblickten wir die tief unten liegende christliche Herberge von Yan-Pa-Eül. Der Weg dorthin war uns deutlich vorgezeichnet; wir brauchten nur dem Laufe einiger klaren Bäche zu folgen welche auf dem Berge entspringen, am Fuße desselben sich vereinigen und dann einen prächtigen Fluß bilden, welcher den Gasthof umschlängelt. Der Obergastwirth oder, um es chinesisch zu bezeichnen, der Intendant der Kasse, begrüßte uns.

Man trifft hin und wieder in der Mongolei, in den Gegenden welche an China grenzen, Herbergen mitten in der Wüste, die eine ganz eigenthümliche Einrichtung haben. Gewöhnlich bilden sie ein sehr großes eingehegtes Viereck. Inmitten desselben erhebt sich ein etwa zehn Fuß hohes Haus, zu dessen Aufbau weder Holz noch Stein, sondern lediglich Erde benützt wird. Zur rechten und linken Seite findet man einige kleine sehr armselige Zimmer, das Uebrige bildet nur einen großen Saal, der Alles in Allem ist, nämlich Küche, Speisezimmer und Schlafgemach. Die Reisenden werden gleich nachdem sie abgestiegen sind in diesen überaus schmuzigen, übelriechenden und von Rauch und Qualm geschwärzten Saal geführt, wo man ihnen einen langen und großen K a n g anweist. Ein Kang ist eine Art von Ofen der ziemlich drei Viertheile des großen Gemaches einnimmt, etwa vier Fuß über den Boden sich erhebt und eine platte Oberfläche hat. Auf derselben ist eine Matte ausgebreitet; reiche Leute legen,

*) Li = chinesische Meile, deren zehn auf eine französische Lieue oder eine starke deutsche Wegstunde gehen.

um es bequemer zu haben, noch Filzteppiche und Pelzwerk darauf. An der Vorderseite sind drei mächtig große Kessel eingemauert, in welchen die Reisenden ihre Speisen kochen. Die Oeffnungen vermittelst welcher man die Feuerung in diesen ungeheuern Ofen bringt, stehen mit dem Innern des Kang in Verbindung, und die Hitze wird in demselben gleichmäßig vertheilt. So kommt es daß auch bei strenger Winterkälte eine sehr warme Temperatur vorhanden ist. Der Intendant der Kasse ladet jeden Reisenden der in den Saal tritt sogleich ein auf den Kang zu steigen. Dort nimmt man an einem großen Tische Platz, dessen Füße fünf bis sechs Fuß hoch sind, und schlägt die Beine übereinander ganz so wie unsere Schneider bei der Arbeit. Im untern Theile des Saales gehen die Gäste und die zum Wirthshaus gehörenden Leute ab und zu, unterhalten das Feuer, kochen Thee und kneten Mehl. Solch ein Kang in den chinesisch-mongolischen Herbergen bietet einen äußerst lebhaften und in seiner Weise malerischen Anblick dar. Dort wird gegessen, getrunken, geraucht, gespielt, geschrieen, und manchmal fehlen auch Schlägereien nicht. Am Tage ist der Kang Speisezimmer, Zechsaal und Spielhölle, Abends verwandelt er sich in ein Schlafgemach. Dann rollen die Reisenden ihre Decken auseinander, vorausgesetzt nämlich daß sie dergleichen haben, oder decken sich mit ihren Kleidern zu. Sind zahlreiche Gäste da, so legen sie sich in zwei langen Reihen nieder, und zwar in der Weise daß sie einander die Füße zukehren. Alle haben sich am Boden hingestreckt, aber daraus folgt noch nicht daß sie schlafen; allerdings schnarchen manche aus Leibeskräften, aber andere rauchen, trinken Thee oder schwatzen laut. Auf diese phantastische Scene, die einen tiefen und eigenthümlichen Eindruck macht, wirft der trübe Schein einer Lampe ein mattes ungewisses Licht, ein grauenhaftes Helldunkel. Man kann nicht sagen daß die Lampe in solchen Herbergen hübsch und zierlich sei; sie besteht insgemein aus einer zerbrochenen Tasse, die mit übelriechendem Oel gefüllt ist; in demselben schwimmt in schlangengleichen Windungen ein langer Docht. Solch eine Porzellanscherbe steht in einem Wandloche zwischen zwei Klötzen, die ihr einigen Halt geben.

Uns hatte der Intendant der Kasse sein eigenes Zimmer zugedacht; und wir nahmen in demselben gern unser Abendessen ein. Es wollte uns aber nicht anstehen darin auch zu schlafen, denn wir waren nun einmal mongolische Reisende, hatten ein hübsches Zelt und wollten ohne Weiteres den Versuch machen, wie wir in und mit demselben zurecht kämen. Dagegen konnte ohnehin Niemand etwas einwenden, weil man überzeugt war,

daß wir nicht etwa die Herberge verachten, sondern dem Brauche der Nomaden treu bleiben wollten. Das Zelt wurde demnach aufgeschlagen. Dann breiteten wir unsere Bockfelle aus, und ließen ein lustiges Feuer flackern, denn allgemach begannen die Nächte kalt zu werden. Wir hatten uns eben schlafen gelegt, als der „Inspector der Finsterniß" furchtbar auf eine Kesselpauke losschlug. Die vollen und gewaltigen Töne dieses Tamtam fanden Wiederhall in den umliegenden Thälern, und schreckten Tiger und Wölfe von dannen.

Schon vor Tagesanbruch waren wir auf den Beinen, um eine Metamorphose von nicht geringer Wichtigkeit an uns vorzunehmen. Es kam nämlich darauf an, die chinesischen Kleider welche wir bisher getragen, abzulegen und mit anderen zu vertauschen. Alle Missionäre die in China verweilen tragen sich so, daß sie im Aeußern sich durch nichts von Leuten bürgerlicher Beschäftigung unterscheiden. Das hat für sie allerlei Uebelstände, so weit wenigstens ihre amtliche Wirksamkeit in Frage kommt. Unter den Mongolen wird ein „schwarzer Mann", der sich herausnähme über religiöse Angelegenheiten zu reden, ausgelacht oder verächtlich behandelt. Die Tataren nennen alle Nichtgeistlichen „schwarze Menschen" (Hara-Humu), vielleicht weil sie das Haar wachsen lassen, im Gegensatz zu dem weißen Kopfe der Lamas, die das Haar völlig abscheeren müssen. Ein schwarzer Mensch hat sich nur um Angelegenheiten dieser Welt zu bekümmern, und religiöse Dinge gehen ihn nichts an; diese sind ausschließlich den Lamas zugewiesen. Für uns aber waren jetzt keine Gründe mehr vorhanden das bürgerliche chinesische Kleid zu tragen; wir legten es daher ab und wählten eine Tracht, welche der Würde unsers geistlichen Amtes entsprach. Die Ansichten welche in dieser Beziehung der apostolische Vicar in den uns ertheilten Verhaltungsregeln aussprach, trafen durchaus mit unseren Wünschen zusammen. Wir wählten demnach die bürgerliche Kleidung, welche die thibetanischen Lamas gewöhnlich tragen, nicht die geistliche Tracht mit welcher sie sich schmücken, wenn sie in den Pagoden beten oder anderen geistlichen Feierlichkeiten beiwohnen. Die Kleidung der thibetanischen Lamas schien uns auch noch deshalb angemessen, weil unser junger Neubekehrter Samdadschiemba sie trug.

Wir erklärten den Christen in unserer Herberge, daß wir ferner nicht mehr aussehen wollten wie chinesische Kaufleute, es sei vielmehr unsere Absicht, den Zopf wegzuschneiden und das Hauptharr abzuscheeren. Dieser Entschluß machte sie bestürzt und erregte ihre Empfindlichkeit, ja Einige schienen sogar Thränen deshalb zu vergießen. Andere gaben sich Mühe

uns eines Bessern zu belehren, und uns umzustimmen, doch machten ihre pathetischen Vorstellungen keinerlei Eindruck, denn wir nahmen ein Scheermesser und gaben es unserm Sambadschiemba in die Hand. Nach einer Minute war der lange Zopf, den wir seit unserer Abreise aus Frankreich hatten wachsen lassen, mit Stumpf und Stiel entfernt. Dann zogen wir einen weiten gelben Rock an, der auf der rechten Seite vermittelst fünf vergoldeter Knöpfe geschlossen wurde; legten einen rothen Gürtel um, und zogen über den Rock eine rothe Jacke mit einem kleinen Kragen von veilchenfarbenem Sammet. Dazu kam dann noch eine gelbe Mütze mit rothem Büschel, und unser Lamaanzug war fertig.

Dann kam das Frühstück, aber unsere Freunde waren trüb und misgestimmt; sie sprachen nur wenig. Als der Intendant der Kasse die kleinen Gläser und die Urne brachten, auf welcher der warme chinesische Wein stand, erklärten wir ihm daß für uns von nun an eine ganz andere Lebensweise beginne. „Nimm Wein und Kohlenbecken fort," sagten wir, „fortan trinken wir keinen Wein und bedürfen auch der Pfeife nicht mehr. Du weißt," so fügten wir lächelnd hinzu, „daß ein guter Lama weder Wein trinkt noch Tabak raucht." Aber die chinesischen Christen waren weit entfernt zu lachen, sie starrten uns an und sagten kein Wort; wir sahen es ihnen an, daß sie uns bedauerten, denn sie waren fest überzeugt wir würden in den Wüsten der Mongolei vor Hunger und Elend zu Grunde gehen. Nach dem Frühstück legten die Leute aus der Herberge die Zelte zusammen, schirrten die Kameele an und machten Alles zur Abreise fertig; wir aber nahmen einige in Wasserdampf gekochte Stücke Brot und suchten uns zum Nachessen am Bache wilde Stachelbeeren. Bald nachher wurde uns gesagt, daß Alles bereit sei. So bestiegen wir denn unsere Thiere und schlugen den Weg nach Tolon Noor ein; unser einziger Begleiter war Sambadschiemba.

So befanden wir uns denn ohne Führer ganz allein in einer neuen Welt! Von jetzt an gab es keine Pfade mehr, auf welchen schon vor uns Missionäre gewandelt wären, denn wir kamen in ein Land wo noch Niemand das Evangelium gepredigt hatte. Aber es war einmal geschehen. Wir sahen keine Christen mehr die bereitwillig uns Dienste erwiesen, wir waren uns selbst überlassen, mitten in einem feindlichen Lande, mußten unsere Angelegenheiten selbst besorgen und durften nicht erwarten, auf der Reise die Stimme eines Freundes und Bruders zu vernehmen. Indessen, was lag daran? Wir fühlten uns im Herzen stark und muthig, und gingen Kraft dessen der gesagt hat: Gehet hin und lehret alle Völker.

Sambadschiemba war, wie bemerkt, unser einziger Reisegefährte. Dieser junge Mensch war weder Chinese, noch Tatar, noch Thibetaner, doch sah man auf den ersten Blick, daß er dem großen mongolischen Volksstamme angehörte. Seine Nase war breit und aufgeworfen, der Mund groß und gerade geschnitten, die Lippen waren dick und vorstehend, und seine Gesichtsfarbe war stark broncirt; der ganze Anblick seines Gesichts war unangenehm und hatte etwas Wildes. Wenn seine kleinen Augen unter den langen haarlosen Lidern hervorstachen, und er uns stirnrunzelnd ansah, flößte er zugleich Furcht und Vertrauen ein. An dieser seltsamen Gestalt war aber doch eigentlich nichts, was scharf hervorgetreten wäre, weder die boshafte Verschmitztheit des Chinesen, noch die offene franke Gutmüthigkeit der Mongolen, oder das muthige Kraftbewußtsein des Thibetaners; wohl aber hatte er etwas von alle dem an sich. Sambadschiemba war ein Dschiahur. Wir werden später Gelegenheit finden, über die Heimat unsers Kameelführers zu sprechen.

Sambadschiemba war als elfjähriger Knabe aus einem Lamakloster entlaufen, weil sein Lehrer ihn allzustreng gezüchtigt hatte, trieb sich dann manches Jahr als Landstreicher umher, und lebte bald in den Einöden der Mongolei bald in chinesischen Städten. Man begreift, daß dabei die angeborene Rauhheit und Herbe seines ganzen Wesens nicht abgeschwächt oder gemildert werden konnte; seine Geistesanlagen waren durchaus unentwickelt geblieben. Dagegen konnte er sich einer ungeheuern Muskelstärke rühmen, auf welche er sich denn auch viel zu Gute that. Nachdem Herr Gabet ihn unterrichtet und getauft hatte, war er in den Dienst der Missionäre getreten; und die Reise, welche wir jetzt antraten, entsprach vollkommen seinem Hang zu einem herumschweifenden abenteuernden Leben. Als Wegweiser durch die mongolische Wüste konnte er uns von keinem Nutzen sein, denn in jener Richtung welche wir einschlugen kannte er sie ebenso wenig als wir selber. Wir mußten uns daher auf unsern Kompas und die vortreffliche Charte Andriveau Goujons verlassen.

Seitdem wir die Herberge Yan Pa Eül verlassen hatten, kamen wir ungehindert vorwärts und Alles ging nach Wunsch von Statten, abgerechnet einige Flüche, die uns von einigen chinesischen Kaufleuten entgegen geschleudert wurden als wir über einen Berg ritten. Diese Leute hatten nämlich vor schwerbeladene Karren viele Maulthiere gespannt, und diese gingen durch als sie unsere Kameele erblickten. Dabei wurden einige Wägen umgestürzt; die Verwirrung war groß, und es regnete Verwünschungen gegen uns und unsere gelben Kleider.

Das Gebirge welches wir hinanklimmten heißt Sain=Ula, das gute Gebirge, und führt diesen Namen wahrscheinlich weil es gerade das Gegentheil davon ist. Im ganzen Lande hat es schlechten Ruf wegen vieler Unglücksfälle und Unthaten für welche es den Schauplatz bildet. Wir erstiegen dasselbe auf rauhem, steilem Wege, der zum Theil von Felsstücken unwegsamer gemacht wurde als er schon an sich war. Etwa auf der halben Höhe steht ein der „guten Alten“, Sain Nai, geweihter Tempel, in welchem ein Mönch wohnt, der dann und wann einige Schaufeln Erde an die unwegsamsten Stellen der Straße wirft, und für diese Bemühung von den Reisenden eine kleine Belohnung einfordert, von welcher er dann seinen Lebensunterhalt bestreitet.

Nachdem wir drei Stunden lang bergauf geritten waren, befanden wir uns endlich oben auf einer weiten Hochfläche, deren Ausdehnung von Osten nach Westen etwa eine Tagereise betragen mag; von Norden nach Süden ist sie dagegen ungleich beträchlicher. Von dieser Höhe herab sieht man in weiter Ferne wie in den Ebenen der Tatarei die Zelte der Mongolen gleichsam amphitheatralisch an den Abhängen der Hügel aufgeschlagen sind; es sieht aus als habe man eine Menge von Bienenstöcken vor sich. An den Abhängen dieses Gebirges haben mehrere Flüsse ihren Ursprung. Unter anderen erkennt man den Schara Muren oder gelben Fluß (nicht zu verwechseln mit dem chinesischen Hoang Ho), dessen vielfach gewundenen Lauf durch das Königreich Geschekten man deutlich verfolgen kann. Nachdem er dieses letztere und Naiman bewässert hat, bricht er durch die Pfahlbarriere in die Mandschurei, und fließt in der Richtung von Norden nach Süden zum Meere; an seiner Mündung führt er den Namen Leao=Ho.

Das gute Gebirge ist auch berüchtigt durch seine Kälte, der fast in jedem Winter viele Reisende erliegen. Manchmal bleiben ganze Züge aus, die man im Unterlande vergeblich erwartet; bei Nachsuchungen trifft es sich dann wohl daß man Menschen und Thiere erfroren findet. Dazu kommen noch die Gefahren, welche von Räubern und wilden Thieren drohen. Die ersteren haben dort gleichsam ihre Herbergen aufgeschlagen und lauern den Reisenden auf, die von Tolon Noor kommen oder dorthin gehen. Wehe Jedem der diesen Räubern unter die Hände fällt; denn sie nehmen ihm nicht blos Geld, Kameele oder Pferde ab, sondern ziehen ihm auch die Kleider aus, sodaß er vor Frost und Hunger eines elenden Todes stirbt. Aber dabei verfahren sie mit äußerster Höflichkeit, setzen den Leuten nicht etwa das Feuerrohr auf die Brust und fordern ihm mit

barschen Worten seine Habe ab. Sie treten vielmehr ganz bescheiden an den Reisenden heran und sprechen: „Mein lieber älterer Bruder, es wird mir zu beschwerlich zu Fuße zu gehen, willst Du mir nicht Dein Pferd leihen? Auch habe ich kein Geld; also borge mir Deine Börse. Heute ist es auch recht kalt; Du kannst mir wohl Deinen Rock borgen.“ Thut der „ältere Bruder“ das, so sagt man ihm: „Schönen Dank, Bruder;“ aber wenn er sich weigert und sperrt, wird er gestoßen, geschlagen und auch wohl niedergehauen.

Wir befanden uns noch immer auf der Hochfläche als schon die Sonne dem Untergehen nahe war, und mußten also an einen Lagerplatz denken. Vor allen Dingen kam es darauf an, Brennstoff, Wasser und Weide zu finden, und bei dem bösen Rufe in welchem das gute Gebirge steht, wünschten wir zudem noch einen abgelegenen recht einsamen Platz ausfindig zu machen, denn die Furcht vor einer Heimsuchung durch die Räuber quälte uns allerdings. Wir waren ja noch Neulinge im Nomadenleben, und was hätten wir ohne Kameele und Pferde anfangen sollen? Endlich wählten wir eine von Bäumen eingefaßte Niederung, ließen die Kameele knieen, luden das Gepäck ab, und versuchten unser Zelt auf einer ebenen Stelle aufzuschlagen, die am Rande des Kaiserwaldes lag, dicht neben einer hundertjährigen Fichte neben welcher ein Quell rieselte. Der Aufbau unsers kleinen Leinwandpalastes machte uns freilich viel zu schaffen, allein — anfangs wollte es nicht recht vorwärts, dann ging es etwas besser, nachher wieder besser und zuletzt recht gut von Statten.

Nachdem wir mit dieser ersten Arbeit fertig waren, kam es darauf an unsern Thürhüter in sein Amt einzuweisen. Wir hätten schon früher bemerken sollen, daß auch ein solches Individuum unserer Karawane angehörte. Wir schlugen einen großen eisernen Nagel bis zum Kopf in die Erde; durch den Kopf ging ein Ring, an welchem eine lange Kette befestigt war, die ihrerseits mit dem Halsband unsers getreuen Arsalan in engster Verbindung stand. Arsalan, das heißt im Tatarisch-Mongolischen Löwe, hatte die Aufgabe laut zu bellen sobald ein Fremder sich blicken ließ. Somit war nun das Gebiet von welchem wir für die bevorstehende Nacht Besitz genommen hatten, möglichst gesichert. Dann banden wir einige Reisigbündel zusammen und suchten A r g o l s. So heißen bei den Tataren die Düngerfladen wenn sie getrocknet sind und sich als Brennstoff verwenden lassen. Bald flackerte ein lustiges Feuer, das Wasser im Kessel siedete und wir warfen einige Päckchen K u a m i e n hinein, eine Art zubereiteten Teiges, der gleich den Vermicelli auf eine lange Schnur gezogen

wird. Um ihn zu fetten und schmackhafter zu machen, thaten wir Speck hinzu, den uns die Christen in der Herberge Yan Pa Eül geschenkt hatten. Bald schien alles gar und gut gekocht zu sein, wir zogen unsere Näpfe, die immer vor der Brust stecken, hervor und schöpften Kuamien aus dem Kessel. Aber unser Nachtessen war abscheulich und platterdings nicht zu genießen. Die Leute welche Kuamien für den Verkauf anfertigen, pflegen die Waare stark zu salzen, damit sie länger haltbar bleibe; die unsere war nun leider ganz entsetzlich versalzen. Wir sahen einander lachend an, obwohl uns recht sehr hungerte. Wir mußten noch einmal von vorn anfangen, denn nicht einmal Arsalan wollte das Erzeugniß unserer Kochkunst genießen. Allein unser zweiter Versuch lief ebenso unglücklich ab als der erste, das Gericht war wieder ungenießbar, wenigstens für uns, nicht aber für Samdadschiemba, dessen Magen vor nichts zurückbebte. Ihm mundete der Inhalt des Kessels, während wir, wie die Chinesen sich ausdrücken, auf Kaltes und Trockenes beschränkt blieben, uns mit etwas Brot behalfen und unsere Schritte nach dem Kaiserwalde lenkten, um einige Bewegung zu haben.

So war denn unser erstes Abendessen im Nomadenleben kläglicher ausgefallen als wir gedacht hatten. Aber am Walde fanden wir köstliche Früchte, nämlich Ngao lü Eül und Schang ly hung. Das erstere ist eine Art wilder Kirsche von sehr angenehmem Geschmack; sie wächst auf einem kleinem Stamme der nur vier bis fünf Zoll hoch wird. Der Schang ly hung, ein kleiner ponceaurother Apfel, schmeckt scharf säuerlich; man bereitet aus demselben eine recht saftige Compote. Der Baum ist sehr klein hat aber ein starkes, vielfach verästetes Gezweig.

Der Kaiserwald hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von mehr als hundert Wegstunden, und von Osten nach Westen etwa achtzig. Der Kaiser Kang Hi hatte auf einem seiner Züge in der Mongolei angeordnet, daß künftig seine Jagden in diesem Walde veranstaltet werden sollten. Er kam seitdem alle Jahre und seine Nachfolger thaten desgleichen, bis auf Kia King, der auf der Jagd bei Dsche-ho Eül vom Blitze getroffen wurde. So sind denn nun (1844), seit siebenundzwanzig Jahren die großen kaiserlichen Waidmannszüge eingestellt worden. Taokuang, Sohn und Thronfolger Kia King's, glaubte daß sie allemal verhängnißvoll für den Herrscher werden müßten, er kam deshalb nie nach Dsche-ho-Eül, das seither gleichsam das Versailles der chinesischen Kaiser gewesen war. Aber dieses Fernbleiben der Herrscher hat weder dem Walde noch den Thieren Nutzen gebracht. Das Gesetz verordnet, daß Jeder auf

ewig in die Verbannung geschickt werden soll wer sich bewaffnet im Walde betreten läßt. Nichtsdestoweniger wird derselbe arg von Wilddieben und Holzfällern heimgesucht. An Wärtern und Wächtern, die über das ganze Gebiet vertheilt sind, ist allerdings kein Mangel, diese Leute scheinen aber lediglich vorhanden zu sein, um sich ein Monopol für den Verkauf von Wildpret und Holz anzumaßen. Sie hindern nicht etwa den Diebstahl, sondern befördern ihn auf alle Weise, vorausgesetzt daß für sie ein gut Theil abfalle. Wilddiebe sind besonders vom vierten bis zum siebenten Monate in Menge da. Denn in jener Zeit wechselt der Hirsch, und sein neues Geweih enthält Blut das halb geronnen ist. In China nennt man es Lu-dschung, und es spielt in der chinesischen Arzneikunde eine große Rolle. Ein Lu-dschung ist schon mit 150 Unzen Silber bezahlt worden. Trotz der Wilddiebe schwärmen Hirsche und Rehe in Menge in diesem ungeheuern Park umher; auch an Tigern, wilden Schweinen, Bären, Panthern und Wölfen ist kein Mangel. Wehe den Jägern oder Holzhauern die sich einzeln oder zu Wenigen in dieses Waldlabyrinth wagen! Sie verschwinden für immer, und man findet nie wieder Spuren von ihnen auf. Wir unsererseits wagten uns nicht weit hinein und kürzten unsern Spaziergang ab; ohnehin wurde es dunkel.

Unser erster Schlaf im Zelte, in der Wüste, war ein ruhiger. Wir standen auf als eben der Morgen graute, warfen eine handvoll Hafermehl in den Thee und damit war unser Frühstück fertig. Dann beluden wir die Kameele und ritten vorwärts. Noch immer befanden wir uns auf der Hochfläche des guten Gebirges. Nach einiger Zeit erreichten wir den Großen Obo, vor welchem die Tataren Gebete an den großen Geist des Gebirges richten. Dieses Monument besteht lediglich aus einer ungeheuern Menge von Steinen die ohne alle Ordnung über und durch einander liegen. Vor diesem Steinhaufen hat man eine große Granitschale aufgestellt, in welcher Räucherwerk verbrannt wird. Auf dem Gipfel gewahrt man verschiedene dürre Zweige, die der eine oder andere Andächtige zwischen die Steine gesteckt hat; in den Zweigen hängen Knochen und Papierstreifen mit mongolischen oder thibetanischen Sinnsprüchen. Alle Andächtigen werfen sich vor dem Obo nieder und zünden Räucherwerk an, manche werfen auch Geld auf diesen Steinhaufen. Auch die Chinesen welche des Weges ziehen machen Halt, beugen einigemal das Knie, und eignen sich dann die Spenden an, welche der gutmüthige Mongole als Opfer dargebracht hat.

Dergleichen kunstlose Monumente findet man in allen Ländern der

Tatarei, namentlich auf dem Gipfel der Berge, und die Mongolen unternehmen häufig Wallfahrten zu solchen Obos, welche an die loca excelsa erinnern, an den die Juden, trotz aller Warnungen der Propheten, ihre Andacht verrichteten.

Um Mittag kamen wir an eine Stelle wo die Hochfläche sich zu neigen begann; bald wurde der Abhang steiler und wir gelangten in ein tiefes Thal wo einige Mongolen wohnten. Doch hielten wir bei ihnen nicht an, sondern schlugen unser Zelt am Rande eines kleinen Teiches auf. Nun befanden wir uns im Königreich Geschekten. Es ist ein von Hügeln durchzogenes von vielen Bächen bewässertes Land, mit guten Weideplätzen, und auch Brennholz ist in Menge vorhanden. Aber die Räuber sind hier zu einer wahren Landplage geworden, seit die Chinesen nach Geschekten kamen, und dasselbe in eine Herberge für Missethäter aller Art umwandelten. Wenn man sagt, daß einer aus Geschekten sei, so bedeutet das jetzt so viel als: er ist ein Mensch ohne Treu und Glauben, er bebt vor keinem Verbrechen zurück, nicht einmal vor Mord. Wo in Geschekten der Pflug gegangen ist, hat das Land einen traurigen Anblick gewonnen, ist dürr und sandig geworden. Man baut nur Hafer, und Hafermehl ist die Hauptspeise der Bewohner. Im ganzen Lande giebt es nur einen einzigen Handelsplatz, den die Mongolen Altan-Some, den goldenen Tempel, nennen. Er war ursprünglich ein großes Kloster, in welchem an zweitausend Lamas wohnten; allmälig aber siedelten sich Chinesen an um mit den Tataren Handel zu treiben. Als wir diesen Ort 1843 besuchten war er schon zu einer nicht unbedeutenden Stadt herangewachsen. Von Altan-Some führt eine große Straße nach Norden durch das Land der Khalkas-Mongolen, über den Fluß Kerulan (Kerlon), die King-ganberge bis nach Nertschinsk im russischen Sibirien.

Arsalan bellte laut als eben die Sonne untergehen wollte und wir im Zelt unsern Thee kochten; ein Fremder nahte, wir hörten den Hufschlag eines Pferdes. Gleich nachher stieg ein Reiter ab, ein Tatar. Er begrüßte uns mit dem Worte Mendu und legte seine gefalteten Hände auf die Stirn. Wir boten ihm eine Schale Thee an, er band sein Pferd an einen Zeltpflock und nahm beim Feuer Platz. Er begann die Unterredung in folgender Weise:

„Meine Herren Lamas, unter welchem Theile des Himmels seid ihr geboren?“

„Wir sind unter dem westlichen Himmel geboren. Und wo ist Deine Heimat?“

„Meine arme Jurte steht im Norden, dort hinten in jenem großen Thale, das uns zur Rechten liegt.“

„Deine Heimat Geschekten ist ein schönes Land.“ — Darauf schüttelte der Mongole den Kopf und schwieg. Nach einer Pause sprachen wir: „Bruder, es ist noch sehr viel Grasland im Königreich Geschekten. Wäre es nicht wohl gethan, die Wiesen in Ackerland zu verwandeln? Was nützt euch der unbebaute Boden? Würden reiche Getreideernten euch nicht vortheilhafter sein als Gras?“

Darauf antwortete er, offenbar aus voller Ueberzeugung, Folgendes: „Die Mongolen sind einmal dazu erschaffen unter Zelten zu wohnen und Viehheerden zu weiden. So lange der alte Brauch in unserm Königreiche Geschekten galt, befanden wir uns wohl und waren reich. Seit aber die Mongolen Häuser gebaut haben, und den Acker pflügen, sind sie arm geworden. Die Kitat (Chinesen), sind ins Land gekommen, und Alles geht in ihre Hände über, Heerden, Boden, Häuser. Einige Wiesen und Weidegründe sind uns noch geblieben, und auf diesen leben noch einige Mongolen, welche das Elend nicht zwang, nach fernen Gegenden zu wandern.“

„Aber weshalb habt ihr denn die Chinesen ins Land kommen lassen, wenn sie euch so widerwärtig sind und so vielen Schaden zufügen?“

„Da sagt ihr ein wahres Wort. Aber, meine Herren Lamas, vergeßt nicht, daß die Mongolen schlichte Leute sind und ein schwaches Herz haben. Anfangs dauerten uns diese nichtswürdigen Kitat, die jammernd und weinend ins Land kamen und um Almosen baten. Aus Erbarmen ließen wir sie unter uns und sie durften den Acker pflügen. Manche Mongolen folgten ihrem Beispiel, verließen das Nomadenleben, tranken ihren Wein, rauchten ihren Tabak, und zwar Alles auf Borg; auch kauften sie Zeuge von ihnen. Als aber gezahlt werden mußte, wurden vierzig bis funfzig vom Hundert mehr genommen. Die Kitat erlaubten sich Gewaltthätigkeiten, und die Mongolen mußten ihnen Alles überlassen: Häuser, Grund und Boden, und die Heerden obendrein.“

„Konntet ihr euch denn vor Gericht nicht zum Recht verhelfen?“

„Ha, Recht vor Gericht! Das ist unmöglich. Die Kitat verstehen sich aufs Reden und Lügen. Ein Mongole kann nie Recht gegen einen Kitat erhalten. Meine Herren Lamas, für das Königreich Geschekten ist Alles verloren!“

Der Mongole sprang auf, machte uns eine Knieverbeugung, stieg aufs Pferd und trabte rasch von dannen.

Wir reisten noch zwei Tage lang durch das Land Geschekten und überzeugten uns, daß es den Bewohnern allerdings übel erging. Und doch ist das Land an sich ungemein reich, und hat namentlich sehr ergiebige Gold- und Silbergruben. Aber gerade diese Schätze sind zu einer Quelle des Unheils geworden. Es ist streng verboten diese Bergwerke zu bebauen; nichtsdestoweniger kommt es vor, und zwar keineswegs selten, daß chinesische Räuber in ansehnlicher Menge erscheinen und nach edlen Metallen suchen. Es giebt Leute die mit wunderbarer Spürkraft herausbringen wo Gold liegt; sie sehen es an der Art des Gesteins und an den Pflanzen welche auf demselben wachsen. Ein solcher Mensch zieht Tausende von Abenteurern an sich, die das Land überschwemmen und gleich Heuschrecken verwüsten. Während einige nach Gold graben, ziehen andere auf Raub und Plünderung aus, vergreifen sich an Personen und Eigenthum und verüben Abscheulichkeiten die allen Glauben übersteigen. Und dann währt der Unfug so lange bis sie allzuübermüthig werden, und sich an irgend einem Mandarin vergreifen, der mächtig genug ist sie zu Paaren zu treiben. Von derartigem Misgeschick ist das Land Geschekten schon mehr als einmal betroffen worden. Noch ärger wurde aber 1841 das Königreich Uniot heimgesucht. Damals ging ein Chinese, der nach Goldgruben suchte, auf einen Berg, fand edles Metall und zog eine Menge Landsleute herbei. Nach und nach hatten sich nahezu zwölftausend Mörder und Straßenräuber zusammengefunden, und dieses Heer spielte volle zwei Jahre lang den Meister im Lande. Das ganze Gebirge wurde durchwühlt, und Gold in solcher Menge gewonnen, daß, wie man sagt, der Werth desselben in China um die Hälfte sank. Die Landesbewohner klagten vergeblich bei den chinesischen Mandarinen über den entsetzlichen Druck, welcher auf ihnen lastete; was hätte es den Beamten auch für Vortheil gebracht, sich mit den Goldgräbern und Räubern zu verfeinden? Sie ließen die Dinge eben gehen. Selbst der König von Uniot wagte nicht gegen die Räuber einzuschreiten, deren Zahl immer mehr anwuchs.

Einst unternahm die Königin eine Wallfahrt zum Grabe ihrer Ahnen. Der Weg führte durch ein Thal in welchem die Goldgräber sich gelagert hatten. Die Rotte umzingelte den Wagen, hieß die Königin aussteigen, und nahm ihr Schmuck und Kostbarkeiten ab; dann durfte sie ihre Reise fortsetzen. Von nun an ließ sie ihrem Gemahl ferner keine Ruhe, und der König konnte nicht umhin die Mannen seiner zwei Banner einzuberufen, und gegen die Goldgräber ins Feld zu rücken. Diese hatten sich verschanzt, standen auf einem für sie sehr vortheilhaften Gelände und

vertheidigten sich längere Zeit. Am Ende aber gelang es der mongolischen Reiterei sie zu überwältigen, und sie richtete ein furchtbares Gemetzel unter den Räubern an. Viele glaubten eine Zuflucht im Innern der Minen finden zu können, aber die Mongolen verrammelten dann die Ausgänge. Die Eingeschlossenen, rasend vor Hunger und Verzweiflung, heulten wie wilde Thiere, doch die Mongolen kannten kein Erbarmen und ließen sie elendiglich umkommen. Einige wenige, die man noch am Leben fand, wurden vor den König gebracht; er ließ ihnen die Augen ausstechen.

Als wir die Grenzen des Reiches Geschekten überschritten hatten, befanden wir uns im Lande Tschakar. Dort fanden wir ein kleines Lager; die in demselben aufgestellten chinesischen Soldaten sollen Ordnung und öffentliche Sicherheit aufrecht erhalten; es ist aber allgemein bekannt, daß gerade sie die allerunverschämtesten Räuber sind. Wir mieden wohlweislich ihre Nähe und machten zwischen Felsen Halt, wo gerade Platz genug für unser Zelt war. Wir hatten dasselbe eben aufgeschlagen als wir bemerkten, daß in der Ferne, am Abhange des Gebirges viele Reiter galoppirten. Wir glaubten an ihren raschen und plötzlichen Wendungen abnehmen zu können, daß sie einer Beute nachstellten, die ihnen mehrmals entwischte. Zwei der Reiter hatten uns bemerkt und kamen herangesprengt. Vor dem Zelte stiegen sie ab, und warfen sich nieder; es waren mongolische Tataren. Tiefbewegt sprachen sie: „Ihr Männer des Gebets, wir wollen euch bitten uns ein Horoskop zu stellen. Uns sind heute zwei Rosse gestohlen worden, und wir suchen die Diebe bis jetzt vergeblich. Ihr seid Männer, deren Wissenschaft und Macht ohne Grenzen ist; sagt uns also wo wir unsere Pferde wieder finden."

„Bruder," antworteten wir, „an Horoskope glauben wir nicht; wir sind keine buddhistischen Lamas. Wer behauptet, er könne durch seine Gewalt und Kenntniß es so anstellen, daß verlorene Sachen wieder gefunden werden, der lügt und betrügt." — Nichtsdestoweniger drangen diese beiden Mongolen noch weiter in uns, und ritten erst wieder fort als sie endlich sahen, daß mit uns gar nichts anzufangen sei. Samdadschiemba hatte während der ganzen Verhandlung geschwiegen und sich scheinbar gar nicht um sie bekümmert; er saß am Feuer und hielt seine Schale mit Thee in beiden Händen. Endlich kniff er die Augenlider zusammen, stand plötzlich auf und ging an die Thür des Zeltes. Die Reiter waren schon weit weg; nichtsdestoweniger fing unser Dschiahur laut zu schreien an, und rief sie möchten umkehren. Das ließen sich die Mongolen nicht zweimal sagen; sie glaubten offenbar wir hätten uns

eines andern besonnen und wollten ihnen doch das Horoskop stellen. Samdadschiemba aber sprach zu ihnen: „Mongolische Brüder, seid doch künftig ein bischen gescheidter; wenn ihr eure Heerden gut überwacht, wird euch Niemand etwas stehlen. Prägt euch das wohl ein, denn diese Worte sind mehr werth als alle Horoskope.“ Darauf ging er mit möglichster Würde in das Zelt zurück, setzte sich wieder ans Feuer und trank seinen Thee.

Uns war eigentlich dieser Zwischenfall nicht angenehm, als aber die beiden Reiter die Sache nicht übel aufnahmen, fingen wir an zu lachen. Samdadschiemba murmelte vor sich hin: „Sonderbare Menschen, diese Mongolen, passen nicht auf ihre Heerden und wollen sich ein Horoskop stellen lassen, wenn die Pferde gestohlen worden sind! Nur wir sagen ihnen rund heraus, wie es sich verhält; von den Lamas werden sie in ihrer Leichtgläubigkeit bestärkt, und müssen noch dafür bezahlen. Man kann es aber eigentlich auch mit ihnen gar nicht anders machen. Sie glauben es euch gewiß nicht, wenn ihr ihnen sagt, daß ihr kein Horoskop zu stellen verständet, und bleiben dabei, daß ihr es nur nicht wollt. Am besten werdet ihr sie los, wenn ihr ihnen eine Antwort ins Blaue hinein gebt.“ Dabei lachte Samdadschiemba so herzlich, daß seine kleinen Augen gar nicht mehr zu sehen waren. Wir fragten: „Hast vielleicht Du einmal das Horoskop gestellt?“ Er antwortete: „Als ich etwa funfzehn Jahre alt sein mochte, wanderte ich durch das Rothe Banner von Tschakar; einige Mongolen führten mich in ihr Zelt. Dort sollte ich ihnen sagen, wohin sich ein Ochse verlaufen habe, den sie seit drei Tagen vermißten. Ich sagte, davon wisse ich nichts, ich könne auch nicht einmal recht lesen. Aber sie entgegneten, ich wolle sie nur täuschen, ich sei ja ein Dschiahur, und sie wüßten, daß alle Lamas die von Westen her kämen sich mehr oder weniger auf das Weissagen verständen. Ich wußte nicht wie ich mir aus der Klemme helfen sollte; mir fiel aber endlich bei wie es wohl der eine oder andere Lama bei ähnlichen Gelegenheiten gemacht hatte. Da sagte ich dem einen Mongolen, er möchte mir elf recht trockene Hammelknochen herbeischaffen. Das geschah; ich setzte mich feierlich nieder, zählte die Knochen, sortirte sie, zählte sie noch einmal, legte sie auf meinen Rock, und sagte endlich den Mongolen: Ihr müßt euern verlorenen Ochsen in der nördlichen Himmelsgegend suchen. Sogleich wurden vier Pferde gesattelt, die Reiter sprengten in aller Eile gen Norden in die Steppe, und fanden wirklich den Ochsen. Da wurde ich acht Tage lang festlich bewirthet, und als ich dann abzog noch reichlich mit Butter und Thee bepackt.

Jetzt aber, da ich der heiligen Kirche angehöre, weiß ich, daß dergleichen Dinge schlecht und unerlaubt sind. Denn sonst würde ich jenen beiden Reitern schon ein Horoskop gestellt haben, das uns wohl einen guten Thee mit Butter eingebracht hätte."

Da wir uns in einem so berüchtigten Lande befanden, verdoppelten wir die Vorsichtsmaßregeln, und banden Pferd und Maulesel beim Eingange des Zeltes an, und ließen unsere Kameele in der Art lagern, daß Niemand an das Zelt kommen konnte, ohne daß wir es sogleich gemerkt hätten. Denn die Kameele machten ein durchdringendes Geräusch, wenn bei Nacht etwas Fremdes sich ihnen näherte. Sodann steckten wir eine Laterne an, hingen sie an eine Zeltstange und ließen sie die ganze Nacht hindurch brennen. Es wollte aber kein rechter Schlaf in unsere Augen kommen. dagegen ließ der Dschiahur sich gar nichts anfechten und schnarchte aus Leibeskräften bis Tagesanbruch. In aller Frühe brachen wir auf, um baldmöglichst nach Tolon Noor zu gelangen, das nur noch einige Wegstunden entfernt lag.

Unterwegs sprengte ein Reiter auf uns zu und hielt plötzlich vor uns still. Nachdem er uns scharf ins Auge gefaßt sprach er: „Ihr seid doch die Häuptlinge der Christen die in den Schluchten wohnen?" Wir antworteten ihm, daß er ganz richtig vermuthe. Dann ritt er fort, sah sich aber mehrmals um und betrachtete uns. Er war ein Mongole, welcher die Aufsicht über die Heerden an den Schluchten geführt, und uns in jener christlichen Gemeinde manchmal gesehen hatte; jetzt erkannte er uns nicht genau, weil wir eine ganz andere Kleidung trugen. Auch den beiden Mongolen, welchen wir am Abend vorher das Horoskop hatten stellen sollen, begegneten wir; sie hatten sich schon vor Tagesanbruch nach Tolon Noor begeben, um dort ihre gestohlenen Pferde zu suchen; indessen waren ihre Bemühungen ohne Erfolg geblieben.

Unterwegs bemerkten wir viele mongolische und chinesische Reisende, und überzeugten uns bald, daß wir uns in der Nähe einer großen Stadt befanden. Aus der Ferne strahlten die vergoldeten Dächer der beiden Lamaklöster in hellem Sonnenschein; sie liegen im Norden der Stadt. Lange Zeit ritten wir an Gräbern vorbei; denn überall sind die Menschen mit Trümmern und Spuren ausgestorbener Generationen umgeben. Wenn wir bedachten, wie eine zahlreiche Volksmenge gleichsam von einem Gürtel von Knochen und Grabsteinen umgeben ist, so konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß der Tod die Lebendigen man möchte sagen blockire und belagere. Inmitten dieses ungeheuern Friedhofes,

welcher die Stadt einschließt, bemerkten wir da und dort einige kleine Gärten, in welchen mit Mühe und Noth dem Boden etwas Gemüse abgewonnen wird: Porro, Spinat, harter bitterer Lattich und einiger Kopfkohl, der vor nicht langer Zeit aus Rußland eingeführt worden ist, und sich im nördlichen China sehr gut eingebürgert hat. Aber mit Ausnahme einiger Gemüse wächst in der Umgegend von Tolon Noor überhaupt gar nichts; der Boden ist dürr und sandig, Wasser selten; nur an einigen Stellen quillt es hervor, verschwindet aber in der heißen Jahreszeit.

Zweites Kapitel.

Eine Speisewirthschaft in Tolon Noor. — Aussehen der Stadt. — Gießereien von Glocken und Götzenbildern. — Unterhaltungen mit den Lamas. — Ziegelthee. — Die Königin von Murghevan. — Mongolische Wallfahrten und Pilgerreisen. — Ein Mongole erzählt von dem englisch-chinesischen Kriege. — Beschreibung der acht Banner von Tschakar. — Die Viehheerden des Kaisers. — Gestalt und Ausstattung der Zelte. — Tatarische Sitten und Gebräuche. — Lagerplatz an den drei Seen. — Nächtliche Erscheinungen. — Samdadschiemba erzählt die Abenteuer seiner Jugend. — Die grauen Eichhörnchen. — Ankunft in Schaborteh.

Wir hatten nun die Stadt Tolon Noor erreicht, wußten aber nicht wo wir absteigen sollten, und irrten lange Zeit in einem Labyrinth enger krummer Gassen umher, die so gedrängt voll Menschen waren, daß unsere Kameele nur mit Mühe sich hindurchzwängen konnten. Endlich kehrten wir in einer Herberge ein, luden unsere Thiere ab, stauten das Gepäck in dem uns zugetheilten kleinen Gemach auf, und gingen aus, um Futter für die Kameele und Pferde zu kaufen. Der Gastwirth händigte uns, wie im Lande üblich ist, eine Kette ein, die wir vor unsere Thür hingen. Sodann machten wir uns wieder auf den Weg, um ein Speisehaus aufzusuchen, denn es hungerte uns sehr. Wir bemerkten auch bald eine dreieckige Fahne vor einem Hause; dort war also was wir suchten. Wir traten ein und schritten durch einen langen Gang in eine geräumige Halle, in welcher viele kleine Tische sehr ordentlich und ebenmäßig aufgestellt waren. Nachdem wir Platz genommen, stellte man ohne Weiteres vor jeden von uns einen Theetopf, wie das einmal herkömmlich ist und jeder Mahlzeit vorausgeht. Man muß immer viel und zwar sehr heißen Thee

trinken, bevor man etwas Anderes genießt. Während man ihn zu sich nimmt, macht der „Intendant der Tafel" seinen Besuch; er stellt sich vor. Eine solche Person ist in der Regel ein Mann von zierlichem Gebahren und von außerordentlicher Redefertigkeit; nebenbei kennt er alle Welt und weiß von allen Dingen Bescheid. Nach vielem Wortschwall kommt er endlich zur Hauptsache und fragt was wir zu speisen wünschen. Wir nennen ihm die Gerichte, und er wiederholt laut singend was wir sagen, damit der „Statthalter des Küchenherdes" sie herrichten lasse. Man wird bewunderungswürdig rasch und aufmerksam bedient. Die Höflichkeit verlangt, daß man sich vom Stuhl erhebt, und der Reihe nach alle im Saale Anwesenden zum Mitessen einladet; erst wenn man das gethan hat darf man speisen. Man ruft, die Arme bewegend, den übrigen Gästen laut zu: „Kommt und trinkt ein Glas Wein mit mir; laßt euch ein wenig Reis gefallen!" Die Eingeladenen antworten: „Wir danken sehr; komm, setze Dich lieber an unsern Tisch; wir laden Dich ein." Damit ist den Vorschriften der Höflichkeit genügt, man hat, wie der landesübliche Ausdruck lautet, seiner Ehre genug gethan, und kann sich nun als Mann von Erziehung satt essen.

Sobald man sich vom Tisch erhebt, tritt der Intendant der Tafel abermals heran. Während wir durch den Saal schreiten, singt er nach der Reihe die Benennung aller Speisen ab, die wir verlangt und gegessen haben; zuletzt schreit er möglichst laut und vernehmlich, wie hoch unsere ganze Zeche sich beläuft. Diese zahlt man am Gadentische.*) Die chinesischen Gastwirthe verstehen sich trotz den besten europäischen vortrefflich darauf, die Eitelkeit ihrer Gäste zu stacheln und sie zu Geldausgaben zu reizen.

Wir hatten mehr als einen Grund, Tolon Noor zu besuchen. Einmal mußten wir allerlei Reisebedarf einkaufen, und zweitens kam es darauf an mit den Lamas in Verbindung zu treten, um von ihnen über allerlei mongolische Verhältnisse Auskunft zu erhalten. Während wir Das und Jenes erhandelten, hatten wir Gelegenheit, die verschiedenen Theile der Stadt zu durchstreifen. Tolon Noor, das heißt die Sieben Seen, wird von den Chinesen Lama Miao oder Kloster der Lamas genannt; die Mandschu nennen es Nadan Omo und die Thibetaner Tsot Dün; diese letzteren Benennungen bedeuten ganz dasselbe wie Tolon Noor, nämlich Sieben Seen. Auf der Charte von Andriveau-Goujon, die bis auf

*) Das ist der alte gute deutsche Ausdruck für „Bureautafel." A.

einige Ungenauigkeiten, ganz vortrefflich ist und uns sehr gute Dienste geleistet hat, ist diese Stadt als Dscho-Naiman-Sumé verzeichnet; diese mongolischen Wörter heißen so viel als Achthundert Klöster. Im Lande selbst kennt man diesen Namen nicht.

Tolon Noor ist nicht mit einer Mauer umgeben, und bildet eine massenhafte Anhäufung von häßlichen, unregelmäßig vertheilten Häusern. In den Straßen findet man überall Pfützen und Cloaken. Die Fußgänger schreiten zu beiden Seiten den Häusern entlang, einer hinter dem andern, auf einem sehr schlechten Fußsteige; Fuhrwerke und Lastthiere halten sich in der Mitte, und kommen in einem schwarzen, tiefen und übelriechenden Schlamme nur sehr mühsam fort. Nicht selten schlägt ein Wagen um, und allemal entsteht dadurch eine entsetzliche Verwirrung; denn die Thiere ersticken fast in dem Koth, die Waaren werden beschädigt oder von Gaunern gestohlen; denn dergleichen Gelichter eilt allemal rasch herbei. Tolon Noor ist eine keineswegs angenehme Stadt, die Umgegend ist, wie schon bemerkt wurde, durchaus unfruchtbar, der Winter ist entsetzlich kalt, der Sommer drückend heiß; nichtsdestoweniger hat sich hier eine große Menschenmenge zusammengefunden und der Handel wird ungemein schwunghaft betrieben. Russische Waaren kommen auf der Straße welche nach Kiachta führt; auf derselben treiben die Mongolen unabläßig zahlreiche Heerden von Ochsen, Kameelen und Pferden und nehmen als Rückfracht Tuche, Tabak und Ziegelthee. Dieses unabläßige Zu- und Abströmen von Fremden giebt der Einwohnerschaft von Tolon Noor einen sehr belebten Anblick. Hausirer bieten auf der Straße den Vorübergehenden allerlei Sachen an; die Kaufleute stehen in ihrer Bude und rufen mit allerlei Höflichkeitsworten Käufer herbei; die Lamas, roth und gelb gekleidet, suchen durch ihre Gewandtheit im Reiten feuriger Rosse die Bewunderung der Leute auf sich zu lenken. Unter den Handelsleuten sind jene aus der Provinz Schan Si am zahlreichsten vertreten; sie pflegen sich aber in Tolon Noor nicht dauernd niederzulassen, sondern kehren in ihre Heimat zurück, nachdem sie sich ein Vermögen erworben haben. An diesem Handelsplatze werden die Chinesen alle wohlhabend, die Mongolen aber richten sich zu Grunde. Tolon Noor ist gleichsam eine riesige Luftpumpe, welche die Börsen und Koffer der Tataren leer macht.

Die Gießereien von Tolon Noor liefern prächtige Statuen von Eisen und Erz, die mit vollem Rechte weit und breit berühmt sind, und zwar nicht blos in der Mongolei, sondern bis in die entferntesten Gegenden von Thibet. Diese Gießerei wird fabrikmäßig in großem Maßstabe

betrieben; sie versorgt alle buddhistischen Länder mit Götzenbildern, Glocken und Tempelgeräthschaften. Die kleineren Bilder sind aus einem einzigen Stück, die größeren werden in Theilen gegossen und dann zusammengefügt. Als wir uns in Tolon Noor befanden, ging eben ein ungeheurer Transport nach Thibet ab, nämlich eine Statue Buddha's, mit deren einzelnen Theilen nicht weniger als vierundachtzig Kameele beladen waren. Ein Prinz aus dem Königreiche Udschu-Murdschin, der nach Lha-Ssa pilgerte, wollte sie dem Tale-Lama zum Geschenk machen. Wir ließen in Tolon Noor ein Christusbild nach einem schönen Erzmodell aus Frankreich gießen, und es fiel so vortrefflich aus daß man Urbild und Abbild kaum zu unterscheiden vermochte. Die chinesischen Werkleute arbeiten rasch, billig und sind ganz außerordentlich willfährig; von dem Eigensinn der europäischen Künstler findet man bei ihnen keine Spur; sie richten sich vielmehr gern nach dem Geschmack ihrer Kunden und gehen auf deren Ansichten und Wünsche bereitwillig ein. Sie fangen wieder von vorn an, wenn dem Käufer das vorgelegte Modell nicht zusagt.

Während unsers Aufenthalts in Tolon Noor hatten wir oft Gelegenheit die Lamaklöster zu besuchen, und uns mit den buddhistischen Priestern zu unterhalten. Uns wollte bedünken, daß es mit dem Wissen der Lamas nicht eben sonderlich bestellt sei; im Allgemeinen sind ihre religiösen Anschauungen nicht viel mehr geläutert als jene des großen Haufens. Ihre Lehre ist durchaus unbestimmt und schwimmt inmitten eines Pantheismus, über welchen sie sich keine eigentliche Rechenschaft ablegen können. Sie waren allemal in großer Verlegenheit, sobald wir auf eine klare und feste Antwort drangen; einer wollte sie immer dem andern zuschieben. Die Schüler versicherten uns ihre Lehrer wüßten Alles, diese letzteren verwiesen uns an die Oberlamas, die gleichsam allwissend seien, und die Groß-Lamas ihrerseits gaben sich für Ignoranten aus gegenüber manchen „Heiligen" in gewissen Lamaklöstern. Aber darin waren Schüler und Lehrer, große und kleine Lamas, einig und einstimmig, daß die Lehre vom Westen herkomme. Sie sagten uns: „Je mehr ihr nach Westen hin vordringt, um so reiner und lichtvoller wird die Lehre euch offenbar werden." Sie ließen sich nie auf Erörterungen ein wenn wir ihnen christliche Wahrheiten auseinandersetzten, sondern entgegneten mit Ruhe: „Wir haben alle diese Gebete nicht. Die Lamas im Westen werden euch alles erklären und euch von allem Rechenschaft ablegen; wir glauben an die Ueberlieferungen die von Abend her kommen." Diese Aeußerungen stehen völlig in Einklang mit einer Thatsache, die man überall in der Mongolei beobachten

kann. Es giebt nämlich kaum ein Lamakloster, in welchem der Vorsteher, Groß-Lama, nicht ein Mann aus Thibet wäre. Jeder Lama, der einmal in Lha-Ssa gewesen ist, bedeutet schon dadurch allein viel unter den Mongolen; er gilt für mehr als andere, gleichsam für einen Menschen vor welchem Vergangenheit und Zukunft offen daliegen, und der die Geheimnisse im Innern des ewigen Heiligthums und im Lande der Geister kennt. Denn Lha-Ssa, „Land der Geister", heißt im Mongolischen Monhe-Dschot, „das ewige Heiligthum."

Nachdem wir alle Mittheilungen, welche die Lamas uns machten, wohl erwogen hatten, beschlossen wir die Richtung nach Westen hin einzuschlagen. Am 1. October verließen wir Tolon Noor und kamen nur mit Mühe durch die elenden Gassen hindurch, weil unsere Kameele nicht durch den allzutiefen Schlamm zu waten vermochten, sondern von einer Seite zur andern gleichsam über Berg und Thal einen Weg suchen mußten. Das Gepäck schwankte und schaukelte hin und her, bei jedem Schritt mußten wir besorgen, das Gleichgewicht werde verloren gehen und das eine oder andere Thier sich im Kothe wälzen. Wo wir eine trockene Stelle fanden hielten wir an, um die Ballen fester aufzuschnüren. Samdadschiemba war wüthend; zwar sprach er kein Wort, biß sich aber auf die Lippen. Als wir am westlichen Ende der Stadt angelangt waren, fanden wir freilich keinen tiefen Schlamm mehr, dafür trat aber eine andere Verlegenheit ein; wir erblickten nämlich gar nichts was einem Wege auch nur entfernt ähnlich gesehen hätte. Vor uns lag eine lange unendliche Kette kleiner Hügel die aus feinem beweglichen Sand bestanden, in welchem wir nur mit großer Anstrengung fortkamen. Dabei war es drückend heiß, unsere Thiere waren mit Schweiß bedeckt, wir selbst wurden vom Durst entsetzlich gepeinigt, und suchten vergeblich nach Wasser.

Es wurde spät und wir mußten uns nach einer geeigneten Lagerstelle umsehen. Allmälig wurde der Boden etwas fester und wir erblickten sogar einige Spuren von Pflanzenwuchs; zur Linken öffnete sich unweit von uns eine Schlucht. Herr Gabet beschleunigte den Tritt seines Kameels, um die Oertlichkeit näher zu untersuchen; bald erblickten wir ihn auf einem Hügel, von wo er uns zurief und winkte. Wir folgten und fanden einen kleinen Teich, der zur Hälfte mit Binsen und Sumpfpflanzen bedeckt war; am übrigen Rande stand da und dort etwas Gesträuch. Mehr bedurften wir durstigen, ausgehungerten und ermüdeten Reisenden nicht. Die Kameele knieeten nieder, wir aber zogen unsere hölzernen Schälchen hervor und schöpften zwischen den Binsen Wasser, das ziemlich

frisch war aber stark nach Schwefel roch. Ich habe ähnliches Wasser zu Ax in den Pyrenäen getrunken; dergleichen wird auch in französischen Apotheken verkauft.

Nachdem wir unsern Durst recht herzhaft gelöscht hatten, stellten sich nach und nach unsere Kräfte wieder ein; wir konnten nun unser Zelt aufschlagen und anderweitige Arbeiten verrichten. Herr Gabet sammelte Reisig, Samdadschiemba trug in seinem Rockschoos Argols herbei, Herr Huc saß am Eingange des Zeltes und versuchte sich in der edlen Kochkunst; er weidete ein Huhn aus, nach dessen Eingeweiden es dem Hunde Arsalan gelüstete. Wir wollten doch einmal auf unserer Wüstenfahrt uns den Luxus eines festlichen Mahles gönnen, und aus Patriotismus unsern Dschiahur mit einem nach allen Regeln französischer Küchenkunst zubereiteten Mahle erfreuen. Wir thaten das Huhn in den Kessel, und warfen Zwiebeln, rothen Pfeffer und anderes Zubehör hinein. Bald brodelte und siedete Alles, denn wir hatten an jenem Tage Feuerung in Hülle und Fülle. Samdadschiemba steckte seine Hand in den Kessel, zog ein Stück vom Huhn heraus und betrachtete es. Die Kost sei genießbar, meinte er, und wir rücken den Kessel vom Feuer, um ihn ins Gras zu stellen. Jetzt nahmen wir Platz, langten unsere Speisestäbchen hervor und haschten nach den Fleischstückchen, die in einem Ocean von Brühe schwammen. Nachdem wir gespeist, dankten wir dem gütigen Gott für dieses Festmahl in der Wüste; Samdadschiemba schwenkte den Kessel am Teich aus. Dann kochten wir mongolischen Thee. Die Mongolen trinken anders zubereiteten Thee als die Chinesen. Diese letzteren nehmen bekanntlich nur die kleinsten und zartesten Blätter, und gießen Wasser darauf; so erhalten sie ein goldgelbes oder bräunliches Getränk. Andererseits werden die gröberen und feineren Zweige zusammengepreßt, und erhalten die Gestalt eines Backsteins. Diese Sorte Thee kommt als Ziegelthee oder mongolischer Thee in den Handel; er wird nur von den Mongolen und Russen getrunken; diese letzteren verbrauchen davon eine große Menge. Die Mongolen bereiten ihren Thee in folgender Weise. Sie schlagen von dem Ziegelstein, wenn man so sagen darf, ein Stück ab, zerstampfen es zu Pulver, und sieden das letztere so lange im Kessel, bis das Wasser eine röthliche Farbe erhält; dann werfen sie etwas Salz hinein und lassen Alles noch einmal aufkochen, bis die Flüssigkeit beinahe schwarz geworden ist; dann erst schüttet man nach Belieben Milch hinzu, und gießt Alles in ein anderes Gefäß ab. Dies ist das Lieblingsgetränk der Mongolen; Samdadschiemba schwärmte dafür, und wir tranken es weil wir kein anderes hatten.

An dieser Stätte, wo uns eine Nachtruhe vergönnt war, errichteten wir am Morgen ein kleines hölzernes Kreuz; dasselbe haben wir auf allen anderen Lagerplätzen gethan. Welch eine andere Spur könnten auch Missionaire von ihrer raschen Wanderung durch die Wüste zurücklassen?

Nachdem wir etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, vernahmen wir hinter uns Pferdegewieher, auch drangen menschliche Stimmen zu uns. Wir hielten an und sahen daß eine starke Karawane mit schnellem Schritte nahe kam. Bald hatten drei Reiter uns eingeholt; einer davon, ein tatarischer Mandarin, rief uns mit dröhnender Stimme an: „Meine Herren Lamas, wo ist eure Heimat?“ — „Wir sind unter dem westlichen Himmel geboren.“ — „Auf welche Gegend ist euer heilbringender Schatten zuletzt gefallen?“ — „Wir kommen aus der Stadt Tolon Noor.“ — „Hat der Friede euch auf eurem Wege begleitet?“ — „Bisher ist unsere Reise glücklich von Statten gegangen. Aber weilt auch Frieden bei euch, was ist eure Heimat?“ — „Wir sind Khalkhas aus dem Königreich Murghevan.“ — „Habt ihr Regen genug gehabt, und sind eure Heerden in gutem Gedeihen?“ — „Auf unseren Weideplätzen ist Alles ruhig.“ — „Wohin zieht eure Karawane?“ — „Wir wollen unsere Stirne vor den Fünf Thürmen neigen.“

Während wir diese kurze und rasche Unterhaltung hatten, waren die Uebrigen herangekommen. Wir befanden uns nun an einem Bache, dessen Ufer mit Gesträuch bestanden war; der Führer der Karawane ließ Halt machen. Die Kameele kamen in langer Reihe an, und stellten sich dann in einen Halbkreis, in dessen Mitte ein vierräderiger Wagen auffuhr. Sok, sok! riefen die Treiber, und die Kameele knieten auf dieses Befehlswort alle zu gleicher Zeit nieder. Am Bache erhoben sich viele Zelte wie durch Zauberschlag, zwei Mandarine vom blauen Knopfe näherten sich dem Wagen, öffneten den Schlag, und eine mongolische Frau trat heraus; sie trug ein grünseidenes Gewand. Wir sahen die Königin des Landes Khalkhas, welche auf einer Pilgerfahrt nach dem berühmten Lamakloster der Fünf Thürme unterwegs war; dasselbe liegt in der Provinz Schan Si. Sie grüßte uns indem sie ihre Hände empor hob, und sagte: „Meine Herren Lamas, wir wollen hier lagern; ist der Ort auch glücklich?“ Unsere Antwort lautete: „Königlicher Pilgrim von Murghevan, Du magst hier Dein Feuer im Frieden anzünden; wir müssen weiter reisen;“ denn die Sonne stand schon hoch als wir unsere Zelte abbrachen. Damit verabschiedeten wir uns.

In uns drängten die verschiedensten Gedanken einander. Die Kö-

nigin pilgerte mit einem zahlreichen Gefolge in weite Ferne durch die Wüste, scheute keine Kosten, trotzte allen Gefahren und Entbehrungen, um ihrer Andacht Genüge zu thun. Diese guten Mongolen haben ein tiefreligiöses Gefühl, sie denken unablässig an das Jenseits und achten die Dinge dieser Welt nur gering; sie leben auf Erden als wären sie gar nicht da. Sie beackern den Boden nicht und bauen auch keine Häuser, sind gleichsam nur durchreisende Fremdlinge, und von diesem lebendigen Gefühl sind sie tief durchdrungen.

Die Pilger aus Murghevan waren schon weit hinter uns. Wir bedauerten eigentlich daß wir nicht an jenen lieblichen Bach auf der fetten Wiese bei ihnen unser Lager aufgeschlagen hatten. Uns wurde etwas ängstlich zu Muth als dickes schwarzes Gewölk immer höher stieg und die Luft verfinsterte. Wir sahen weit und breit keine Stelle wo wir hätten ausruhen können, auch fehlte Wasser. Einzelne Regentropfen deuteten an, daß keine Zeit zu verlieren war. Samdadschiemba drang heftig darauf das Zelt in Bereitschaft zu setzen. „Wir brauchen kein Wasser zu suchen, bald wird der Himmel einstürzen.“ — „Du hast gut reden. Wie sollen wir das Vieh tränken, und Du allein, Samdadschiemba, verschlingst an jedem Abend einen Kessel voll Thee!“ — „Meine Väter, wartet nur ein Weilchen; bald wird mehr Wasser zu haben sein als wir brauchen. Nur rasch das Zelt, und fürchtet euch nicht; heute sterben wir gewiß nicht vor Durst; wir graben Löcher in den Boden und trinken Regenwasser. Doch nein, auch das ist nicht nöthig. Seht Ihr dort die Heerde? Wo Vieh ist muß auch Wasser sein.“ Wirklich trieb in einiger Entfernung ein Hirt Schafe vor sich her; wir gingen ihm entgegen, und eilten um so rascher von dannen als ein Platzregen uns überfiel. Zum größten Misgeschick verschob sich auf einem unserer Kameele das Gepäck; es rutschte vom Rücken unter den Bauch, und wir mußten natürlich die Sache wieder ins Gleiche bringen. Als wir endlich einen Teich erreichten, waren wir durch und durch naß. Von Auswahl einer Lagerstelle konnte an jenem Abend keine Rede sein; wir mußten bleiben, wo wir gerade waren.

Allmälig ließ der Regen nach, aber der Wind begann immer stärker zu wehen, und es kostete große Anstrengung unser armseliges Zelt auseinander zu rollen; es war so naß und schwer wie Leinwand die man aus dem Waschkübel zieht. Mit dem Aufrichten wollte es auch nicht vorwärts gehen, und ohne Samdadschiemba's Riesenstärke, wären unsere Bemühungen fruchtlos gewesen. Endlich hatten wir doch Schutz gegen den

Wind und einen feinen eiskalten Regen. Samdadschiemba suchte uns Trost einzusprechen: „Meine geistigen Väter, ich habe gesagt, wir würden heute nicht vor Durst umkommen. Wenn wir nun aber Hungers sterben? Denn ich sehe nicht ab wie ein Feuer anzumachen wäre. Weit und breit ist weder Zweig noch Wurzel, und Argols zu suchen wäre auch vergebliche Mühe." Allerdings konnte von dem letztern keine Rede sein.

Wir hatten indessen unsern Entschluß gefaßt; unser Abendessen sollte aus etwas Mehl und kaltem Wasser bestehen. Da kamen zwei Mongolen heran. Sie führten ein junges Kameel. Nach den üblichen Begrüßungen sprach der Eine: „Meine Herren Lamas, heute ist der Himmel herabgefallen; ihr könnt wohl kein Feuer machen?" — „Wie sollten wir Feuer machen? Wir haben keine Argols." — „Die Menschen sind alle Brüder, und gehören Einer zum Andern", entgegnete der Mongole; „die schwarzen (dunkelfarbigen) Leute müssen den Heiligen Ehrfurcht und Dienst erweisen; deshalb sind wir hergekommen; wir wollen euch Feuer anmachen." Diese braven Leuten hatten bemerkt, daß wir nach einer Lagerstätte umhersuchten, dachten sich unsere Verlegenheit und brachten nun einige Packen Argols. Nun konnte der Dschiahur ans Kochen gehen, und wir waren im Stande unsere Gäste zu bewirthen.

Es schien uns als ob der eine Mongole dem andern mit großer Zuvorkommenheit begegne, und wir fragten den letztern, welchen Militairgrad er im Blauen Banner habe. „Als vor zwei Jahren die Banner von Tschakar gegen die Rebellen im Süden*) ausrückten, war ich Tschuanda." — „Wie, Du hast also den berühmten Krieg mitgemacht? Wie kommt es aber daß ihr Hirten so muthig seid wie die Soldaten? Ihr seid doch an ein friedliches Leben gewöhnt, und solltet eigentlich nichts zu schaffen haben mit einem Handwerk bei welchem es darauf ankommt seinen Nebenmenschen zu tödten." — „Allerdings sind wir Hirten, vergessen dabei aber nicht, daß wir Krieger sind, und die acht Banner, die Reserve-Armee des großen Meisters (des Kaisers von China) bilden. Ihr wißt wohl, was Brauch im Reiche ist. Wenn der Feind kommt, rücken erst die Soldaten von Kitat (China) aus; in zweiter Linie setzen die Banner aus dem Lande Solon sich in Bewegung. Wird damit der Krieg noch nicht beendigt, so ergeht ein Aufruf an die Banner von Tschakar, und das allein genügt um die Rebellen zur Ordnung zu bringen." — „Waren denn für jenen Krieg im Süden alle Banner von Tschakar einberufen

---

*) Damit sind die Engländer gemeint.

worden?“ — „Ja wohl, alle. Anfangs dachte man die Sache habe nicht viel auf sich, und Jeder meinte an die Tschakar werde die Reihe gar nicht kommen. Die Soldaten von Kitat richteten aber nichts aus; die Banner von Solon konnten die Hitze im Süden nicht vertragen; da ließ der Kaiser seinen Aufruf uns zugehen. Jeder sattelte sein bestes Pferd, wischte den Staub von Bogen und Köcher, putzte allen Rost von der Lanze weg; in jedem Zelt wurde ein Hammel zum Abschiedsmahl geschlachtet. Unsere Weiber und Kinder weinten, wir Männer aber sprachen vernünftige Worte zu ihnen. Wir sagten: Seit sechs Menschenaltern werden uns vom heiligen Gebieter Wohlthaten gespendet, und er hat noch nie eine Gegenleistung gefordert. Jetzt hat er uns nöthig, sollten wir ihm nun nicht zu Gebot stehen? Er gab uns das schöne Land Tschakar in welchem wir unsere Heerden treiben; wir sind für ihn auch ein Schutzwall gegen die Khalkas. Jetzt kommen die Rebellen von Süden her, wir müssen also nach dem Süden ziehen. Nicht wahr, meine Herren Lamas, wir sprachen da verständige Worte. Ja, wir mußten ausrücken. Das heilige Aufgebot wurde bei Sonnenaufgang verkündigt, und schon um Mittag standen die Boschehons an der Spitze ihrer Mannen und schaarten sich um die Tschuanda, diese stießen zu den Nuru Tschayn, alle vereinigten sich mit den Ugurda; dann zogen wir nach Peking, von wo man uns nach Tin Tsin Weï führte. Dort sind wir drei Monate geblieben.“ — „Habt ihr den Feind gesehen und ihn geschlagen?“ fragte Sambadschiemba. — „Nein, er hat nicht gewagt in unsere Nähe zu kommen. Die Kitat sagten uns immer, wir gingen einem sichern Tod entgegen, und es würde doch nichts nützen. Was wollt ihr, riefen sie, gegen Seeungeheuer ausrichten? Sie leben im Wasser wie die Fische, und wenn man es am wenigsten denkt, schwimmen sie oben auf und schleudern flammensprühende Si-Kua*). Sobald man den Bogen spannt um ihnen Pfeile zu schicken, tauchen sie wieder ins Wasser wie die Frösche. Mit solchen Reden wollten die Kitat uns Furcht einjagen, wir Krieger von den acht Bannern lassen uns aber nicht einschüchtern. Bevor wir aus der Heimat zogen, hatten die großen Lamas das Buch der himmlischen Geheimnisse aufgeschlagen, und verkündet, daß Alles einen für uns glücklichen Ausgang nehmen werde. Der Kaiser hatte jedem Tschuanda einen Lama beigegeben der sich auf Körperheilung verstand und in heiligen

*) Wassermelonen. Die europäischen Bomben werden von den Chinesen Si-Kua-Nao genannt.

Dingen erfahren war. Diese Männer sollten Krankheiten entfernen und gegen die Zaubereien der Seeungeheuer schützen. Was hätten wir also zu fürchten gehabt? Die Rebellen erschraken und baten um Frieden als sie vernahmen daß die Krieger von Tschakar im Anzug seien. Der heilige Meister hat ihnen aus Barmherzigkeit den Frieden gegönnt, und wir sind dann wieder heimgezogen zu unseren Heerden und Triften."

Die Erzählung dieses „erlauchten Schwertes" hatte für uns ein ganz ungemeines Interesse; wir dachten gar nicht mehr daran daß wir uns in der Wüste und in sehr unbehaglicher Lage befanden. Gern hätten wir noch weitere Einzelheiten über den Krieg der Engländer gegen China vernommen; allein die Nacht war hereingebrochen und die beiden Mongolen ritten nach ihren Jurten zurück. Als sie fort waren begann uns doch angst und bang zu werden. Eine lange düstere Nacht stand uns bevor. Wie sollten wir zu einiger Ruhe gelangen? Der Boden unter unserm Zelte war eitel Schlamm; wir hatten allerdings Feuer gehabt, aber unsere Kleider waren doch nicht trocken geworden und blieben feucht; der Pelz welcher uns zur Unterlage dienen sollte und durch welchen wir uns einigermaßen gegen Nässe zu schützen gedachten, war im kläglichsten Zustande, und sah aus wie die Haut eines ertränkten Thieres. In dieser kläglichen Lage trösteten wir uns damit daß wir Schüler dessen waren, der gesagt hat: Der Fuchs hat seinen Bau, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber der Sohn des Menschen hat nicht, wohin er sein Haupt lege. Unsere Ermattung war groß, wir durchwachten den größten Theil der Nacht; dann aber schwanden unsere Kräfte. Manchmal fielen uns die Augen zu; wir saßen mit verschlungenen Armen auf der Asche und stützten das Haupt auf die Knie. Wie froh waren wir als endlich das Tageslicht herauf zu dämmern begann, und ein blauer wolkenloser Himmel uns besseres Reisewetter verkündete. Bald strahlte die Sonne und wir konnten hoffen, daß unterwegs unsere Kleider bald trocken würden. Unsere kleine Karawane setzte sich in Bewegung; nach und nach hoben die größeren Kräuter auf der Steppe ihre vom schweren Regen niedergedrückten Häupter empor, der Boden wurde fester und der warme Sonnenstrahl erquickte unsere Glieder. Endlich gelangten wir zu unserer großen Freude in die schönen Ebenen des Rothen Banners; sie bilden den schönsten Theil von Tschakar.

Tschakar bedeutet im Mongolischen Grenzland. Diese Region stößt im Osten an das Königreich Geschekten, im Westen an das westliche Tumet, im Norden an Suniut und im Süden an die Große

Mauer. Die Ausdehnung beträgt 150 Wegstunden in der Länge und einhundert in der Breite. Die Landesbewohner sind alle kaiserliche Soldaten und erhalten jährlich je nach ihrem Rang einen Sold. Ein Fußsoldat bekommt jährlich 12, ein Reiter 24 Unzen Silber.

Tschakar zerfällt, wie schon bemerkt, in acht Banner, chinesisch Pa-Ki, nämlich das weiße, blaue, rothe und gelbe, das weißliche, bläuliche, röthliche und gelbliche. Jedes Banner hat ein eigenes Gebiet und eine Oberbehörde, Nuru-Tschayn genannt. Außer derselben ist in jedem Banner noch ein höchster Beamter, der U-Gurdha. Aus den acht U-Gurdha wird Einer gewählt, der die Stelle eines Generalstatthalters aller acht Banner bekleidet. Sämmtliche Würdenträger setzt der Kaiser von China ein, der sie auch besoldet. Eigentlich ist ganz Tschakar nur ein großes Feldlager in welchem ein Reserveheer steht. Es ist den dortigen Mongolen streng verboten Ackerbau zu treiben, damit sie bei jedem Aufruf ohne Weiteres ins Feld rücken können. Sie leben von ihrem Sold und dem Ertrag ihrer Heerden. Alle Ländereien in den acht Bannern sind unveräußerlich. Manchmal wird wohl ein Stück Ackerland an Chinesen verkauft, die Behörden können aber allezeit einen solchen Handel für null und nichtig erklären. Auf den Steppen von Tschakar weiden auch die prächtigen Heerden des Kaisers: Kameele, Pferde, Rindvieh und Schafe. Jede der dreihundert und sechzig Pferdeheerden enthält zwölfhundert Rosse. Schon darnach kann man ermessen, wie reich an Vieh der Kaiser ist. Jede Heerde wird von einem Mongolen beaufsichtigt, der als Auszeichnung den weißen Knopf hat. Zu bestimmten Zeiten erscheinen Generalaufseher und zählen nach; was fehlt, muß der Hirt auf eigene Kosten ersetzen. Nichtsdestoweniger wissen die Mongolen sich des heiligen Gebieters Reichthum zu Nutzen zu machen, indem sie ihn unverschämt betrügen. Ein Chinese der ein abgetriebenes Pferd oder einen schlechten Ochsen hat, bringt ihn zu den Hirten des Kaisers, der gegen Erlegung einer mäßigen Summe ein anderes Thier hergiebt. So bleibt die Zahl voll, und der Unterschleif kommt gewöhnlich nicht an den Tag.

Wir wanderten bei herrlichem Wetter durch ein schönes Land. Die Wüste erscheint manchmal häßlich und abschreckend, aber sie hat auch ihre Reize, die man um so höher anschlägt, je seltener sie sind und je weniger sie sich mit der Anmuth anderer Gegenden vergleichen lassen. Die Mongolei hat ein durchaus eigenthümliches Aussehen. In civilisirten Ländern trifft man volkreiche Städte, wohlbestellte Aecker, Gewerbsamkeit und Handelsverkehr; in vielen unangebauten Gegenden sieht man dichte

Wälder, einen üppigen Pflanzenwuchs, eine majestätische Natur. Von alle dem hat die Mongolei gar nichts aufzuweisen, weder Städte noch auch nur Häuser, keine Künste oder Gewerbe, nicht Ackerbau und nicht Wälder. So weit das Auge reicht, gewahrt man nur Wiesensteppe; manchmal ist sie durch Seen und Flüsse unterbrochen, oder gewaltige Berge ragen über sie empor; meist aber sieht man unendliche Ebenen. In diesen grünen Einöden, wo der Horizont so weit entfernt liegt, glaubt man sich auf einen Ocean versetzt. Der Anblick dieser mongolischen Wiesenfluren erregt in der menschlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wohl aber ein aus beiden gemischtes Gefühl, eine melancholische religiöse Stimmung, die nach und nach eine höhere Gemüthsstimmung zur Folge hat, ohne doch vom Irdischen ganz abzulenken.

Zuweilen gelangt man in Landstriche wo die Ebene mannigfaltiger und belebter erscheint als sonst gewöhnlich der Fall ist; namentlich dann, wenn Wasser und Weide der besten Art viele Menschen herbei gezogen haben. Dann erheben sich überall Zelte von verschiedener Größe; sie sehen aus wie Luftballons die eben vom Gase aufgeschwellt sind und in die Höhe steigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und sammeln Argols ein, welche sie dann am Zelt in einen Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein, oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchspeisen; die Männer tummeln feurige Rosse umher, und treiben die Heerden von einem Weideplatze zum andern. Aber dieses belebte Bild verwandelt sich oft in allerkürzester Zeit, und wo eben noch das lauteste Treiben herrschte, wird plötzlich Alles leer und öde; denn Zelte, Menschen und Heerden sind auf einmal verschwunden. Man sieht in der Einöde nur noch Aschenhaufen, schwarze Stätten auf welchen ein Heerd stand, dann und wann Knochen um welche die Raubvögel streiten; das ist Alles woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort sein Zelt aufgeschlagen hatte. Und weshalb sind sie denn so plötzlich weiter gewandelt? Die Heerden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer hat dann das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die Hirten haben die Zelte abgebrochen und zusammen gelegt, und dann an einer andern Stelle, gleichviel wo, Futter für das Vieh gesucht.

Am andern Tage ritten wir von früh bis spät abermals durch eine prächtige Wiesengegend, die noch zum Rothen Banner gehörte, und machten Abends in einem Thalgrunde Rast. Er schien damals ziemlich stark bewohnt zu sein, denn kaum waren wir abgestiegen, als auch schon viele

Tataren uns umringten und hilfreich an die Hand gingen. Sie halfen beim Abladen des Gepäckes, beim Aufschlagen des Zeltes, und luden uns ein bei ihnen Thee zu trinken. Das lehnten wir für heute ab, weil es schon spät war, machten aber am nächsten Morgen unsern Gegenbesuch. Denn die Einladungen waren so freundlich und dringend, daß wir uns entschlossen, einen Tag bei diesen guten Menschen zu verweilen; ohnehin mußten wir allerlei ausbessern, und Ort wie Wetter waren so günstig wie wir nur wünschen konnten. Alle Zeit welche die Besorgung unserer eigenen Angelegenheiten und das Lesen des Breviers nicht in Anspruch nahm, verwandten wir auf Besuche in den Zelten der Mongolen. Während Samdadschiemba unser Leinwandhaus bewachte, gingen wir zu unseren Freunden. Dabei mußten wir wohl aufpassen daß unsere Beine nicht zu Schaden kamen, denn Schaaren großer Hunde liefen bellend gegen uns an. Doch genügte ein kleiner Stab um sie abzuwehren. Diesen Beschützer mußten wir an der Thürschwelle ablegen, weil die Höflichkeit es erfordert. Denn wer mit einem Stock oder einer Peitsche ins Zelt träte, würde der ganzen Familie eine schwere Beleidigung zufügen; es wäre das nämlich so viel als wenn er sagte: Ihr seid Hunde.

Wer sich bei den Mongolen einführt, tritt ganz einfach und freimüthig auf; von den vielen lästigen Umständlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chinesen ist auch nicht eine Spur vorhanden. Man geht ins Zelt und wünscht allen Anwesenden Glück und Frieden, indem man die Worte A m o r oder M e n d u spricht. Darauf setzt man sich zur Rechten des Familienvaters, der allemal seinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt Jeder aus dem Gürtel seine kleine Schnupftabaksdose, die herumgereicht wird; dabei wechselt man einige höfliche Worte. Man fragt zum Beispiel, ob die Weide gut sei, die Heerden sich wohlbefinden, die Mutterpferde gut fohlen, ob Friede ringsum sei und dergleichen mehr, Alles in ernster, würdiger Weise. Dann naht sich die Frau und reicht dem Fremden schweigend die Hand. Darauf zieht man aus der Busentasche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole stets bei sich führt, und reicht es der Frau. Sie bringt es sehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien stellt man den Gästen auch ein Tischchen hin mit Butter, Hafermehl, gerösteter Hirse und Käseschnitten, jedes in einem besondern lackirten Kästchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem seinen Gästen eine noch größere Güte thun will, stellt auf den Heerd in heiße Asche ein mit mongolischem Wein gefülltes Fläschchen aus gebranntem Thon. Die-

ser „Wein" besteht aus Molken denen man eine weinige Gährung giebt und dann, allerdings sehr mangelhaft, destillirt. Man muß wahrhaftig Mongole sein, um einem solchen Getränk Liebhaberei abzugewinnen; es schmeckt fade und hat einen abscheulichen Geruch.

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden bis etwa zu halber Mannshöhe eine Walzengestalt. Auf diesem acht bis zehn Fuß im Durchmesser haltenden Cylinder erhebt sich ein abgestumpfter Kegel. Das Gezimmer für dieses Zelt besteht im untern Theil aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die sich wie ein Netz verengen und erweitern lassen. Von dem kegelförmigen Umkreise laufen Stangen in die Höhe, die oben etwa so zusammen stoßen, wie das Fischbein am Gestell eines Regenschirms. Dieses Gerüst wird mit grober Leinwand, und zwar je nach Umständen mit einer Lage oder mit mehreren überspannt. Die Thür ist eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner ziemlich hoher Querbalken bildet die Schwelle; wer ins Zelt hineintritt, muß zu gleicher Zeit den Fuß hoch heben und sich mit dem Kopfe bücken. Oben im Kegel ist gleichfalls eine Oeffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann sie vermittelst eines Stückes Filz nach Belieben schließen, denn es ist ein Seil angebracht, dessen Zugende an der Thür befestigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abtheilungen. Die Seite links vom Eingange ist den Männern vorbehalten und dorthin müssen sich auch die Fremden begeben; ein Mann welcher auf die rechte Seite träte, würde eine große Unschicklichkeit begehen. Denn diese rechte Seite gehört den Frauen und dort liegt und steht auch alles Zeltgeräth, zum Beispiel ein großes Gefäß von gebranntem Thon in welchem Wasser aufbewahrt wird, ausgehölte Holzstämme von verschiedener Größe und Dicke die als Eimer und Gelten benutzt werden; man bewahrt in ihnen Milch auf und was aus derselben zubereitet wird. Mitten im Zelte steht ein großer Dreifuß, und auf demselben ein großer eiserner Kessel den man fortnehmen kann; er hat die Gestalt einer Glocke. Hinter dem Heerde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee; es ist das seltsamste Geräth das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden desselben sind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem Kupfer verziert. Ein derartiges kleines Bett findet man, so viel wir wissen, in jedem Zelte; es scheint ein unumgänglich nothwendiges Stück Möbel zu sein. Aber es ist uns immer seltsam und unerklärlich vorgekommen, daß wir während unserer weiten und langen Reise nicht ein einziges gesehen haben, welches

in neuerer Zeit verfertigt worden wäre. Wir hatten Gelegenheit uns in den Wohnungen mancher wohlhabenden und reichen Mongolen umzusehen, aber auch dort fanden wir immer nur Kanapees die offenbar schon ein hohes Alter aufweisen konnten. Es erbt von einem Geschlecht auf das andere. Man kann in den Städten wo die Mongolen Handel treiben, Waarenläger, Trödlerbuden und Leihhäuser durchstöbern und wird doch nie ein dergleichen Kanapee finden, gleichviel ob ein altes oder neues.

Neben dem Kanapee, nach der Abtheilung für die Männer hin, steht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Gestalt. In demselben werden die vielen Siebensachen aufbewahrt, mit welchen dieses einfache kindliche Volk sich herauszuputzen pflegt. Es dient zugleich als Altar für ein kleines Idol das den Buddha darstellt. Der Gott ist aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in sitzender Figur, mit übereinander geschlagenen Beinen, und bis an den Hals mit einer gelbseidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Gestalt unserer kleinen Liqueurgläser, sind ebenmäßig der Reihe nach vor dem Buddha aufgestellt; in diesen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Wasser, Butter und Mehl. Den Schmuck dieser kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte, thibetanische Bücher. Diese Gebetbücher darf nur ein Mann mit geschorenem Haupte, der im ehelosem Stande lebt, berühren; ein „schwarzer Mann" der sie mit seinen unreinen weltlichen Händen aufschlagen wollte, beginge gewissermaßen eine Tempelschändung. An den verschiedenen Pfählen und Stangen sind Bockshörner angebracht, und damit ist die Möblirung eines Mongolenzeltes vollendet. An diesen Hörnern hängt man Rind- und Schöpsenfleisch auf, Blasen mit Butter gefüllt, Pfeile, Bogen und Luntengewehre; denn fast jede mongolische Familie besitzt eine Feuerwaffe. Es überraschte uns einigermaßen in Timkowski's Reise durch die Mongolei nach Peking folgende Worte zu lesen: „das Geräusch unserer Feuerwaffen zog die Mongolen herbei, denn sie kennen nur Bogen und Pfeile." Der russische Schriftsteller hätte billig wissen können, daß die Mongolen mit den Feuerwaffen keineswegs so unbekannt sind wie er glaubt. Es ist ohnehin ausgemacht daß schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Tscheng-Kis-Khan (Dschingiskhan) in seinem Heere Artillerie hatte.

Die Gerüche welche man in einem Mongolenzelt einathmet sind abscheulich, und für Jeden, der noch nicht daran gewöhnt ist, beinahe unerträglich. Die scharfe Ausdünstung will Einem beinahe das Herz aus

dem Munde drücken; sie rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenstände deren sich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichsam durchdrungen sind. Wegen ihrer Unsauberkeit heißen diese Leute bei den Chinesen Stinktataren, Tsao-Ta-Dze, und alle Welt weiß, daß doch auch die Chinesen mit der Sauberkeit es nicht im Mindesten genau nehmen, daß auch sie übel riechen.

Das Hauswesen und die Sorge für die Familie gehören bei den Mongolen zu den Obliegenheiten der Frau. Sie melkt die Kühe und besorgt das Milchwesen, holt Wasser, das oft nur weitab vom Zelte zu finden ist, sammelt Argols, trocknet sie und stapelt sie haufenweis beim Zelt auf; ferner verfertigt sie Kleider, gerbt Felle, kämmt und spinnt Wolle, kurz auf ihr liegt Alles; und nur die Kinder helfen ihr, so lange sie nämlich klein sind. Der Mann dagegen hat nur wenige Beschäftigungen; er treibt die Heerden auf gute Weideplätze, was für Leute die von früher Jugend an zu Pferde sitzen mehr ein Vergnügen als eine Arbeit ist. Er unterzieht sich gar keiner Anstrengung, außer wenn er entlaufenen Thieren nachsetzt. Dann sprengt er fort, fliegt mehr als er reitet, ist bald auf Bergesgipfeln bald in Schluchten, und giebt sich nicht eher zufrieden als bis er seinen Zweck erreicht hat. Der Mongole reitet manchmal auf die Jagd, aber er thut es niemals zum Vergnügen; mit Rehen, Hirschen und Fasanen macht er insgemein seinen Königen ein Geschenk. Füchse schießt er niemals, denn er will den Balg nicht verderben, der sehr geschätzt wird. Er lacht über die Chinesen die dem Meister Reinecke Fallen stellen in die er bei Nacht geht. Mir sagte ein im Rothen Banner sehr berühmter Jäger: Wir halten uns bei solcher List nicht auf, sondern gehen dem Fuchs gerade auf den Leib. Wenn er sich blicken läßt, springen wir zu Pferde, überholen ihn und er wird allemal unser.

Abgesehen vom Reiten verbringen die Mongolen ihre Tage mit Müssiggang, liegen im Zelt umher, schlafen, trinken Thee mit Milch und rauchen Tabak. Und doch dämmert und bummelt der Mongole auch umher trotz einem Pariser, er thut es aber auf seine eigene Weise, und bedarf dabei weder des Spazierstockes noch des Lorgnons. Sobald es ihm einfällt zu erfahren was in der Welt um ihn her vorgeht, nimmt er seine Peitsche vom Bockshorn über der Zeltthür, besteigt ein Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem ersten Besten dessen er ansichtig wird entgegen, spricht in den Zelten vor, und beabsichtigt nichts weiter als sich ein Weilchen mit den Leuten zu unterhalten.

Die zwei Tage welche wir auf den schönen Ebenen von Tschakar verweilten, waren für uns nicht ohne Nutzen. Wir konnten unsere Kleider trocknen, unser Gepäck in Ordnung bringen, und hatten eine sehr günstige Gelegenheit uns mit den Sitten und Anschauungen der Mongolen näher bekannt zu machen. Als wir Anstalten zur Weiterreise trafen, waren unsere tatarischen Nachbarn uns beim Zusammenlegen des Zeltes und beim Aufpacken behilflich. Dann sprachen sie: „Herren Lamas, ihr werdet heute bei den drei Seen lagern, wo gute Weide in Menge ist; wenn ihr euch rasch dazu haltet, so könnt ihr vor Sonnenuntergang dort sein. Auf beiden Seiten der drei Seen findet ihr Wasser erst in weiter Entfernung. Wir wünschen euch glückliche Reise.“ Wir entgegneten: „Bei euch walte Frieden.“ Dann eröffnete Samdadschiemba, der auf seinem kleinen schwarzen Maulthier saß, den Zug. Wir verließen jene Lagerstätten, gleich den früheren, ohne Bedauern; nur waren die Aschenhaufen größer und Gras und Kräuter ringsum mehr zertreten als bei den übrigen.

Am andern Morgen war das Wetter ruhig aber sehr frisch, um Mittag erhob sich jedoch der Wind mit großer Heftigkeit und wurde so schneidend, daß wir bedauerten unsere Pelzmützen weggepackt zu haben. Unabläßig schauten wir bald nach rechts bald nach links hin um die drei Seen zu finden, aber vergeblich. Es wurde schon spät, und nach dem was die Mongolen uns gesagt hatten, mußten wir besorgen die richtige Stelle verfehlt zu haben. Da gewahrten wir zu unserm Glück einen Reiter, der aus einer fernen Schlucht herauf ritt; Herr Gabet sprengte ihm entgegen und konnte ihn einholen. Als der Reiter ihn erblickte, sprach er: „Heiliger Mann, hat Dein Auge die gelben Ziegen (Antilopen) erspäht? Ich kann sie nicht wieder finden. Doch von wannen kommst Du, und wohin willst Du Dich begeben?“ die Antwort lautete: „Ich gehöre zu der kleinen Karawane welche Du dort unten siehst. Man hat uns gesagt, daß hier in der Gegend drei Seen lägen, an welchen wir unser Zelt aufschlagen könnten; aber wir sehen sie nicht.“ — „Wie ist das möglich? Erlaube mir, Herr Lama, daß ich in Deinem Schatten reite, ich will Dir die drei Seen zeigen. Ihr seid ja unlängst ganz in ihrer Nähe gewesen.“ Damit gab er dem Pferde einige Schläge mit der Peitsche, und ritt neben dem langbeinigen weit austretenden Kameel her. Als wir Alle beisammen waren, sprach dieser Jäger: „Ihr Männer des Gebets seid ein wenig zu weit gegangen und müßt wieder umkehren. Dort unten wo ihr die Störche seht, liegen die drei Seen.“ — „Wir danken Dir, Bruder. Es

thut uns sehr leid daß wir Dir nicht sagen können, wo die Antilopen sich befinden.“ Der mongolische Jäger sagte uns einen Abschiedsgruß indem er seine gefalteten Hände vor die Stirn legte, und wir ritten auf die angedeutete Stelle zu. Bald überzeugten wir uns, daß die Seen in der Nähe sein mußten, denn Gras und Kräuter wurden spärlicher und waren weniger grün, sie krachten unter unseren Tritten wie dürres Reisig, und der weiße Salpeterausschlag wurde immer dicker. Endlich erreichten wir den einen See, konnten auch die beiden anderen erblicken, stiegen ab und schlugen, bei dem heftigen Winde nur mit großer Mühe, unser Zelt auf.

Während Sambadschiemba Thee bereitete und wir von den Anstrengungen des weiten Rittes ein wenig ausruhten, konnten wir beobachten mit welcher Gier die Kameele den Salpeter vom Boden ableckten; dann gingen sie an den See und schlürften in langen Zügen und ungeheurer Menge das brackige Wasser desselben ein. In diesen Beobachtungen wurden wir durch Sambadschiemba gestört, der uns zu sich rief. Wir kamen noch gerade zu rechter Zeit um unsern Leinwandpalast zu retten; der Wind hatte eine andere Richtung genommen und wehte nun gerade von der Seite her wo sich die Thür zum Zelt befand, das in Gefahr stand hinweggerissen zu werden. Auch war eine Feuersbrunst zu besorgen, weil der Sturm die brennenden Argols auseinander riß. Am Ende brachten wir noch Alles in Ordnung, aber Sambadschiemba war den ganzen Abend in einer abscheulichen Laune, weil es mit dem Theekochen länger als gewöhnlich dauerte.

Späterhin ließ der Wind nach und das Wetter wurde prächtig; der Himmel war so klar, die Sterne funkelten so hell und der Mond schien so friedlich auf die weite Einöde herab, in welcher wir am Rande der Ebene die seltsamen Formen des Gebirges in mehr oder weniger bestimmten Umrissen erblickten. Alles war still, bis auf die Wasservögel welche am Ufer der Seen zwischen den Binsen schnatterten. Während Sambaschiemba bei seinem Feuer beschäftigt war, gingen wir um den großen See der etwa eine Stunde im Umfang halten mochte, und beteten den Rosenkranz. Mehrmals glaubten wir verdächtiges Geräusch zu hören; es schien uns als ob mehrere Menschen halblaut mit einander sprächen. Waren Räuber in der Nähe? Als wir einen kleinen Hügel erstiegen hatten wollte uns bedünken, daß in geringer Entfernung in dem hohen Grase sich etwas hin und her bewege; es kam uns vor, als seien es menschliche Gestalten. Die Stimmen vernahmen wir ganz deutlich, konnten aber nicht entscheiden ob wir mongolische oder chinesische Worte hörten. Es schien uns wohl-

gethan eiligst nach dem Zelte zu gehen, und wir thaten es so leise, als immer möglich.

„Hier sind wir nicht sicher," sagten wir zu Sambadschiemba. „Wir haben Menschen gesehen und gehört. Lauf und hole die Thiere, damit wir sie unter Aufsicht haben." Sambadschiemba entgegnete stirnrunzelnd: „Wenn nun die Räuber kommen, was machen wir dann? Kämpfen wir mit ihnen, dürfen wir sie todschlagen, erlaubt die heilige Kirche das?" — „Geh nur erst und hole die Thiere, nachher wollen wir Dir schon sagen was zu thun ist."

Unser Dschiahur brachte die Thiere, band sie beim Zelt an, und trank ruhig seinen Thee, während wir abermals hinausgingen um wo möglich über unsere geheimnißvolle Nachbarschaft einige Gewißheit zu erlangen. Wir fanden am See einen ziemlich ausgetretenen Pfad, und glaubten jetzt annehmen zu dürfen, daß jene Stimmen von harmlosen Leuten herrührten. Als wir, ruhiger als eine Weile vorher, wieder in unser Zelt traten, war Sambadschiemba eifrig darüber uns auf den Ledersohlen seiner großen Stiefel einen russischen Säbel zu wetzen, den er in Tolon Noor gekauft hatte. „Wo sind die Räuber?" rief er uns zornig entgegen und erprobte mit seinem Daumen ob die Schneide seiner Waffe auch scharf genug sei. — „Es sind keine Räuber da; rolle nur die Bocksfelle auseinander, wir wollen jetzt schlafen." — „Ha, das ist schade; seht nur, das hier ist sehr spitz und scharf." — „Schon gut, schon gut, Sambadschiemba; Du spielst den tapfern Mann weil Du weißt daß kein Feind in der Nähe ist." — „O, meine geistigen Väter, sagt das nicht; man muß allezeit offen reden. Ich will nicht leugnen daß ich für Gebetelernen ein schlechtes Gedächtniß habe, aber Muth besitze ich trotz Einem." Wir lachten über diese wunderliche Zusammenstellung.

„Ihr lacht, meine Väter, weil ihr die Dschiahurs nicht kennt. Im Westen hat das Land der drei Thäler (San Tschuan) einen großen Namen. Meine Landsleute achten das Leben für gar nichts; sie tragen stets Säbel und Luntenflinte. Wenn Einer den Andern nur schief ansieht, so giebt es Mord und Todtschlag. Ein Mann der Niemand ums Leben gebracht hat, darf sich gar nicht mausig machen; man kann von ihm nicht sagen daß er wacker und tapfer sei."

„Das ist ja bewunderungswürdig. Daß Du ein Tapferer seiest, hast Du uns selber gesagt. Nun theile uns aber auch mit, Sambaschiemba, wie viele Menschen Du ums Leben gebracht hast, als Du Dich noch im Lande der drei Thäler befandest."

Diese Frage brachte ihn doch einigermaßen außer Fassung; er wandte seinen Kopf nach der andern Seite und ließ ein gezwungenes Lachen vernehmen. Um der Sache eine andere Wendung zu geben, tauchte er seinen Napf in den Kessel und schöpfte sich Thee heraus. „Das ist recht," sagten wir, „trinke Thee, und dann erzähle uns etwas von Deinen Heldenthaten."

Sambadschiemba trank, wischte dann das Näpfchen mit seinem Rockschooß rein, steckte es wieder vor die Brust, und begann folgendermaßen zu erzählen:

„Meine geistigen Väter, ihr wollt daß ich von mir rede, und ich will euch eine Geschichte erzählen. Ich habe eine große Sünde begangen, hoffe indessen daß Jehovah sie mir vergeben hat als ich in die heilige Kirche eintrat. Ich war noch jung und mochte etwa sieben Jahre alt sein. Ich mußte meines Vaters alte Eselin auf die Weide treiben; wir hatten weiter kein Thier. Der Sohn eines Nachbarn kam oft und spielte mit mir; der Knabe war mit mir in gleichem Alter. Einst geriethen wir in Zank und Streit, und ich schlug dabei meinen Gespielen mit einer großen Baumwurzel so stark auf den Kopf daß er niederstürzte. Als ich ihn für todt auf der Erde liegen sah, wußte ich vor Furcht und Bestürzung gar nicht was ich anfangen sollte, und dachte: nun werden sie dich wieder ums Leben bringen. Ich suchte hin und her, um meinen Gespielen irgendwo verbergen zu können, aber vergeblich. Da dachte ich, nun mußt du dich selbst verstecken, und kroch in einen großen Haufen Reisig, der unweit von unserm Hause sich befand, so tief als nur möglich. Dabei ritzte ich mich blutig, war aber entschlossen nicht wieder vorzukommen. Nach Einbruch der Dunkelheit suchte man mich allenthalben, ich hörte daß die Mutter meinen Namen rief, verhielt mich aber still, regte kein Glied, und schwebte fortwährend in Todesangst. Ich hörte, wie die Leute laut hin und her sprachen; es kam mir vor als seien sie in Streit gerathen. Am andern Morgen hungerte mich entsetzlich. Da fing ich an zu weinen, aber nicht laut, sonst hätten es vielleicht die Leute vernommen. Ich wollte und wollte nun einmal aus meinem Versteck nicht heraus." — „Aber dachtest Du denn nicht ans Verhungern?" — „Ich dachte nicht daran; mich hungerte, das war Alles. Ich hatte mich versteckt um nicht getödtet zu werden. Ich blieb drei Tage und vier Nächte in dem Reisighaufen; dann entdeckte man mich. Es war mir noch so viel Kraft geblieben daß ich zu entlaufen versuchte, aber man hielt mich fest. Da weinte ich und schrie: „Macht mich nicht tod, ich habe ja den Nasamboyan

nicht ums Leben gebracht!" Sie schleppten mich ins Haus und lachten laut; sie sagten mir, ich sollte nur keine Angst haben, denn Nasanboyan sei gar nicht todt. Wirklich kam er selbst zu mir, frisch und gesund, nur hatte er eine Wunde im Gesicht; er war von dem Schlage nur betäubt gewesen."

Der Dschiahur war nun mit seiner Erzählung fertig, schaute uns lachend an und wiederholte mehrmals daß ein Mensch drei Tage lang ohne Nahrung leben könne. „Das ist ohne Frage ein ganz hübscher Anfang, Sambadschiemba; aber Du hast uns immer noch nicht gesagt, wie viele Menschen Du tapferer Mann schon ums Leben gebracht hast." — „Ich habe Niemand getödtet, weil ich mich nur so kurze Zeit in meinem Heimatlande der drei Thäler aufgehalten habe. Denn als ich zehn Jahr alt war that man mich in ein großes Lamakloster, und gab mir einen alten sehr strengen Lama zum Lehrer. Er prügelte mich tagtäglich weil ich die Gebete nicht ordentlich hersagen konnte. Aber das Prügeln half weder ihm noch mir, denn ich lernte doch nichts. Da ließ er es mit dem Studiren auf sich beruhen und verwandte mich zu anderen Dingen; ich mußte Wasser holen und Argols suchen. Prügel bekam ich aber doch. Solch ein Leben wurde mir unerträglich, ich lief fort und zwar in die Gegend nach der Mongolei hin. Unterwegs begegnete ich einem Oberlama der nach Peking reiste, schloß mich seiner großen Karawane an und trieb Hämmel. Ich mußte unter freiem Himmel schlafen, weil in den Zelten kein Platz für mich war. Einst war ich etwas abseits von der Karawane gegangen und hatte mir zur Schlafstelle eine Felsengruppe ausersehen, wo ich gegen den Wind geschützt war. Als ich am andern Morgen etwas spät erwachte, sah ich nichts mehr von der Karawane; sie hatte mich allein in der Wüste zurück gelassen. Damals konnte ich noch nicht einmal die vier Himmelsgegenden unterscheiden, und irrte also auf gut Glück umher bis ich einige Mongolenzelte fand. So habe ich mich etwa drei Jahre lang bald da bald dort umhergetrieben, und diente den Leuten, welche mich gastfrei aufnahmen. Endlich kam ich nach Peking. Dort ging ich in das große Lamakloster Hoang Sse, in welchem nur thibetanische und Dschiahur Lamas sind, und wurde gern darin aufgenommen. Meine Landsleute legten Geld zusammen, und kauften mir eine rothe Schärpe und eine große gelbe Mütze; nun konnte ich im Chor Gebete mit singen und erhielt auch einen Antheil von den Almosen." Wir fielen Sambadschiemba ins Wort, und fragten, wie er sich beim Absingen der Gebete habe betheiligen können, da er doch weder Lesen noch Beten verstand? — „Das war ganz leicht gethan", entgegnete er; „einer meiner Freunde

lieh mir sein Buch, das legte ich auf die Knie, und summte und brummte mit den Lippen die Töne meiner Nachbarn; wenn die Anderen ein Blatt umschlugen, that ich ein Gleiches Der Vorsteher des Chors kam deshalb nicht hinter meine Schliche. Damals begegnete mir aber eine schlimme Sache und ich wäre beinahe aus dem Kloster fortgejagt worden. Ein recht bösartiger Lama hatte doch gemerkt wie es mit meinem Beten bestellt war, und machte sich bei den Anderen darüber lustig. Als die Mutter des Kaisers starb, mußten wir in den gelben Palast kommen und beten. Ehe die Feierlichkeit begann, war ich ruhig an meinem Platze, und legte das Buch auf mein Knie. Jener Lama trat ganz sacht, ohne daß ich ihn bemerkte, zu mir heran, guckte mir über die Schulter, sah in mein Buch und fing in meiner Weise zu summen an; er wollte mir nachäffen und mich verhöhnen. Das ärgerte mich sehr, und ich gab ihm einen so tüchtigen Faustschlag ins Gesicht, daß er hinten über stürzte. Im gelben Palast machte dieser Vorfall großes Aufsehn und die Vorsteher erfuhren auch davon. Nach den strengen Vorschriften der thibetanischen Klosterzucht hätte ich während dreier Tage mit der schwarzen Peitsche gezüchtigt werden müssen, und wäre dann mit Ketten an Händen und Füßen auf ein Jahr in den Klosterthurm gesperrt worden. Indessen ein Vorsteher der mir wohl wollte, legte sich ins Mittel, ging zu den Lamas welche das Zuchtgericht bildeten, und setzte ihnen auseinander, daß jener Mitschüler, den ich geschlagen, ein muthwilliger Mensch sei, der sich über alle Welt lustig machte. Das war auch wirklich der Fall. Mein Fürsprecher sprach so nachdrücklich zu meinen Gunsten daß man mir verzieh; ich kam mit einem strengen Verweise und Abbitte davon. Ich ging also zu dem Lama welchen ich geschlagen hatte und sprach: „Aelterer Bruder, wollen wir nicht heute eine Schale Thee mit einander trinken?“ — „Ja, laß uns gehen und Thee trinken. Was sollte mich auch veranlassen keinen Thee zu trinken?“ — Wir begaben uns demnach in ein Theehaus, nahmen im Saale an einem Tische Platz, ich nahm mein Schnupftabaksfläschchen und sagte: „Aelterer Bruder, wir hatten neulich etwas mit einander; das war nicht gut. Du hattest unrecht, ich hatte auch unrecht, meine Faust war zu gewichtig. Uebrigens ist das schon eine alte Geschichte an die man gar nicht mehr denken muß.“ Dann tranken wir Thee, sprachen über allerlei gleichgiltige Dinge und begaben uns wieder ins Kloster.“

Die Erzählungen unseres Dschiahur hatten bis spät in die Nacht gedauert. Die Kameele hatten sich bereits erhoben und waren an das Ufer des Sees gegangen um zu weiden, und uns blieben nur ein paar

Stunden übrig, in denen wir der Ruhe pflegen konnten. Samdadschiemba erklärte daß er nicht schlafen sondern auf die Kameele achten wolle; auch sei Tagesanbruch nahe, das Feuer müsse angezündet, der Pan-tan bereitet werden. Bald rief er, unsern Schlummer störend, es sei heller lichter Tag und das Frühstück bereit. Gleich sprangen wir auf, genossen ein Näpfchen Pan tan, das heißt Hafermehl mit warmem Wasser, stellten ein kleines Kreuz auf einen Hügel und setzten unsere Pilgerreise fort. Um Mittag fanden wir drei Brunnen die unweit von einander ausgegraben waren; dort schlugen wir das Zelt auf, sahen aber bald daß der Lagerplatz sehr schlecht gewählt war. Das Wasser schmeckte salzig und widerlich, und Feuerung war auch nicht zu finden. Samdadschiemba indessen, der ein ungemein scharfes Auge hatte, glaubte in weiter Ferne eine Einfriedigung zu erblicken, in welcher sich wohl Ochsen befinden konnten. Er bestieg also ein Kameel, trabte fort und kam bald darauf reich mit Argols beladen zurück. Leider waren sie zu feucht und wollten nicht brennen. Aber unser Dschiahur ersann ein Auskunftsmittel. Er nahm die eiserne Hacke, baute eine Art von Ofenheerd in den Boden hinein und verfertigte aus Rasenstücken einen Schornstein. Diese Küche war ganz ländlich und sah recht hübsch aus; sie hatte weiter keinen Fehler als daß sie unnütz war, denn die Argols wollten nun einmal nicht brennen; Rauch und Qualm gaben sie in Menge, aber weder Feuer noch Flamme, und das Wasser im Kessel wollte nicht heiß werden. Es mußte aber abgekocht werden, wenn es überhaupt genießbar sein sollte. Wir halfen uns in einer eigenthümlichen Weise aus der Noth. In den Ebenen der Mongolei lebt ein Eichhörnchen mit grauem Haar, ähnlich wie die Ratte, in Erdlöchern. Das aus der Höhle aufgeworfene Erdreich bildet eine Kuppel, die inwendig kunstreich mit verschlungenen Gräsern ausgefüllt wird. Dadurch schützt sich das Thierchen vor Regen und schlechtem Wetter. Dieses Gras ist von der Sonne ausgetrocknet. An unserm Lagerplatze sahen wir eine große Menge solcher Hügel, die etwa so groß sind wie jene unserer Maulwürfe. Noth kennt kein Gebot; wir mußten grausam sein, und zerstörten eine Menge dieser Kuppeln um uns das trockene Gras anzueignen. Wir fanden auch genug um das Wasser zum Sieden zu bringen und einigermaßen genießbar zu machen.

Inzwischen hatten unsere Vorräthe sich stark vermindert, so mäßig und sparsam wir auch lebten; von gerösteter Hirse und Hafermehl war nur noch sehr wenig vorhanden. Unter diesen Umständen war es doppelt erfreulich von einem mongolischen Reiter zu vernehmen, daß die Handels-

station Schaborteh ganz nahe sei. Dieser Ort lag freilich nicht auf unserm geraden Wege, wir konnten uns aber nur dort die nöthigen Vorräthe verschaffen; die Blaue Stadt, wohin wir dann unsere Schritte lenkten, war dann noch etwa hundert Stunden weit entfernt. Wir schlugen also die Richtung zur linken Seite ein, und kamen nach Schaborteh.

Drittes Kapitel.

Schaborteh. — Das Fest der Mondsbröte. — Festmahl in einem Mongolenzelte. — Toolholos oder mongolische Rhapsoden. — Poetische Ueberlieferungen von Timur. — Tatarische Erziehung. — Betriebsamkeit der Frauen. — Eine alte verlassene Stadt. — Die Straße von Peking nach Kiachta. — Russisch-chinesischer Handelsverkehr. — Das russische Kloster in Peking. — Mongolische Aerzte. — Der Teufel des Wechselfiebers. — Begräbnisse. — Das Lamakloster der fünf Thürme. — Leichenbegängnisse tatarischer Könige. — Ursprung des Königreichs Efeh. — Turnübungen der Mongolen. — Drei Wölfe. — Fuhrwerke.

Wir erreichten Schaborteh am fünfzehnten Tage des achten Mondes, welchen die Chinesen mit großen Lustbarkeiten feiern. Dieses Fest, bekannt unter dem Namen Yüe-ping, Mondsbröte, reicht ins hohe Alterthum hinauf, und bezieht sich auf die Verehrung des Monds. An jenem Tage wird alle Arbeit eingestellt, und die Werkleute bekommen ein Geldgeschenk von ihren Meistern. Jeder legt seine besten Kleider an, und überall herrscht Frohsinn und Heiterkeit. Freunde und Verwandte schicken einander Kuchen zu, auf welchen das Sinnbild des Mondes angebracht ist, nämlich ein kleines Gebüsch, in welchem ein Hase kauert. Seit dem vierzehnten Jahrhundert hat aber dieses Fest eine politische Bedeutung von welcher die Mongolen wenig wissen, während unter den Chinesen die Ueberlieferung noch lebendig ist. Etwa um das Jahr 1368 trachteten sie dahin, das Joch der von Tscheng-Kis-Khan gestifteten tatarischen Dynastie abzuschütteln; sie waren derselben ungefähr ein Jahrhundert lang unterthan gewesen. Eine große Verschwörung war über alle Provinzen verzweigt, und sollte am fünfzehnten Tage des achten Mondes an vielen Punkten zugleich ausbrechen. Man wollte alle mongolische Krieger ermorden; jeder Familie war vom Eroberer ein solcher zugetheilt worden um das Land desto sicherer zu behaupten. Das Zeichen wurde durch einen in den Mondskuchen versteckten Zettel gegeben. Die Verschwörung kam wirklich zum Ausbruche, und die über das ganze Reich weit und

breit zerstreut umherliegenden mongolischen Krieger wurden beinahe alle ermordet. Dadurch wurde die Herrschaft der Mongolen gebrochen, und seitdem kümmern sich die Chinesen bei der Feier der Yüe-Ping weniger um die Verehrung des Mondes als um jenes Ereigniß, welches ihnen wieder zur Unabhängigkeit verhalf. Bei den Mongolen scheint, wie angedeutet, das Andenken an jene blutigen Vorgänge fast verschwunden zu sein, denn auch sie betheiligen sich am Feste, und feiern, ohne es zu wissen, einen Sieg, den ihre Feinde einst errangen.

Etwa in Schußweite von unserm Lagerplatze standen einige mongolische Zelte, deren Geräumigkeit und sauberes Ansehen von Wohlhabenheit der Insassen zeugte; in der Umgegend weideten zahlreiche Heerden stattlichen Viehes. Während wir das Brevier lasen, stattete Sambadschiemba den Mongolen einen Besuch ab. Bald nachher kam ein Greis mit vollem weißen Bart zu uns; er schien ein angesehener Mann zu sein, war von einem Lama begleitet und führte ein Kind an der Hand. Der Greis sprach: „Meine Herren Lamas, alle Menschen sind Brüder, aber jene, welche unter dem Zelte wohnen sind wie Fleisch und Knochen. Herren Lamas kommt, und nehmt Platz in meiner bescheidenen Wohnung. Der fünfzehnte dieses Monats ist ein Feiertag; ihr seid fremd und auf der Reise, und könnt heut Abend nicht am Heerd eurer edeln Familie Platz nehmen. Ruhet einige Tage bei uns aus; eure Anwesenheit wird Glück und Freude bringen.“ Wir entgegneten dem würdigen Greise, daß wir nicht in allen Stücken seinen Wunsch erfüllen könnten; aber am Abend nach dem Gebet würden wir den Thee bei ihm trinken, und uns mit ihm über sein Volk unterhalten. Der gute Mongole entfernte sich nun, bald aber kam sein Begleiter, der junge Lama, zurück und sagte, daß man uns nun erwarte. Wir folgten also der so offen und wohlwollend an uns ergangenen Einladung, empfahlen dem Dschiahur gut aufzupassen und gingen.

In dem Mongolenzelte fanden wir eine Sauberkeit, die uns billig überraschen konnte; dergleichen war uns in der Tatarei noch nicht vorgekommen. In der Mitte war keine Feuerstelle, auch lagen keine Küchengeräthe unordentlich umher, und man sah wohl, wie sorgfältig alles für den festlichen Tag hergerichtet war. Wir setzten uns auf einen großen rothen Teppich; dann brachte man uns aus einem andern Zelte das als Küche benutzt wurde, Thee mit Milch, kleine in Butter geröstete Brotschnitten, Käse, getrocknete Trauben und rothe Brustbeeren (Jujuben).

Nachdem wir mit der zahlreich anwesenden mongolischen Gesellschaft bekannt geworden waren, kam das Gespräch ganz zwanglos auf das Fest

der Mondsbröte. „In unserm Lande“, „sagten wir, kennt man dasselbe nicht; wir beten nur Jehovah an, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der Sonne, des Mondes und aller vorhandenen Dinge.“ — „Das ist eine heilige Lehre“, sprach der Greis und hielt die gefalteten Hände vor die Stirn. „Auch die Mongolen beten den Mond nicht an; sie sehen daß die Chinesen dieses Fest feiern und machen es mit, ohne eigentlich viel daran zu denken warum.“ — „Ja, entgegneten wir, ihr macht einen Gebrauch mit ohne zu wissen weshalb. Du hast das rechte getroffen. Hört, was wir von den Kitat vernommen haben.“ — Und dann erzählten wir unter diesem Mongolenzelte was wir von jenem blutigen Tage der Yüe-Ping wußten. Die Mongolen waren erstaunt und wie angedonnert über Alles, was sie von uns hörten. Die jungen Männer raunten einander leise Worte zu; der Greis aber schwieg, saß mit gesenktem Haupte da und dicke Thränen quollen aus seinen Augen. Wir wandten uns zu ihm mit den Worten: „Bruder, der Du an Jahren so reich bist, es scheint als ob unsere Erzählung Dich keineswegs überrascht, aber sie hat Deine Brust mit tiefem Schmerz erfüllt.“ — Er hob den Kopf, trocknete die Thränen mit der verkehrten Hand und sprach: „Heilige Männer, das schreckliche Ereigniß vor welchem die jungen Männer da sich entsetzen, ist mir nicht unbekannt; doch wollte ich es wäre mir nie zu Ohren gekommen; ich mag nicht daran denken. Jedem Mongolen, der sein Herz nicht an die Kitat verkaufte, muß Zorn auf die Stirn treten. Es muß ein Tag kommen, und unsere großen Lamas werden wissen, wann, an welchem das Blut unserer ermordeten Vorväter gerächt wird. Wann der heilige Mann, der uns anführen soll, erscheint, dann erheben wir uns und folgen ihm, und gehen im Angesicht der Sonne um von den Kitat Rechenschaft zu verlangen über das Mongolenblut, welches sie im Dunkel ihrer Häuser vergossen. Die Mongolen feiern alljährlich ein Fest, in welchem die meisten nur eine gleichgiltige Feierlichkeit erblicken; aber es giebt auch manche in deren Brust die Mondsbröte das Andenken an die Ermordung unserer Väter wach erhält, und die auf Rache und Vergeltung sinnen.“

Der Greis schwieg eine Weile und fuhr dann fort: „Wie dem aber auch sein möge, heilige Männer, heute ist bei uns dennoch Feiertag, weil ihr unsere bescheidene Wohnung mit eurer Gegenwart erfreut. Wir wollen nicht ferner an trübe Sachen denken. Mein Kind, und dabei wandte er sich zu einem jungen Mann, der auf der Thürschwelle saß, wenn der Hammel genug auf dem Feuer gewesen ist, so hole die Milchspeise.“ — Während im Innern des Zeltes gekehrt wurde, trat der älteste Sohn

ein. Er trug in beiden Händen einen länglichen Tisch, auf welchem ein in vier Theile zerlegter Hammel übereinander geschichtet war. Dieser Tisch wurde mitten zwischen die Gäste gestellt, das Oberhaupt der Familie nahm das Messer aus dem Gürtel, schnitt den Hammelschwanz ab, zerlegte ihn in zwei Theile und gab jedem von uns Beiden eine Hälfte. Die Mongolen halten den Hammelschwanz für den größten Leckerbissen, und man erweist dem Gaste, welchem man ihn zutheilt eine große Ehre. Diese mongolischen Schöpsenschwänze sind ungemein groß, breit, länglich rund und sehr dick; je nach der Größe des Hammels sind sie mit einer sechs bis acht Pfund schweren Fettlage umgeben. Nachdem der Alte uns so große Ehre erwiesen, griffen die übrigen Gäste zum Messer und schnitten sich nach Belieben Fleisch von den vier Vierteln. Von Tellern und Gabeln war natürlich keine Rede; jeder legte das abgeschnittene Stück auf seine Knie und löste ab soviel er eben zum Munde bringen wollte; von Zeit zu Zeit wischte er dann das reichlich herabfließende Fett mit seinen Kleidern ab. Wir waren anfangs in nicht geringer Verlegenheit. Als man uns den weißen Hammelschwanz vorlegte, war das in der allerbesten Absicht geschehen; wir hatten aber unsere europäischen Vorurtheile noch nicht hinlänglich abgestreift um ein großes Wagniß zu unternehmen, das heißt ohne Brot und Salz in diese bebende Fettmasse hineinzubeißen. Wir pflogen also in unserer Muttersprache Rath auf welche Weise wir uns wohl am besten aus einer so schwierigen Lage würden herauswickeln können. Es wäre im höchsten Grade unklug gewesen so große Fettmassen wieder auf den Tisch zu legen; und unserm freundlichen Wirth gerade heraussagen, wie unmöglich es uns werde seine Leckerbissen hinunter zu bringen, ging noch viel weniger; wir hätten dadurch gegen alle mongolische Höflichkeit verstoßen. Wir halfen uns also in folgender Weise. Der Hammelschwanz wurde von uns in lauter kleine Bissen zerschnitten; von diesen legten wir jedem Anwesenden einen vor, und baten zugleich an diesem Feiertage unser köstliches Gericht nicht zu verschmähen. Anfangs wehrte und sperrte man sich dagegen, nach und nach drangen wir aber durch. Wir entledigten uns auf solche Weise des Fettes, und konnten ein mageres Stück genießen, das saftig und unseren europäischen Vorurtheilen entsprechender war.

Nach Vollendung dieses Homerischen Mahles war in der Mitte des Zeltes nichts mehr vorhanden als ein mächtiger Haufen weißer glatter Knochen. Darauf nahm ein Kind eine dreisaitige Zither von einem Bockshorn herab, und reichte sie dem Greise. Dieser gab sie seinerseits einem

Jünglinge, der mit gesenktem Kopfe da saß; als er aber die Zither in die Hand nahm belebte sich sein Auge. Der Alte sprach: „Edle und heilige Fremdlinge, ich habe einen Toolholos eingeladen, er wird uns den Abend durch schöne Erzählungen noch angenehmer machen." Inzwischen ließ der Barde seine Finger über die Saiten gleiten und begann, nach kurzem Vorspiel, mit kräftiger Stimme und angemessenem Absatz des Tones seinen belebten feurigen Gesang. Alle Mongolen hingen gleichsam an den Lippen des Sängers, und begleiteten mit wechselndem Gesichtsausdruck seine Worte. Der Toolholos besang volksthümliche Thaten, er wurde dramatisch, und wußte alle Hörer zu fesseln. Wir unsererseits waren zu wenig mit den Einzelheiten der mongolischen Geschichte bekannt, als daß die Personen, von welchen der Barde sang, unsere Theilnahme hätten in Anspruch nehmen können. Nachdem er eine Weile die Anwesenden durch seinen Vortrag ergötzt hatte, reichte der Geis ihm eine große Schale voll Milchweins. Der Sänger legte die Zither auf seine Knie und feuchtete seinen durch Erzählungen großer Heldenthaten ausgetrockneten Schlund an. Während er noch trank sagten wir: „Toolholos, Du hast uns schöne bewunderungswürdige Sachen vernehmen lassen, aber noch sagtest Du kein Wort von dem außerordentlichen Tamerlan, und doch ist der Gesang von Timur unter euch Mongolen berühmt und beliebt." — Ja sing uns von Timur! riefen Mehrere. Alles war still, der Toolholos besann sich ein Weilchen, sammelte seine Gedanken, und begann mit kräftigem Ton und kriegerischer Weise den Anruf an Timur:

„Als der göttliche Timur noch unter unseren Zelten wohnte, war das mongolische Volk kriegerisch und gefürchtet. Wenn es sich regte, bebte die Erde, ein Blick von ihm jagte eisiges Entsetzen ein den zehntausend Völkern, welche die Sonne bescheint."

„O, göttlicher Timur, wird Deine große Seele bald wieder geboren werden? Kehre zurück, komm wieder; wir harren Deiner, o Timur!

Wir leben auf unseren weiten Steppen, ruhig und sanft wie Lämmer, aber in unseren Herzen kocht es; sie sind noch voll von Feuer. Das Andenken an die ruhmreichen Zeiten Timurs verfolgt uns ohne Unterlaß. Wo ist der Hauptmann, der sich an unsere Spitze stellt und uns wieder zu Kriegern macht?

O, göttlicher Timur, wird Deine große Seele bald wieder geboren werden? Kehre zurück, komm wieder, wir harren Deiner, o Timur!

Der Mongolenjüngling hat Kraft im Arm, er kann den wilden Hengst bändigen; er erspäht von weitem im Grase die Spur eines verirrten Kameels. Aber ach, es gebricht ihm an Kraft den Bogen der Vorfahren zu spannen, seine Augen gewahren nicht mehr die Verschlagenheit des Feindes.

O, göttlicher Timur, wird Deine große Seele bald wieder geboren werden? Kehre zurück, komm wieder, wir harren Deiner, o Timur!

Wir haben gesehen wie auf dem heiligen Hügel die rothe Schärpe des Lama flattert, und die Hoffnung ist wieder aufgeblüht in unseren Zelten. Sag es uns, o Lama. Wenn das Gebet auf Deinen Lippen schwebt, enthüllt dann Hormustha die Dinge vom künftigen Leben?

O, göttlicher Timur, wird Deine große Seele bald wieder geboren werden? Kehre zurück, komm wieder, wir harren Deiner, o Timur!

Wir haben wohlduftendes Holz verbrannt vor den Füßen des göttlichen Timur; mit zur Erde geneigter Stirn haben wir ihm das grüne Theeblatt geopfert und die Milch unserer Heerden. Wir sind bereit. Die Mongolen stehen aufrecht, o Timur! Und Du, Lama, laß Glück sich herabsenken auf unsere Fahnen und Lanzen!

O, göttlicher Timur, wird Deine große Seele bald wieder geboren werden? Kehre zurück, komm wieder, wir harren Deiner, o Timur!"

Nachdem der mongolische Barde diesen volksthümlichen Gesang beendet, erhob er sich, machte uns eine tiefe Verbeugung, hing die Zither an einen Zeltpflock und ging hinaus. Der Greis bemerkte, daß auch in den anderen Zelten Festtag sei: „Auch sie," äußerte er, „erwarten den Sänger. Da ihr aber, wie mir scheint, tatarischen Gesängen mit großer Theilnahme zuhört, so wollen wir damit fortfahren. Denn unter unseren Brüdern ist einer, der viele Lieblingsweisen kennt, er versteht aber das Zitherspielen nicht, ist daher kein Toolholos. Doch das schadet nichts; tritt nur näher Nymbo; es sind nicht alle Tage Lamas aus dem westlichen Himmelsstriche da, um Dir zuzuhören."

Nun trat aus einem Winkel des Zeltes ein Mongole hervor, den wir bis jetzt gar nicht bemerkt hatten, und nahm den Platz ein, welchen eben der Toolholos inne gehabt. Dieser Mensch hatte einen ganz eigenthümlichen Gesichtsausdruck; sein Hals war ganz zwischen beiden Schultern eingesenkt, das Weiße in seinem großen fast unbeweglichen Auge

stach scharf gegen seine von der Sonne noch stärker gedunkelte Gesichtsfarbe ab; sein Haar wallte in Strängen wirr vom Kopfe herab, der ganze Mensch hatte ein recht wildes Aussehen. Er fing an sich hören zu lassen, aber was wir vernahmen, war eine Parodie auf eigentlichen Gesang. Seine größte Stärke lag darin, daß er den Athem sehr lang anhalten konnte, und daß seine Fugen kein Ende nahmen. Es war um in Ohnmacht zu fallen, und wir waren dieses Geschreies bald satt und müde. Mit Ungeduld sehnten wir eine Pause herbei, um dann die Sitzung aufzuheben. Das war freilich keine leichte Sache; es war als hätte der entsetzliche Virtuose geahnt, was wir im Schilde führten; denn kaum war er mit einem Stück fertig, so kam auch schon ohne alle und jede Unterbrechung ein anderes hinterher. So mußten wir denn bis tief in die Nacht hinein zuhören. Endlich hielt er einen Augenblick inne, um etwas Thee zu genießen. Er schluckte eine Schaale voll rasch hinab, räusperte sich und wollte gleich wieder anfangen. Wir standen aber auf, reichten dem Greise unsere Phiole mit Schnupftabak, grüßten die ganze Gesellschaft und gingen nach unserm Zelte.

Man trifft in der Mongolei häufig dergleichen Toolholos oder wandernde Sänger, die von Zelt zu Zelt gehen und überall volksthümliche Männer und Ereignisse besingen. Meist sind sie arm; ihre ganze Habe besteht in Zither und Flöte, welche sie am Gürtel tragen, aber in den Zelten ist ein Sänger allemal ein willkommener Gast, den man mit Freundlichkeit und Achtung empfängt. Manchmal verweilen sie mehrere Tage, und wenn sie scheiden giebt man ihnen reichlich Käse, Blasen mit Wein und Thee auf den Weg. Dergleichen fahrende Sänger kommen auch in China vor; in keinem Lande aber sind sie so volksthümlich, als in Thibet.

Sehr früh am andern Morgen fand sich ein Knabe vor unserm Zelt ein; in der Hand trug er ein mit Milch gefülltes Geschirr, an seinem Arme hing ein aus Binsen geflochtener Korb mit Butter und frischem Käse. Gleich nachher kam ein alter Lama, begleitet von einem Mongolen, der einen Sack mit Argols trug. Wir luden Alle ein in unserm Zelte Platz zu nehmen. „Brüder aus dem Abendlande," sagte der Lama, „nehmt diese geringe Gaben, welche unser Herr euch schickt." — Zum Zeichen des Dankes machten wir eine Verneigung; und Samdadschiemba beeilte sich den Thee zu bereiten. Wir baten den Lama zu verweilen, bis das Getränk fertig sei, er entgegnete aber, daß er jetzt nicht bleiben könne, am Abend wolle er jedoch wieder kommen; jetzt sei es seine Pflicht,

einem Schüler das Gebet zu bezeichnen, welches derselbe heute lernen solle. Er wies dabei auf den Knaben hin, der uns die Milch gebracht hatte, nahm ihn bei der Hand und Beide gingen fort.

Dieser alte Lama war Lehrer in der Familie, welche uns am Tage vorher so freundlich aufgenommen hatte; er mußte den Knaben thibetanische Gebete lehren. Die Jugenderziehung ist bei den Mongolen sehr dürftig und beschränkt. Lesen und beten können fast nur die, welche einen geschorenen Kopf tragen. In keinem Lande ist eine öffentliche Volksschule, und fast alle jungen Leute, welche etwas lernen wollen, müssen in ein Lamakloster gehen. Eine Ausnahme machen nur diejenigen reichen Leute, welche ihren Kindern einen Hauslehrer halten. Die Klöster sind die einzigen Mittelpunkte und Stätten für den Unterricht in Künsten, Wissenschaften und Gewerben; außer ihnen findet man von dergleichen auch nicht eine Spur. Der Lama ist nicht blos Geistlicher und Prediger, sondern auch Maler, Bildhauer, Baumeister und Arzt, er ist Kopf und Herz und Orakel der Leute. Ein junger Mongole, den man nicht in ein Kloster schickt, muß sich von früh an im Gebrauch des Bogens und der Luntenflinte üben, vor allen Dingen aber Pferde tummeln. Noch bevor er gehen kann, wird er mit auf den Gaul gesetzt; während des Galopps hält er sich am Kleide des Reiters fest. So gewöhnt er sich bald an das Pferd, mit welchem er nach und nach gleichsam zu einem Ganzen verwächst.

Es sieht in der That prächtig aus, wenn mongolische Reiter einem noch ungebändigten Pferde nachsetzen. An einer langen Stange ist ein Seil mit laufender Schlinge befestigt. Der Reiter rennt dem Rosse, welches er einfangen will, über die Steppe und über Bergesgipfel, durch Thäler und Schluchten, auf geraden und krummen Wegen nach bis er es eingeholt hat. Dann packt er seinen Zaum mit den Zähnen, faßt die Stange mit beiden Händen, biegt sich nach vorne über und wirft seiner Beute die Schlinge über den Hals. Dazu gehört eben so große Kraft als Geschicklichkeit, denn das unwillige Pferd muß gerade im geeigneten Augenblicke eingefangen werden. Manchmal bricht die Stange und das Seil reißt; aber es kommt niemals vor, daß ein Reiter abgeworfen würde. Ueberhaupt ist der Mongole so sehr ans Reiten gewöhnt, daß man sagen könnte, er befinde sich mit seinen beiden Beinen auf der Erde in einem fremden Elemente. Sein Gang ist plump und schwerfällig, seine Beine sind ausgeschweift, wirkliche Säbelbeine, seinen Oberkörper hält er nach vorn über, sein Auge schweift unstet umher, als ob es auf der Steppe sich umzuschauen habe. Unterwegs giebt bei nächtlichen Wanderungen

der Mongole sich nicht immer die Mühe vom Pferde zu steigen, sondern er bleibt oben sitzen und schläft doch. Wenn man einen Reisenden fragt, wo er in der letztverflossenen Nacht sich verweilt habe, erhält man wohl zur Antwort: Temen dero, das heißt: auf dem Kameele. Es sieht eigenthümlich aus wenn die Karawanen unter Mittag plötzlich Halt machen, sobald sie einen guten Weideplatz gefunden haben. Dann zerstreuen sich die Kameele weit und breit, und fressen die Wiesenkräuter ab, während die Mongolen ruhig zwischen den beiden Höckern sitzen bleiben und so fest schlafen als lägen sie im schönsten Bett. Aber dieses unablässige Reisen und Wandern trägt wesentlich dazu bei, die Tataren so körperkräftig zu machen, und sie dermaßen auch gegen die strengste Kälte abzuhärten, daß sie gleichsam unempfindlich dagegen werden. In den Steppen der Mongolei, namentlich im Lande der Khalkhas, ist die Kälte so grimmig, daß im größten Theil des Winters das Quecksilber gefroren bleibt. Weit und breit hat die Erde eine Schneedecke, und wenn der Nordwestwind darüber hinfegt, ist es als ob man ein bis in seine Tiefen aufgerührtes Meer vor sich habe. Denn der Sturm peitscht den Schnee in ungeheuren Wogen empor und wälzt sie lawinenartig vor sich her. Dann eilen die Mongolen ihren Heerden zu Hilfe; sie sprengen bald da bald dorthin, schreien den Thieren zu und treiben sie hinter schützende Berge. Manchmal halten die unerschrockenen Hirten mitten im Sturme, gleichsam um der Wuth der Elemente den Trotz des Menschen entgegen zu setzen.

Die Mädchen und Frauen werden in ihrer Weise sorgfältig genug erzogen. Allerdings lernen sie nicht mit Bogen und Pfeil umzugehen, aber reiten können sie so gut wie die Männer, und zu Pferde sitzen sie höchst muthig. Indessen besteigen sie das Roß nur in Ausnahmefällen, auf der Reise zum Beispiel, und wenn kein Mann da ist, der Thieren nachsetzt welche sich verlaufen haben. In der Regel haben sie mit Ueberwachung der Heerden nichts zu thun, sondern im Zelte genug zu schaffen; sie müssen den ganzen Haushalt und die Nätherei besorgen. Die Nadel wissen sie äußerst geschickt zu führen; sie verfertigen Stiefel, Hüte, überhaupt alle Kleidungsstücke deren Männer und Frauen oder Kinder bedürfen. Die Lederstiefel haben allerdings keine zierliche Gestalt, halten aber ganz unglaublich. Man begreift kaum wie sie es anstellen mit so grobem und unvollkommenem Arbeitszeug dergleichen dauerhafte Sachen zu liefern, die beinahe unvergänglich sind. Allerdings nehmen sie sich gehörig Zeit dabei. Auch sticken sie hübsch, geschmackvoll, fein und in den

mannigfaltigsten Mustern. In keinem europäischen Lande, das dürfen wir dreist behaupten, giebt es so schöne und ausgezeichnete Stickereien wie wir sie von der Hand der Mongolinnen gesehen haben. Uebrigens handhabt man in der Tatarei die Nadel ganz anders als in China. In diesem letztern Lande sticht man mit der Nadel von unten nach oben; die Mongolen verfahren gerade umgekehrt, und in Europa thut man keins von beiden, sondern macht in der Regel wagerechte Stiche. Die ehrsame Schneiderzunft möge entscheiden, was am besten ist.

Am 17. des Monats begaben wir uns in aller Frühe nach der chinesischen Station Schaborteh um Mehl einzukaufen. Der Name ist mongolisch und bedeutet feuchtes, sumpfiges Land. Die Häuser sind aus Erde gebaut und von einer sehr hohen Ringmauer umschlossen, die Straßen eng, krumm und sehr unregelmäßig. Der kleine Ort gewährt überhaupt einen düstern unangenehmen Anblick, und die dort wohnenden Chinesen sehen noch viel gaunerhafter aus, als gewöhnlich bei ihren Landsleuten der Fall ist. Sie handeln mit allen möglichen Sachen deren die Mongolen bedürfen, namentlich mit Hafermehl, geröstteter Hirse, Baumwollenzeugen und Ziegelthee. Dagegen bringen die Tataren allerlei Erzeugnisse der Wüste insbesondere Salz, eßbare Schwämme und Pelzwerk.

Wir besorgten eilig unsere Geschäfte um rasch weiter zu kommen; Sambadschiemba ging fort um die Kameele von der Weide zu holen. Er brachte deren drei zurück, und rief: „Die Kameele sind hier, aber wo finde ich Maulthier und Pferd? Eben sah ich sie noch; ich hatte ihnen die Beine zusammengebunden; sind sie nun gestohlen? Es thut niemals gut in der Nähe von Chinesen zu lagern, sie sind ausgemachte Pferdediebe." Das war für uns ein Donnerschlag. Aber wir hatten keine Zeit zum Klagen, es kam vielmehr darauf an den Dieben rasch nachzusetzen. Jeder von uns bestieg ein Kameel, wir ließen Arsalan als Zelthüter zurück und sprengten nach verschiedenen Seiten hin. Unsere Nachforschungen blieben ohne allen Erfolg, wir ritten daher zu unseren mongolischen Freunden und erklärten ihnen daß unsere Pferde in der Nähe ihrer Zelte abhanden gekommen seien.

Wenn Thiere von einer Karawane verloren gehen, so ist es, nach tatarischen Gesetzen, Pflicht der Leute welche dem Lagerplatze benachbart sind, Nachsuchung zu halten, und im Nothfall sogar das Vermißte zu ersetzen. Vom europäischen Standpunkte angesehen, erscheint das als ein sonderbarer Brauch. Man schlägt in der Nähe eines Mongolen ohne sein Wissen und ohne ihn zu fragen, ein Zelt auf; man kennt ihn nicht

und ist ihm völlig unbekannt; er ist aber für Thiere, Menschen und Gepäck verantwortlich, denn wenn etwas wegkommt, so nimmt das Gesetz an er sei der Dieb oder wisse zum wenigsten um das Vergehen. Allein dieser Brauch hat gewiß viel dazu beigetragen daß die Mongolen so äußerst geschickt sind, verlaufene oder gestohlene Thiere wieder zu erlangen. Sie sehen an den Spuren welche ein Pferd oder Kameel auf dem Grase zurückgelassen hat, vor wie langer Zeit das Thier an der oder jener Stelle war und ob es einen Reiter trug oder nicht. Sie verfolgen jede einmal aufgefundene Spur auf das genaueste und verlieren sie nicht wieder. Nachdem wir unseren mongolischen Freunden unser Misgeschick erklärt, sprach der Greis: „Ihr dürft euch keine Sorge machen, meine Herren Lamas. Eure Thiere sind nicht abhanden gekommen; wir haben hier weder Räuber noch Diebsgenossenschaften. Ich will nachsuchen lassen, und finden wir die Pferde nicht wieder so wählt ihr euch dann aus meiner Heerde was euch ansteht. Ihr seid in Frieden hergekommen und sollt in Frieden von dannen ziehen.“ Inzwischen waren acht Mongolen zu Pferde gestiegen, jeder mit einer Stange und Fangschlinge versehen. Anfangs ritten sie scheinbar ohne Plan und Zweck bald da bald dorthin und kamen einigemal bis in die Nähe der Zelte zurück. Nach einer Weile vereinigten sie sich, bildeten eine Schwadron und galoppirten dann nach der Richtung hin aus welcher wir gekommen waren. „Nun haben sie die Spur“, sagte uns der Alte, welcher allen ihren Bewegungen genau folgte; „tretet nun in mein Zelt, Herren Lamas, und trinkt ein Näpfchen Thee, bis sie mit eueren Pferden zurück sind.“

Nach Verlauf von zwei Stunden trat ein Knabe herein und meldete daß die Reiter wieder kämen. Wir eilten hinaus, sahen eine Staubwolke wirbeln und erkannten bald jene acht Reiter die, mit unseren beiden Thieren am Halfter, mit Windesschnelle heransprengten. Als sie Halt machten, erklärten sie uns, daß in ihrem Lande nie etwas abhanden komme. Wir dankten ihnen für den ausgezeichneten Dienst welchen sie uns erzeigt hatten, nahmen Abschied, und wandten uns mit den wieder eingefangenen Flüchtlingen, der Straße zu, welche nach der Blauen Stadt führt.

Nachdem wir drei Tage gewandert waren, trafen wir in der Wüste auf majestätische Alterthümer. Vor uns lag eine große, von den Menschen verlassene Stadt. Die Mauern und Wälle mit Zinnen und Thürmen, die vier großen Thore welche nach den verschiedenen Himmelsgegenden hin lagen, waren sämmtlich noch wohl erhalten; aber Alles war zu drei Viertheilen in den Boden gesunken und mit Rasen überdeckt. Seitdem die

Bewohner aus der Stadt fortzogen hatte der Boden sich allmälig so erhöht, daß er fast bis an die Zinnen reichte. Am südlichen Thore angelangt, sagten wir zu Sambadschiemba, er möge nur weiter reiten, wir wollten inzwischen die Alte Stadt näher betrachten; denn so heißt sie bei den Mongolen. Mit Staunen und trüben Gefühlswallungen traten wir in diese verödete Stadt ein. Nirgends gewahrt man Schutt und Trümmer, sondern die Formen einer großen schönen Stadt die zur Hälfte in die Erde versunken und vom Grase wie mit einem grünen Bahrtuch überdeckt ist. An der Ungleichheit des Gebäudes erkennt man noch wo die Straßen waren, und wo die größten Gebäude standen. Wir trafen einen mongolischen Hirten der gemächlich seine Pfeife rauchte; er saß auf einem Hügel während seine Heerde auf den Wällen und in den Straßen weidete. Auf unsere Fragen erhielten wir keine zufriedenstellende Antwort. Wann und von wem ist diese Stadt gebaut worden, welches Volk hat darin gewohnt und zu welcher Zeit und weshalb ist sie verlassen worden? Wir wissen es nicht, und auch die Mongolen geben keine Auskunft über die „Alte Stadt.“ Man trifft übrigens mehrfach dergleichen Spuren von großen Städten in den Einöden der Mongolei, aber ihre Geschichte ist mit Dunkel umgeben. Solch ein Anblick erfüllt die Seele mit unaussprechlicher Betrübniß. Hier ist keine historische Ueberlieferung, nicht die leiseste Erinnerung an die Gründer; diese Städte sind Gräber ohne Inschriften mitten in schweigsamer Oede. Nur dann und wann hält ein Tatar seine Heerde an, um sie in den mit üppigem Grase bewachsenen Straßen weiden zu lassen. Das ist Alles. So weiß man denn nichts Gewisses über diese verlassenen Städte, darf aber doch vermuthen daß sie nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinausreichen. Damals bezwangen die Mongolen das chinesische Reich über welches sie etwa ein Jahrhundert lang die Herrschaft behaupteten. Chinesischen Geschichtschreibern zufolge entstanden zu jener Zeit in der nördlichen Mongolei viele blühende Städte. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde die mongolische Dynastie aus China vertrieben; der Kaiser Yung-Lo, der die Tataren völlig vernichten wollte, verheerte ihr Land und äscherte ihre Städte ein. Er zog selbst dreimal bis tief in die Wüste, zweihundert Wegstunden über die große Mauer hinaus.

Nachdem wir der Alten Stadt den Rücken gekehrt, trafen wir eine breite Straße, die von Süden nach Norden zog, und sich mit jener kreuzte auf welcher wir von Osten her nach Westen gekommen waren. Wir hatten also jene Straße erreicht auf welcher die russischen Gesandtschaften sich nach Peking begeben. Bei den Mongolen heißt sie Kutscheuh

Dscham, das heißt Weg der Tochter des Kaisers, weil derselbe ursprünglich für eine Prinzessin angelegt war, welche ein chinesischer Kaiser einem Könige der Khalkas zur Gemahlin gab. Nachdem sie das Land Tschakar und das westliche Suniut durchzogen, tritt sie durch das Königreich Murguevan in das Land der Khalkhas ein; von dort geht sie durch die große Wüste Gobi von Süden nach Norden, dann bei Groß-Kuren über den Fluß Tula, und weiter bis zur russischen Factorei Kiachta. Im Jahre 1688 wurde zwischen dem Kaiser Khang-Hi und dem Weißen Khan, dem „König der Oros", das heißt dem russischen Czar, ein Vertrag geschlossen, welcher die beiderseitigen Grenzen feststellte, und bestimmte daß Kiachta der Punkt sein solle, wo die Angehörigen beider Staaten mit einander Handel treiben dürften. Nördlich von der Grenze liegen die russischen Faktoreien (von Kiachta), südlich befindet sich die mongolisch-chinesische Station (Maimatschin). Der gegenseitige Waarenaustausch ist nicht unbeträchtlich und für beide Völker vortheilhaft. Gesetzlich sollen die Unterthanen des einen Monarchen die Grenze des andern nicht überschreiten. Die Russen verkaufen Tuche, Sammet, Seife, und verschiedene Arten von kurzen Waaren, und nehmen dagegen insbesondere Ziegelthee, von welchem sie eine große Menge verbrauchen. Da der letztere vorzugsweise in Zahlung für russische Waaren gegeben wird, so folgt daß die russischen Tuche zum Beispiel in China für einen geringern Geldwerth zu haben sind als auf europäischen Märkten. Manche Speculanten haben mit eingeführten Wollenwaaren in Conton lediglich deshalb schlechte Geschäfte gemacht, weil sie mit den Verhältnissen des russisch-chinesischen Handels unbekannt waren.

Am 14. Juni 1728 wurde ein neuer Friedensvertrag zwischen dem außerordentlichen Gesandten Rußlands, dem Grafen Wladislawitsch, und den chineschen Ministern abgeschlossen. Seit jener Zeit unterhält Rußland in der Hauptstadt des Himmlischen Reiches ein Kloster und eine Schule, in welchem Dolmetscher für das Chinesische und Mandschurische ausgebildet werden. Allemal nach Verlauf von zehn Jahren wird der Personenbestand beider Anstalten erneuert, und man schickt von St. Petersburg neue Mönche und neue Schüler nach Peking. Diese Karawane wird von einem russischen Officier geleitet, welcher die Ankömmlinge einweist, die Ausgedienten ablöst, und letztere nach Rußland zurückbringt. Von Kiachta bis Peking reisen die Russen auf Kosten des chinesischen Kaisers, und erhalten von einem Posten zum andern eine aus chinesischen Truppen bestehende Bedeckung.

Im Jahre 1820 geleitete Timkowski die russische Karawane nach Peking. In seiner Reisebeschreibung äußert er einmal: er wisse eigentlich nicht weshalb die chinesischen Führer ihn einen andern Weg nehmen ließen als seine Vorgänger. Die Mongolen haben uns diese Sache erläutert. Die chinesische Regierung hatte, aus Klugheit und aus Mistrauen gegen die Russen, ihrem Diener Befehl gegeben diese fremden Reisenden auf allerlei Um- und Abwege zu führen, damit sie über den eigentlichen Straßenzug irre würden. Das war freilich eine lächerliche Vorsicht, weil trotzdem der Selbstherrscher aller Reußen den Weg nach Peking zu finden wüßte, falls er einmal Lust bekäme „dem Sohne des Himmels" einen Besuch abzustatten.

Als wir uns auf dieser nach Kiachta führenden Straße befanden, kam eine wunderbare Gemüthsstimmung über uns. Da sind wir ja, sagten wir, auf dem Wege der nach Europa leitet; und dann sprachen wir lange über unser Vaterland, bis einige mongolische Zelte, die wir in der Ferne erblickten, uns daran erinnerten wo wir uns eigentlich befanden. Wir hörten lautes Rufen, und bald sprengte ein Tatar auf uns zu, der heftige Armbewegungen machte. Wir konnten unterdessen nicht unterscheiden wem diese Zeichen gelten und was sie bedeuten sollten, und ritten daher unseres Weges. Da sprang Jener auf ein vor dem Zelte aufgesattelt stehendes Pferd, kam auf uns zu gesprengt, stieg ab als er noch einige Schritte von uns entfernt war, kniete nieder und sprach die Hände emporhebend: „Herren Lamas, erbarmt euch meiner; zieht nicht vorüber, sondern helft meine Mutter durch Gebete retten." Wir dachten an die Parabel von der Samaritanerin, ritten ein wenig zurück, lagerten uns unweit vom Zelte jenes Tataren, und besuchten die Kranke, während Samdadschiemba unser Leinwandhaus errichtete. Zu den Anwesenden sagten wir: „Ihr Bewohner der Wüste! Wir sind nicht bewandert in der Kenntniß der Arzneikräuter, und verstehen es nicht nach dem Schlage der Adern die Bewegungen des Lebens abzumessen, aber wir wollen für die Kranke zu Jehova beten. Ihr habt von diesem allmächtigen Gotte noch nicht gehört, eure Lamas kennen ihn nicht; aber setzt nur Vertrauen in Jehova, denn er ist Herr über Leben und Tod." Unter den obwaltenden Umständen konnten wir keine längere Rede halten, denn die armen Leute waren mit der Kranken viel zu sehr beschäftigt, als daß sie unseren Worten große Aufmerksamkeit hätten schenken können. Wir gingen also nach unserm Zelte um zu beten; jener oben erwähnte Tatar begleitete uns. Er sah unser Brevier: „Sind darin," fragte er, „die allmächtigen Ge-

bete an Jehova, von denen ihr sprachet?" — „Ja das sind die einzigen Gebete welche zum Heil führen." Er warf sich nieder, berührte vor jedem von uns mit der Stirn die Erde, nahm dann unser Brevier und hielt dasselbe, um seine Verehrung zu bezeugen, an seinen Kopf. Er blieb so lange wir beteten am Eingang des Zeltes in kauernder Stellung, und sprach kein Wort. Als wir fertig waren, berührte er abermals die Erde mit seiner Stirn; dann sprach er: „Heilige Männer, wie kann ich euch die große Wohlthat vergelten, welche ihr mir erzeigtet? Ich bin arm, und kann euch weder Roß noch Hammel geben." — „Mongolischer Bruder, möge Frieden in Deiner Brust wohnen! Die Priester Jehova's beten nicht um Gaben zu erlangen. Weil Du arm bist, so nimm von uns das Wenige hier." Damit gaben wir ihm ein Stück Ziegelthee. Er war über das Alles tief erregt und konnte kein Wort sagen; Thränen waren seine einzige Antwort.

Am andern Morgen vernahmen wir mit Freude daß die Kranke sich auf dem Wege der Besserung befinde. Gern wären wir noch einige Tage an jenem Orte geblieben um die aufsprossenden Glaubenskeime zu pflegen, aber wir mußten unsere Reise fortsetzen. Einige Mongolen gaben uns das Geleit.

Es giebt in der Mongolei keine anderen Aerzte als die Lamas. Wer krank wird, schickt in das nächste Kloster und läßt von dort einen Arzt holen. Dieser betastet zuerst den Puls, faßt dann beide Hände des Patienten und läßt die Finger über die Schlagadern hingleiten, etwa so wie ein Musiker über die Saiten einer Geige streicht. Die chinesischen Doctoren verfahren anders, sie befühlen nämlich den Puls an beiden Armen nicht zu gleicher Zeit sondern nach einander. Der Lama erklärt nach sorgsamer Prüfung wie es sich eigentlich mit der Krankheit verhalte. Zufolge der religiösen Auffassung der Mongolen hat allemal ein T s c h ü t g u r, das heißt ein Teufel, die Hand im Spiel; er quält den Kranken, und es handelt sich also zunächst darum ihn durch Arzneimittel auszutreiben. Der Lamadoctor ist zugleich Apotheker; er bereitet aber keine mineralischen Mittel, sondern bedient sich nur zerstoßener Kräuter, die meist in der Gestalt von Pillen gegeben werden. Der Doctor geräth keineswegs in Verlegenheit, wenn er auch sein Pillenmagazin erschöpft hat; er nimmt dann einige Stückchen Papier, schreibt mit thibetanischen Buchstaben den Namen dieses oder jenes Heilmittels darauf, rollt dasselbe zusammen, feuchtet es mit Speichel an, knetet es zu einem Kügelchen, und dieses nimmt der Kranke mit demselben Vertrauen ein wie wir eine

wirkliche Pille. Papier und Pille, meinen die Mongolen, komme im Grunde auf eins heraus.

Diese medicinischen Bemühungen den Teufel zu entfernen, werden durch Gebete unterstützt, welche der Lama anordnet. Ein Kranker der arm ist, hat auch nur einen kleinen Tschütgur, und man thut die Sache mit kurzen Gebeten ohne umständliche Feierlichkeiten ab; behilft sich auch wohl mit einigen Beschwörungsformeln. Es kommt auch wohl vor, daß der Lama erklärt, Pillen und Papierkügelchen seien gar nicht angebracht, weil man abwarten müsse was Hormustha's Wille sei, ob nämlich der Kranke genesen oder sterben werde. Ganz anders geht er aber zu Werke wenn der Kranke ein reicher Mann und im Besitz großer Viehheerden ist. Dann hat sich ohne allen Zweifel ein großer Tschütgur, ein Oberteufel, eingestellt, mit dem man nicht etwa so umspringen kann wie mit einem ordinairen Teufel. Vor allen Dingen kommt es darauf an zu erfahren, welcher Classe der Tschütgur eigentlich angehört; daß er eine hohe Rangstufe einnehme, leidet von vorne herein gar keinen Zweifel. Damit er standesgemäß ausfahren könne, muß man für ihn schöne Kleider, einen hübschen Hut, ein anständiges Paar Stiefel, und namentlich ein junges feuriges Roß bereit halten. Er kann nicht ausgetrieben werden, wenn diese Dinge fehlen, und weder Arzeneien noch Gebete würden etwas ausrichten. Auch mag es sich wohl treffen, daß ein einziges Pferd gar nicht ausreicht, weil der Teufel manchmal von so hohem Rang ist, daß er viele Diener und Höflinge im Gefolge hat. Dann fordert der Lama so viele Pferde als ihm gut dünken; die Anzahl wird natürlich durch den größern oder geringern Reichthum des Kranken bedingt. Nachdem der Doctor alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, beginnt die Feierlichkeit. Er ladet dazu einige Lamas aus den umliegenden Klöstern ein, und sie beten lange, oft acht bis vierzehn Tage mit ihm; sie hören erst auf wenn sie sicher sind daß der Teufel abgezogen sei. Inzwischen leben sie auf Kosten der Familie, und lassen sich Hammel und Thee munden. Aber wenn nun der Kranke trotz alledem stirbt? Dann liegt gerade darin ein Beweis wie gut und richtig die Gebete hergesagt worden sind, und daß der Teufel Reißaus genommen hat. Todt ist der Kranke allerdings, aber dadurch verliert er ja nichts, weil die Lamas versichern, er werde in seinem neuen Leben, vermittelst der Seelenwanderung, weit glücklicher sein als er seither gewesen.

Die Gebete der Lamas bei dergleichen Heilungsversuchen sind manchmal mit schrecklichen Feierlichkeiten verbunden. Als Herr Huc Vorsteher

der kleinen Christengemeinde im Thale der Schwarzen Gewässer war, verkehrte er mit einer Mongolenfamilie um seine Sprachfertigkeit auszubilden und Sitten und Gebräuche näher kennen zu lernen. Einst war die alte Muhme des edeln Tokura, der Oberhaupt der Familie war, am Wechselfieber krank. Tokura bemerkte: „Ich würde gern den Lamadoctor kommen lassen, wenn er aber sagt, hier sei ein Tschütgur im Spiel, was fange ich dann an? Ich kann die Kosten nicht bestreiten.“ Nach einigen Tagen entschloß er sich aber doch den Doctor zu holen, und bald zeigte sich wie gegründet seine Besorgnisse waren. Der Lama erklärte: allerdings sei ein Teufel vorhanden und möglichst rasch zu beseitigen. Dazu traf er dann in aller Eile Vorkehrungen. Am Abend waren nicht weniger als acht Lamas im Zelte beisammen. Sie machten aus getrockneten Kräutern eine große Puppe, welche sie den Teufel des Wechselfiebers nannten. Er wurde an einem Pfahl vor der Kranken aufgestellt. Nachts elf Uhr begann die eigentliche Feierlichkeit. Die Lamas schlossen im Hintergrunde des Zeltes einen Kreis, und machten eine entsetzliche Musik vermittelst ihrer Zymbeln, Seemuscheln, Tamburins und Glocken. Nach vorne hin schlossen die Mitglieder der aus neun Köpfen bestehenden Mongolenfamilie diesen Kreis; sie saßen dicht neben einander gekauert; die Alte saß auf den Knien, oder genauer gesagt auf den Fersen, gegenüber der Teufelspuppe. Vor dem Doctor stand ein großes Becken von Kupfer, in welchem Hirse und einige aus Mehlteig geknetete Figuren lagen. Einige brennende Argols qualmten, und warfen ein schwankendes phantastisches Licht auf die seltsame Scene. Nun wurde ein Zeichen gegeben, und darauf begann das Lamaorchester eine Musik, vor welcher auch ein Teufel Reißaus nehmen mußte, und wenn er noch so unerschrocken und hartnäckig gewesen wäre. Die schwarzen Leute, das heißt die Anwesenden welche keine Geistlichen waren, schlugen mit den Händen Takt zur Musik und zum Geheul, das Beten vorstellen sollte. Dann schwieg die Höllenmusik, der große Lama öffnete das Buch in welchem die Beschwörung stand, und legte es auf die Knie. Während er sang, nahm er aus dem kupfernen Becken einige Körner Hirse, und warf sie nach der im Buch enthaltenen Vorschrift umher. Der Oberlama betet gewöhnlich allein, bald in klagendem gedämpften Tone, bald sehr laut. Manchmal fiel er aus Takt und Rhythmus; es schien dann als habe ein heftiger Zorn ihn gepackt, er hielt mit heftigen Geberden Anreden an den Puppenteufel. Nachdem er mit der Beschwörung fertig war, streckte er beide Arme nach rechts und links weit auseinander. Das war ein Zeichen für die übrigen Lamas, die nun eine

außerordentlich rasche Musik anstimmten. Die Mongolen sprangen schnell auf, liefen Einer hinter dem Andern um das Zelt herum, und schrien dabei daß einem die Haare zu Berge standen. Nachdem sie dreimal die Runde um das Zelt gemacht, auf welches sie mit Stöcken schlugen, kamen sie wieder herein gerannt und setzten sich an den vorigen Platz. Alle Anwesenden bedeckten das Gesicht mit den Händen; der Oberlama aber steckte den Puppenteufel in Brand. Als die Flamme aufzulodern begann, schrie der Lama laut auf, und alle Anderen thaten dasselbe. Die schwarzen Männer packten den Teufel und warfen ihn fern vom Zelte auf die Wiese. Während dort der Tschütgur der Wechselfieber unter Flüchen und Geschrei der Umstehenden sich in Asche verwandelte, saßen die Lamas im Zelte und sangen ernste, feierliche Gebete ab. Als der Teufel völlig verbrannt war, und die schwarzen Menschen sich wieder im Zelt befanden, trat eine Pause ein. Dann folgten Ausrufe der Freude und helles Gelächter, worauf die ganze Gesellschaft mit flammenden Bränden aus dem Zelte ging. Die schwarzen Männer eröffneten den Zug, hinter ihnen schritt die fiebergeplagte Muhme, auf zwei Mitglieder der Familie gestützt; dann folgten die acht Lamas, welche jetzt wieder ihre Höllenmusik hören ließen. Die Alte wurde in ein anderes Zelt gebracht, nachdem der Doctor erklärt hatte, sie dürfe während eines ganzen Mondes nicht in ihre alte Wohnung kommen.

Nach dieser seltsamen Behandlung war die Muhme wirklich genesen; die Fieberanfälle blieben aus. Der Lama hatte es klüglich so eingerichtet, daß die Feierlichkeit begann als die Zeit des Fiebers herannahte. Die gewaltige Aufregung in welche die Kranke versetzt ward, hatte aber hingereicht dasselbe zu brechen.

Die meisten Lamas geben sich Mühe die Mongolen in Leichtgläubigkeit und Vorurtheil zu bestärken, um sie desto gemächlicher ausbeuten zu können. Einige Geistliche waren aber offenherzig genug uns einzugestehen, daß bei ihren Ceremonien Zweideutigkeit und Betrug eine Hauptrolle spielen. Der Prior eines Lamaklosters sagte uns: „Daß man Gebete hersagt wenn ein Mensch krank wird, ist ganz angemessen, denn Buddha ist Herr über Leben und Tod, er ordnet und bestimmt wie die Wesen aus einem in das andere hinüber gehen (Seelenwanderung). Es ist auch zweckmäßig Arzneimittel anzuwenden, denn ihre Heilkraft kommt von Buddha. Möglich ist auch, daß der Tschütgur in einem Kranken sich festsetze; daß man ihm aber Kleider und Pferde geben müsse wenn man ihn vertreiben will, das ist ein Ding welches unwissende oder betrügerische

Geistliche ersonnen haben, um von ihren Nebenmenschen Vortheil zu ziehen.

Die Art und Weise der Leichenbestattung ist nicht überall dieselbe: Geistliche sind nur zugegen wenn es darauf abgesehen ist, das Begräbniß recht feierlich zu machen. In den Landschaften an der großen Mauer und überall wo Mongolen und Chinesen gemischt wohnen, haben die Gebräuche dieser letzteren allmälig die Oberhand gewonnen, das heißt man thut die Leiche in einen Sarg, der in ein Grab gesenkt wird. In der Steppe bei den eigentlichen Nomaden trägt man sie ganz einfach auf einen Berg oder in eine Schlucht, und überläßt sie den wilden Thieren und Raubvögeln. Es ist ein abscheulicher Anblick wenn man, was manchmal geschieht, in der Wüste mit ansehen muß wie Geier und Wölfe sich um menschliche Gebeine streiten. Sehr reiche Mongolen verbrennen auch wohl ihre Todten mit großer Feierlichkeit. Man errichtet aus Rasen einen großen pyramidenförmigen Ofen und stellt, bevor derselbe vollendet ist, die von Brennstoffen umhüllte Leiche hinein. Darauf wird der Ofen weiter in die Höhe gebaut und geschlossen, bis auf eine kleine Oeffnung unten und oben, damit der Luftzug unterhalten werden und der Rauch abziehen kann. Während die Leiche verbrennt, halten Lamas Umgänge und singen Gebete. Sobald der Körper in Asche verwandelt ist, wird der Ofen abgebrochen; was von Gebeinen übrig bleibt, bringt man dem Oberpriester. Dieser Großlama zerstößt die Knochen ganz fein, durchmengt sie mit gleichen Theilen Weizenmehl, mischt Alles durcheinander, bäckt mit eigener Hand Kuchen von verschiedener Größe, und legt sie alle in der Weise übereinander daß sie eine Pyramide bilden. Die solchergestalt zubereiteten Knochen werden unter großem Pomp in einen kleinen Thurm gebracht dessen Stätte schon im Voraus von einem Zauberer oder Wahrsager ermittelt und bestimmt wurde. In solcher Art werden gewöhnlich die Lamas begraben, und man trifft daher in der Nähe der Klöster und auf Bergen viele dergleichen Thürmchen. Man sieht sie auch noch in solchen Gegenden in denen die Mongolen längst vor den Chinesen haben weichen müssen; alle übrigen Spuren von einem vormaligen Verweilen der Tataren sind dort verschwunden, denn man findet keine Lamaklöster mehr und eben so wenig Weiden oder Hirten mit Zelten und Heerden. Alles das ist dahingegangen um einem andern Volke Platz zu machen, das andere Monumente und Bräuche hat. Nur jene Begräbnißthürmchen stehen noch, um Zeugniß von den früheren Besitzern des Landes zu geben, und gleichsam Einsprache gegen die Uebergriffe der Kitat zu erheben.

Der berühmteste Begräbnißort der Mongolen liegt in der Provinz Schan Si, bei dem Lamakloster der Fünf Thürme, U Tay. Dasselbe gilt für den allerbesten Platz in welchem überhaupt eine Leiche zu bestatten ist, denn Grund und Boden sind so heilig, daß Jeder dem das Glück wird dort begraben zu werden schon deshalb sicher sein darf daß ihm eine ausgezeichnete Seelenwanderung zu Theil werde. Die wundersame Heiligkeit jener Gegend rührt davon her daß Buddha schon seit einigen Jahrhunderten dort in einem Berge verweilt. Im Jahre 1842 brachte der edle Tokura, von welchem schon oben die Rede war, die Gebeine seiner Aeltern nach den fünf Thürmen und hatte das unaussprechliche Glück den alten Buddha mit eigenen Augen zu sehen. Er hat uns selbst versichert: „Hinter dem großen Kloster liegt ein steiler Berg auf den man mit Händen und Füßen klettern muß. Ehe man auf den Gipfel kommt, gelangt man zu einem in den Fels eingehauenen Säulengang, legt sich auf den Bauch und schaut durch ein kleines Loch, das nicht größer ist wie die Oeffnung einer Pfeifenspitze. Man muß lange hindurch sehen ehe man etwas erblickt, nach und nach gewöhnt sich aber das Auge an die Düsterniß, und endlich hat man das Glück tief im Hintergrunde des Berges das Antlitz des alten Buddha zu gewahren. Er sitzt mit übereinander geschlagenen Beinen in völliger Ruhe, umgeben von Lamas aus allen Ländern; sie verneigen sich unaufhörlich vor ihm."

Wie es sich auch mit dieser Angabe Tokura's verhalten möge, so viel bleibt ausgemacht: die Mongolen und Thibetaner sind für jenes Lamakloster der fünf Thürme auf eine unbegreifliche Weise eingenommen. Nicht selten begegnet man in der Wüste ganzen Karawanen, welche die Gebeine der Aeltern nach den fünf Thürmen tragen, und mit schwerem Gold einige Zoll Boden kaufen um ein kleines Grabmal erbauen zu können. Selbst die Mongolen von Torgot scheuen eine ungemein beschwerliche fast ein Jahr in Anspruch nehmende Wanderung nicht, um nach der Provinz Schan Si zu pilgern.

Um Alles zu sagen, müssen wir noch hinzufügen, daß die mongolischen Könige manchmal ein Begräbniß veranstalten, das an Barbarei nicht übertroffen werden kann. Man trägt die Leiche des Herrschers in ein aus Backsteinen aufgeführtes Gebäude, das mit vielen steinernen Bildern ausgeschmückt ist; diese stellen Menschen, Löwen, Elephanten, Tiger und allerlei Gegenstände aus der buddhistischen Mythologie dar. Mit der Leiche, die man in eine ausgemauerte Höhlung beisetzt, welche in der Mitte des Mausoleums sich befindet, begräbt man Gold und Silbermünzen,

kostbare Kleider und andere Sachen deren man in einem andern Leben etwa bedürftig sein könnte. Bei der Feierlichkeit müssen dann viele Menschen ihr Leben lassen. Man wählt die schönsten Kinder beiderlei Geschlechts aus; sie müssen so viel Quecksilber verschlucken bis sie daran sterben; dann behalten sie, sagen die Mongolen, ihre frische Gesichtsfarbe und sehen aus als ob sie noch leben. Diese Leichen stellt man dann um den todten Körper des Königs, den sie im Tode wie im Leben bedienen sollen; denn sie halten in den Händen Fächer, Pfeife, das Schnupftabaksfläschchen und andere derartige Dinge ohne welche ein Tatarenfürst nicht sein kann. Damit alle diese begrabenen Schätze nicht geraubt werden, hat man ein sinnreiches Mittel erdacht. Man stellt in das Gewölbe eine Art Bogen der bei der Berührung eine Menge Pfeile zugleich abschleudert. Diese mongolische Höllenmaschine ist derartig angebracht, daß die Pfeile zumal den Menschen treffen, welcher es wagt die Eingangsthür zu öffnen. Das Abschnellen des ersten Pfeiles übt einen Druck welcher so wirkt daß der zweite losgeht, der zweite wirkt in derselben Weise auf den dritten und so fort bis zum letzten. Wer also aus Neugier oder Habsucht jene Thür öffnete, würde in demselben Augenblicke von Pfeilen durchbohrt niedersinken. Dergleichen gefährliche Maschinen stehen bei allen Bogenhändlern feil, und die Chinesen kaufen sie manchmal, um damit ihre Wohnungen zu schützen, falls sie längere Zeit vom Haus abwesend sein müssen.

Nach zweitägiger Wanderung gelangten wir in das Königreich Efeh; es bildet einen Theil des Gebietes der Acht Banner, welches Kaiser Kien Long von demselben abtrennte, um es einem Fürsten der Khalkhas zu geben. Sün Tsche, Begründer der Mandschudynastie, hatte gesagt: „Im Süden dürfen wir nie Könige aufkommen, im Norden dürfen wir unsere Bündnisse nie locker werden lassen.“ Diese politische Maxime hat seitdem dem Hofe von Peking stets vorgeschwebt. Kien Long hatte dem erwähnten Fürsten, welchen er fester an sich binden wollte, eine seiner Töchter zur Gemahlin gegeben, in der Voraussetzung daß der Beherrscher der Khalkas dann häufig in Peking verweilen und den chinesischen Einflüssen zugängiger werde. Er ließ ihm in der Gelben Stadt selbst einen großen prachtvollen Palast bauen, der Mongolenfürst konnte sich aber an das zwangvolle Hofleben nicht gewöhnen. Mitten in aller Pracht sehnte er sich nach Steppe, Zelt und Heerden, und hatte Heimweh nach der Kälte und dem Schnee seines Vaterlandes. Er langweilte sich zum Sterben, so große Aufmerksamkeit ihm auch erwiesen wurde, und traf Anstalt zu den Weidegründen seiner

Khalkas zurückzukehren. Dagegen war seine junge Gemahlin an das Hofleben in Peking gewöhnt, und es schauderte sie bei dem Gedanken, in der Wüste mit Kameelen, Schafen und Mongolen zu leben. Wie sollte ein derartiger Zwiespalt sich ausgleichen? Der Kaiser ersann ein Auskunftsmittel, um beide Theile zu befriedigen. Er trennte von der Landschaft Tschakar einen Gebietstheil ab, und begabte damit den Mongolenfürsten, dem er in der Steppe eine hübsche kleine Stadt erbauen ließ; den Stamm ihrer Bewohner bildeten einhundert in Künsten und Gewerben erfahrene chinesische Sclavenfamilien. So wohnte die Fürstin in einer Stadt und hatte einen Hof, und der Fürst fand Gelegenheit sich zu Roß im Lande der Gräser umherzutummeln, und aller Reize des Nomadenlebens sich zu erfreuen. Ohnehin hatte dieser König von Efeh viele Khalkhas-Mongolen mitgebracht, die nach wie vor unter Zelten leben. Sie haben den Ruhm ihres Volkes, daß sie kräftige starke Leute seien, bis auf den heutigen Tag bewahrt, und gelten insbesondere für die gewandtesten Ringer in der südlichen Mongolei. Von frühester Jugend an treiben sie Turnübungen, und nie bleiben sie weg wenn in Peking große Preiskämpfe stattfinden. Dort halten sie ihren alten Ruhm aufrecht und tragen die besten Preise davon. An Körperkraft sind sie den Chinesen unendlich überlegen, müssen aber trotzdem manchmal den gewandteren und verschmitzteren Gegnern den Sieg lassen.

Bei dem großen Preiskampfe im Jahre 1843 hatte ein riesenstarker Khalkhas-Mongole alle die sich ihm stellten, gleichviel ob Tataren oder Chinesen, der Reihe nach geworfen und bezwungen. Sein mächtiger Leib stand auf zwei gewaltigen muskelstarken Schenkeln, und mit seinen nervigen Fäusten warf er jeden Gegner fast ohne alle Anstrengung zu Boden. Man war schon einig darüber daß der Preis ihm zuerkannt werden müsse, als ein Chinese in die Schranken trat, ein kleiner hagerer Mann, der gar nicht danach aussah, als werde er den starken Mongolen bezwingen. Nichtsdestoweniger schritt er keck auf den Goliath aus dem Königreich Efeh zu, der ihn eben mit seinen muskelgeschwellten Armen umklammern wollte. Da spie ihm der Chinese plötzlich Wasser ins Gesicht. Unwillkürlich wollte sich der Mongole das Gesicht abwischen. Darauf eben hatte der Chinese gerechnet; er packte den Gegner rasch bei einem Beine, das Gleichgewicht ging verloren, und der Riese fiel unter allgemeinem Gelächter zur Erde.

Diesen chinesischen Kniff erzählte uns ein tatarischer Reiter, mit dem wir im Königreich Efeh eine Weile zusammen reisten. Unterwegs machte

er uns auch darauf aufmerksam, daß die Kinder bei den Zelten sich im Ringen übten. „Das ist in unserm Land Efeh die liebste Uebung Aller; bei uns schätzt man am Manne nur zweierlei, wenn er nämlich ein tüchtiger Reiter und ein tüchtiger Ringer ist.“ Wir sahen an einem Pfade Knaben spielen, das heißt mit einander ringen. Der größte unter ihnen, höchstens neun Jahr alt, packte einen seiner Gefährten mit den Armen, warf ihn sich über den Kopf und hantirte überhaupt mit ihm wie mit einem Spielball. Dieses Herüber- und Hinüberwerfen wiederholte er sieben bis acht Mal, und während wir bei diesem höchst gefährlichen Spiel für das Leben des Knaben zitterten, sprangen alle diese kleinen Mongolen jauchzend umher.

Am zweiundzwanzigsten Tage des achten Monats waren wir außerhalb der Grenzen des Königreichs Efeh, und ritten dann über ein Gebirge dessen Abhänge mit Tannen und Birken bestanden waren. Dieser Anblick machte uns große Freude; denn im Allgemeinen sind die Einöden der Mongolei so holzarm, baumlos, nackt und einförmig, daß man sich ordentlich behaglich fühlt wenn man einmal Bäume erblickt. Aber unsere Freude wich bald einem ganz andern Gefühl. Denn als wir um eine Bergecke ritten, standen drei mächtig große Wölfe im Wege, die uns ruhig und unerschrocken anstarrten. Wir hielten plötzlich still, Samdadschiemba sprang im Nu von seinem kleinen Maulthiere, lief zu einem Kameel hin und packte dessen Nase so fest er nur konnte. Das war ein ganz vortreffliches Auskunftmittel, denn das Kameel fing an so durchdringend und fürchterlich zu schreien, daß die dadurch erschreckten Wölfe spornstreichs von dannen liefen. Unser Arsalan glaubte zuverlässig, sie hätten vor seiner Wenigkeit die Flucht ergriffen, und rannte hinter ihnen her. Dann aber machten die Wölfe wieder Kehrt, und der Hüter unsers Zeltes hätte gewiß seinen Uebermuth mit dem Leben bezahlen müssen, wenn nicht Herr Gabet ihm dadurch zu Hilfe gekommen wäre, daß er die Nase seines Kameels packte, worauf denn das den Wölfen so unausstehliche Schreien begann. Die Wölfe nahmen zum zweiten Male Reißaus, und jetzt dachte Niemand daran ihnen nachzusetzen.

Die Einöden der Mongolei sind sehr dünn bevölkert und zum großen Theil den wilden Thieren überlassen; man trifft aber Wölfe nur sehr selten, wahrscheinlich weil die Tataren diesen Räubern einen wahren Ausrottungskampf geschworen haben. Der Wolf gilt für den echten Erzfeind, er wird aufs äußerste verfolgt wenn und wo er sich nur blicken läßt, denn gerade er ist den Viehheerden am allergefährlichsten. Wenn die

Nachricht verlautet, daß ein Wolf in der Nähe sei, steigt alles zu Pferde was nur aufsitzen kann, und auf der Ebene wimmelt es von Reitern, deren jeder eine lange Stange mit der Fangschlinge trägt. Der Wolf mag fliehen wohin er will, überall trifft er Feinde die auf ihn einsprengen. Die Rosse der Mongolen sind behende wie Ziegen, und klettern auch steile und unebene Wege hinan. Nachdem der Reiter dem Wolfe die Schlinge um den Hals geworfen hat, dreht er um, rennt im Galopp fort und schleppt das Unthier hinter sich her bis zum nächsten Zelte. Dort bindet man ihm den Rachen zu, um ihn in aller Muße nach Herzenslust martern zu können; zuletzt wird ihm lebendig die Haut abgeschunden und dann läßt man ihn laufen. Im Sommer lebt er dann wohl noch einige Tage, im Winter aber ist es bei der strengen Kälte bald um ihn geschehen.

Nachdem die Wölfe verschwunden waren, hatten wir eine andere ziemlich sonderbare Begegnung, nämlich zwei Karren, deren jeder von drei Ochsen gezogen wurde. Außerdem waren aber noch vor jeden Wagen zwölf große wild aussehende Hunde vermittelst eiserner Ketten gespannt; an jeder Seite standen vier, und vier andere gingen hinten her. Das Fuhrwerk war beladen mit viereckigen rothlackirten Kästen, auf diesen saßen die Wagenlenker. Wir wußten nicht recht was wir aus der Ladung machen sollten, und wozu man außer den Ochsen noch ein Dutzend solcher Abkömmlinge des Cerberus vorgespannt hatte. Fragen durften wir nicht, das wäre gegen Landessitte gewesen, und würde uns in den Verdacht böser Absichten gebracht haben. Wir fragten also die Treiber ob es noch weithin sei bis zum Kloster Tschortschi, wohin wir an jenem Tage noch gelangen wollten. Wir konnten aber vor Hundegebell und Kettengeklirr nicht verstehen was sie antworteten.

Als wir durch ein Thal zogen, bemerkten wir vor uns auf einem keineswegs hohen Berge eine lange Reihe unbeweglicher Gegenstände, die wir nicht deutlich zu erkennen vermochten. Allmälig glaubten wir daß eine Menge von Kanonen dort aufgepflanzt sei, und meinten auch Geschützwagen, Laffetten und Läufe genau zu sehen. Aber wie kam eine solche Masse von schwerem Schießgewehr in diese mongolische Einöde? Unsere Täuschung nahm erst ein Ende als wir ganz nahe kamen, und nun fanden daß eine Menge zweiräderiger Karren da standen, von welcher jeder mit einem Sack voll Salz beladen war, der mit Matten umhüllt, aus der Weite gesehen, allerdings große Aehnlichkeit mit einer Kanone hatte. Die mongolischen Frachtfahrer bereiteten ihren Thee in freier Luft, während die Ochsen auf der andern Seite des Berges weideten.

Abgesehen von der Beförderung durch Kameele wird der Waarentransport in der mongolischen Wüste vermittelst dieser kleinen zweiräderigen Karren besorgt. Diese sind bald hergestellt, werden roh gezimmert, und so leicht gemacht daß ein Kind sie heben kann. Als Zugvieh dienen Ochsen, denen man einen kleinen eisernen Ring durch die Nase zieht; an demselben befindet sich ein Seil vermittelst dessen das Zugthier an den vor ihm befindlichen Karren befestigt wird. So halten alle diese Fuhrwerke vom ersten bis zum letzten zusammen, und bilden eine lange ununterbrochene Reihe. Die Treiber nehmen nur selten auf dem Karren Platz, gehen nie zu Fuße und reiten auf den Ochsen. Auf der Straße zwischen Peking und Kiachta sind alle jene Strecken welche nach Tolon Noor, Kuku-Hote und Groß-Kuren führen, unabläßig mit dergleichen Fuhrwerken bedeckt. Schon aus weiter Ferne hört man den melancholischen Ton der eisernen Glocken welche den Ochsen um den Hals gehängt sind. Wir tranken mit zwei Mongolen ein Näpfchen Thee und schlugen bei Sonnenuntergang unser Zelt an einem Bache in der Nähe des Klosters von Tschortschi auf.

Viertes Kapitel.

Ein junger Lama wird zum Christenthum bekehrt. — Das Kloster Tschortschi. — Bauart an den buddhistischen Tempeln. — Beschreibung von Groß-Kuren im Lande der Khalkhas. — Reise des Guison Tamba nach Peking. — Das Kuren der tausend Lamas. — Proceß zwischen dem Lamakönig und seinen Ministern. — Adler in der Mongolei. — Das westliche Tumet. — Ackerbauende Mongolen. — Ankunft in der Blauen Stadt. — Bemerkungen über das Volk der Mandschus. — Beschreibung der östlichen Tatarei und ihrer Erzeugnisse. — Die Mandschus als Bogenschützen.

Ueber das Lamakloster Tschortschi hatten wir so viel sprechen hören, daß wir einigermaßen mit demselben bekannt waren ehe wir es noch gesehen. Dort war nämlich der junge Lama erzogen worden bei welchem Herr Gabet das Mongolische lernte, und dessen Bekehrung zum Christenthum zu so guten Hoffnungen für die Ausbreitung des Evangeliums unter den tatarischen Völkern berechtigte. Dieser buddhistische Geistliche hatte ohne Unterbrechung vierzehn Jahre lang die heiligen Bücher studirt, und war in der mongolischen und mandschurischen Literatur sehr bewandert; dagegen verstand er das Thibetanische nicht gründlich. Sein Lehrer war ein im ganzen Gebiete des Gelben Banners hochgeachteter Lama, der

gerade von diesem Schüler große Dinge erwartete, hatte ihn nur ungern auf längere Zeit entlassen und nur auf einen einzigen Monat beurlaubt. Als der Schüler Abschied nahm warf er sich, wie das herkömmlich ist, vor dem Lehrer zu Boden und bat um Befragung des Orakels. Der alte Lama schlug das thibetanische Orakelbuch auf, blätterte in demselben umher, las und sprach dann: „Du bist vierzehn Jahre lang als getreuer Schabi (Schüler) bei Deinem Lehrer geblieben, und heute trennst Du Dich zum erstenmal von ihm. Ich denke mit Sorgen an die Zukunft, komm also zu rechter Zeit wieder. Bleibst Du länger als einen Monat fort, so ist es vom Schicksal bestimmt daß Du nie wieder einen Fuß in unser Kloster setzen wirst.“ Der Schüler reiste ab mit dem festen Entschlusse seinem Lehrer in allen Dingen folgsam zu bleiben. Als er in unserer Mission Si Wang anlangte, nahm Herr Gabet als Grundlage für seine mongolischen Sprachstudien eine Uebersicht der Geschichte des Christenthums. Nach etwa einem Monate schwor der junge Lama den Buddhismus ab und wurde Christ; er erhielt den Taufnamen Paulus. Die Prophezeiung des alten Lama wurde buchstäblich erfüllt, denn Paulus hat das Lamakloster niemals wieder betreten.

Tschortschi, ein Lieblingskloster des chinesischen Kaisers, zählt etwa zweitausend Lamas, die alle vom pekinger Hofe regelmäßige Besoldungen erhalten: selbst jene welche mit Erlaubniß ihrer Vorgesetzten längere Zeit abwesend bleiben, erhalten doch ihren Antheil an Geld und Lebensmitteln fort, und er wird ihnen bei ihrer Rückkehr ohne allen Abzug eingehändigt. In Folge dieser kaiserlichen Privilegien, Begabungen und Begnadigungen hat Tschortschi ein äußerst wohlhäbiges und nettes Ansehen; die Wohnungen sind reinlich und oft auch zierlich und schmuck, und Lamas mit zerlumpten Kleidern, die anderwärts keine Seltenheit sind, werden hier gar nicht gesehen. Das Studium der mandschurischen Sprachen steht hier in hohen Ehren, und darin allein liegt schon ein Beweis wie sehr die Mönche dieses Klosters dem Kaiser ergeben sind.

Im Allgemeinen sind die Gaben und Unterstützungen welche der Kaiser für die Erbauung an Klöster spendet nicht von Belang. Die vielen großartigen und prächtigen Gebäude die in der Mongolei so oft vorkommen, verdanken ihr Dasein den freiwilligen Gaben der eifrig-religiösen Bewohner. Das Volk lebt und kleidet sich sehr einfach, sobald es sich aber um Ausgaben für kirchliche Zwecke handelt zeigt es sich ungemein freigebig, ja man könnte sagen verschwenderisch. Die Dinge nehmen insgemein folgenden Verlauf. Man beschließt einen Tempel zu bauen,

bei welchem dann das Kloster nicht fehlen darf. Um die erforderlichen Mittel herbeizuschaffen machen sich Schwärme von Lamas auf den Weg, sämmtlich mit einem Zeugnisse versehen, durch welches sie zur Einsammlung von Beiträgen ermächtigt werden. Jeder übernimmt eine bestimmte Gegend, die ganze Mongolei wird somit in Sammlungsdistrikte getheilt, und jedes Zelt heimgesucht. Ueberall erbittet der Lama Almosen im Namen des Alten Buddha. Gleich beim Eintreten erklärt er den Zweck seiner Anwesenheit, und zeigt das zur Aufnahme der Gaben bestimmte geweihete Becken (Badir) vor. Dergleichen Sammler werden äußerst zuvorkommend aufgenommen, Jedermann giebt eine Spende, der Reiche Gold und Silber oder Pferde, Ochsen, Kameele; der Arme trägt nach Kräften bei, und händigt dem Lama Pelzwerk, Butter oder Seile ein, die er aus Roß- oder Kameelhaaren gedreht hat. Auf solche Weise werden in kürzester Zeit ungemein beträchtliche Summen zusammengebracht, und dann steigt in der wüsten Einöde rasch eine Menge von Gebäuden empor, so großartig und reich, daß auch große Potentaten dergleichen nicht leicht ausführen lassen könnten.

Sämmtliche Lamaklöster sind entweder aus Backsteinen oder aus Bruchsteinen aufgeführt; nur die allerärmsten Mönche bauen sich Wohnungen aus Erde, aber auch diese werden immer so sorgfältig mit Kalk übertüncht, daß sie im äußern Ansehen hinter den übrigen Häusern nicht zurückstehen. Die Bauart der Tempel ist im Allgemeinen eben so dauerhaft als zierlich, aber diese Gebäude erscheinen durchgängig zu gedrückt; sie sind im Verhältniß zu ihrer großen Ausdehnung viel zu niedrig. In den Umgebungen der Klostergebäude stehen ohne alle Ordnung und Symmetrie viele schlanke Thürme oder Pyramiden, oft auf sehr breiter massenhafter Grundlage, die in gar keinem Verhältniß mit dem schlanken Oberbau steht. Es wäre äußerst schwierig zu bestimmen, zu welcher bekannten architektonischen Ordnung oder Classe man die buddhistischen Tempel in der Mongolei rechnen könnte. Da sieht man ein wunderliches System ungeheuerlicher und unförmlicher Baldachine, Peristyle mit abgebrochenen Säulen und einer unendlichen Reihe von Stufen. Der großen Eingangsthür gerade gegenüber befindet sich im Innern ein Altar von Holz oder Stein, meist in der Gestalt eines umgekehrten Kegels; auf ihm stehen die Götzenbilder. Sie haben selten eine aufrechte Stellung, sondern meist übereinandergeschlagene Beine. Oft haben die Statuen selbst eine übermenschliche Größe, aber das Antlitz ist immer schön und regelmäßig und ein Abbild des kaukasischen Gesichtstypus, freilich mit Ausnahme der

unverhältnißmäßig großen Ohren. Von den teufelischen Fratzen der chinesischen Pu-Ssa findet man bei diesen mongolischen Götterfiguren auch nicht die geringste Spur.

Vor dem größten Idol und in gleicher Linie mit dem Altar auf welchem dasselbe sich erhebt, befindet sich ein vergoldeter Sitz, auf welchem der lebendige Fo, der Oberlama des Klosters, Platz nimmt. Der Tempel ist an allen Wänden mit langen Tischen eingefaßt die sich nur wenig über den Boden erheben; sie bilden gleichsam Divans zur Rechten und zur Linken des Sitzes welchen der Oberlama inne hat; sie reichen, wie bemerkt, durch den ganzen Raum, sind mit Teppichen belegt und zwischen jeder Reihe wird ein freier Gang gelassen.

Die Stunde zum Gebet ist da. Ein Lama dem heute die Obliegenheit wurde alle Insassen des Klosters zur Versammlung zu berufen, tritt vor die große Eingangsthür und bläst mit aller Kraft seiner Lungen auf einer Meermuschel nach allen vier Himmelsgegenden. Der gewaltige volle Ton dieses Instruments macht sich wohl eine Stunde weit vernehmlich, und verkündet den Lamas, daß die Zeit zum gemeinschaftlichen Gebete da sei. Dann nimmt Jeder Mantel und Hut und findet sich im großen innern Hofraum ein. Sobald der Ton der Meermuschel zum dritten Mal ertönt, öffnet man die große Thür und der lebendige Fo tritt in den Tempel ein. Er nimmt Platz auf dem Altar, alle Lamas enkleiden sich draußen ihrer rothen Stiefel, und treten barfuß unter tiefem Schweigen ein. Jeder macht drei Prostrationen vor dem lebendigen Fo, und nimmt dann den Platz ein welcher ihm je nach seiner Würde in der hierarchischen Abstufung gebührt. Alle sitzen mit gekreuzten Beinen und so daß alle Reihen einander das Gesicht zukehren. Nun giebt der Ceremonienmeister ein Zeichen mit einem Glöckchen. Darauf spricht Jeder ein Gebet leise vor sich hin, und legt das Gebetbuch auf die Knie, und schlägt das für jenen Tag bezeichnete Stück auf. Dann folgt eine Pause, während welcher die tiefste Stille herrscht. Wenn dann die Glocke abermals ein Zeichen giebt, wird von zwei Chören eine feierlich ernste melodische Psalmodie angestimmt. Die thibetanischen Gebete sind in Verse abgetheilt, und haben viel rhythmischen Takt; deshalb ist auch so viel wohlklingende Harmonie in ihnen. Bei gewissen im Buche angemerkten Stellen stimmt die das Orchester bildende Abtheilung der Lamas eine Instrumentalmusik an, die gegen den volltönigen feierlichen Gesang einen schneidenden Gegensatz bildet. Sie besteht nämlich aus einem wirren und betäubenden Durcheinander von Glocken, Zymbeln, Tamburins, Seemuscheln, Trompeten

und Pfeifen; jeder Musiker spielt auf seinem Instrumente mit einer Art Wuth, und scheint alle anderen übertäuben zu wollen.

Das Innere des Tempels pflegt mit allerlei Schmuck und Zierrath überladen zu sein; insbesondere sieht man viele kleine Statuen und Gemälde, die alle auf das Leben Buddha's und die verschiedenen Seelenwanderungen der berühmtesten Lamas Bezug haben. Vor den Idolen stehen, amphitheatralisch auf mehreren Stufenreihen, kupferne Vasen in großer Menge; sie haben etwa die Größe einer Theetasse und glänzen wie Gold. Es sind Opfergefäße, in welchen unablässig Milch, Butter, mongolischer Wein und Hirse für die Gottheit befindlich sind. Auf den Enden jeder einzelnen Stufenreihe stehen Becken in welchen immer Weihrauch brennt; die gewürzigen Kräuter zu diesem Opferduft werden auf den heiligen Bergen Thibets gesammelt. Auf dem Haupte der Idole hängen seidene Stoffe, die mit Goldborten und anderm Zierrath geschmückt sind, gleich Flaggen herab, auch Streifen mit heiligen Sprüchen beschrieben. Laternen aus Papier oder gepreßtem Horn mangeln nicht.

Alle Kunstwerke, Ausschmückungen und Zierrathen welche man an und in den Tempeln sieht werden von Lamas verfertigt, denn andere Künstler giebt es nicht. Gemälde sind in Menge vorhanden, sie entsprechen aber nur selten den Regeln und dem Geschmack welche in Europa für dergleichen maßgebend erscheinen. Das Wunderliche und Groteske herrscht vor, und die Gestalten haben, jene des Buddha ausgenommen, ein ungeheuerliches und satanisches Aussehen; die Kleider scheinen nicht für den Leib des Individuums gemacht zu sein, welchem man sie aufhängt; es sieht aus als ob die unter dem Zeuge versteckten Glieder zerbrochen und in eine falsche Lage gerückt wären. Doch trifft man auch Gemälde die sehr schön sind. Wir besuchten einst im Königreich Geschekten das große Kloster Altan Somneh, das heißt den goldenen Tempel und fanden dort ein Bild das uns wirklich überraschte. In der Mitte desselben saß Buddha auf einem reichen Teppich in natürlicher Größe; um dieses Bild herum befand sich eine Art Strahlenkranz, der ganz aus Miniaturen gebildet war; sie stellten die eintausend Tugenden Buddha's dar. Wir konnten uns an diesem wunderschönen Gemälde kaum satt sehen; die Zeichnung war rein und voller Grazie, der Ausdruck der Gesichter vortrefflich und das Colorit ganz ausgezeichnet; alle Gestalten waren voll Wahrheit und Leben. Wir fragten unsern Führer, einen alten Lama, woher dieses köstliche Bild stamme. Er hielt die gefalteten Hände vor die Stirn und sagte: „Dieser Schatz stammt aus hohem

Alterthum und umschließt die gesammte Lehre Buddha's. Das Bild ist nicht in der Mongolei gemalt, sondern aus Thibet gekommen, und hat einen Heiligen aus dem Ewigen Heiligthum (Lha-Ssa) zum Urheber."

Die Landschaften sind gewöhnlich weit besser dargestellt als Lebensauftritte; Blumen, Vögel, Bäume, fabelhafte Thiere schildert man richtig und gefällig mit ungemein lebendigen und äußerst frischen Farben; nur schade daß auch die mongolischen Landschafter keinen Begriff von Perspective und Schattirungen haben. Die Lamas verstehen sich übrigens weit besser auf die Bildhauerkunst als auf die Malerei, und deshalb sind sie auch an und in ihren Tempeln mit Sculpturen nicht im Mindesten sparsam, ja das Schnitzwerk ist sehr oft mit so verschwenderischer Fülle angebracht, daß man gestehen muß, ihre Fertigkeit mit dem Messer und Meißel umzugehen, sei viel stärker als ihr guter Geschmack. Außen um den Tempel herum stehen Tiger, Löwen und Elephanten auf großen Granitblöcken; die großen steinernen Rampen mit welchen die Aufgangsstufen bis zur großen Tempelthür eingefaßt sind zeigen tausende geschnitzter oder gemeißelter Figuren von Vögeln, Kriechthieren und fabelhaften Wesen der mannigfachsten Art. Im Innern des Tempels erblickt man überall Reliefs aus Holz oder Stein, die immer mit Keckheit, oft bewunderns-würdig fein und hübsch, ausgeführt sind.

Die Lamaklöster in der Mongolei können sich weder an Reichthum noch Großartigkeit mit jenen in Thibet messen, doch sind einige unter ihnen hoch angesehen, und unter den Verehrern Buddha's weit und breit berühmt, vor Allen jenes zu Groß-Kuren im Lande der Khalkhas. Wir haben Gelegenheit gefunden dasselbe während unserer Reisen in der nördlichen Mongolei zu besuchen, und es wird dem Leser nicht unwillkommen sein eine nähere Beschreibung dieser Merkwürdigkeit hier zu finden. Kuren heißt im Mongolischen so viel als Umfriedigung, enceinte.

Das Lamakloster von Groß-Kuren liegt am Flusse Tula. Dort beginnt ein ungeheurer Wald, der ununterbrochen auf einer Strecke von sechs bis sieben Tagereisen bis zur russischen Grenze reicht. Nach Osten hin soll er angeblich eine Ausdehnung von zweihundert Wegstunden haben, und bis zum Lande der Solons in der Mandschurei sich erstrecken. Um nach Groß-Kuren zu gelangen muß man einen ganzen Monat über unabsehbare dürre Ebenen, über ein wahres Sandmeer reisen. Diese große Gobiwüste hat aller Orten einen unaussprechlich traurigen und düstern Anblick. Denn man sieht in ihr keinen Bach und keinen sprudelnden Quell; kein Baum unterbricht die ermüdende Einförmigkeit.

Aber sobald man die Höhe der Kugurberge erreicht, welche im Westen die Staaten des Guison Tamba begrenzen, gewinnt plötzlich Alles ein ganz anderes Aussehen. Man hat malerische belebte Thalgründe vor sich, erblickt Berge die gleich einem Amphitheater hinter einander emporsteigen und prächtige Wälder tragen. Die Thalsohle eines breiten Grundes dient dem Flusse Tula zum Bett. Er hat seine Quellen in den Barkabergen, strömt auf einer ziemlichen Strecke von Osten gegen Westen, berieselt die Weidegründe auf welche die Heerden der Lamas getrieben werden, macht oberhalb Groß-Kuren eine Biegung, richtet seinen Lauf nach Sibirien und mündet in den Baïkal-See.

Die Masse von Häusern welche das Kloster bilden steht im Norden des Flusses, an den ausgedehnten Abhängen eines Berges. Die einzelnen Tempel in welchen der Guison Tamba und mehrere andere Oberlamas ihre Behausung haben, zeichnen sich vor anderen durch ihre Höhe und vergoldeten Dächer aus. In jener großen Klosterstadt wohnen durchschnittlich dreißigtausend Mönche; in dieser Zahl sind die Insassen der Nebenklöster in der Umgegend mitgerechnet. Die Ebene welche sich vor dem Berge hindehnt, ist zu allen Zeiten mit Zelten verschiedener Größe übersäet; in denselben wohnen die Pilger welche ihrer andächtigen Inbrunst Genüge thun wollen. Denn nach Groß-Kuren wallen Fromme aus allen Ländern in denen Buddha verehrt wird. Dorthin kommen die Ü-Pi-Ta-Dzeh oder Fischhaut-Tataren, und schlagen ihre Zelte neben jenen der Torgot auf, welche von den Heiligen Bergen, Bokte Ula, herabsteigen. Die Thibetaner und die Pebun aus dem Himalaya sind langsam mit ihren Yaks oder langhaarigen Ochsen herangezogen, und befinden sich nun neben den Mandschus vom Ufer des Songar und des Amur, also zur Seite von Männern welche die Reise nach Groß-Kuren zu Schlitten gemacht haben. Unaufhörlich werden Zelte aufgeschlagen und abgebrochen, Massen von Pilgern kommen und ziehen wieder ab, auf Kameelen, Ochsen oder Yaks in Schlitten und Wagen, zu Pferd und auf Maulthieren.

Die weißen Zellen der Lamas sind, in horizontalen Linien, am Abhange des Berges in der Art gebaut, daß eine Reihe derselben immer höher liegt als die andere; sie gleichen daher aus der Ferne gesehen den Stufen eines riesenhaften Altars, auf welchem der Tempel des Guison-Tamba das Allerheiligste bildet. Aus dem Innern dieses Tabernakels, dessen Vergoldung und helle Farben weit hin schimmern, tritt der Lamakönig hervor und nimmt unablässig Huldigungen der unzählbaren Gläu-

digen entgegen, die sich vor ihm verneigen und verbeugen und zu Boden werfen. Im Lande nennt man ihn vorzugsweise den Heiligen, und jeder Khalkhas-Mongole rechnet es sich zur Ehre sagen zu können daß er ein Schüler des Heiligen sei. Jeder beliebige Bewohner von Groß-Kuren antwortet auf die Frage, woher er sei, allemal: „Kure Bokte-Ain Schabi" ich bin ein Schüler des heiligen Kuren.

Etwa eine halbe Stunde vom Kloster entfernt und in der Nähe des Flusses Tula liegt eine große chinesische Handelsstation. Die Häuser, theils von Holz theils aus Erde, sind mit Pfahlwerk umgeben, um sie gegen Diebe zu schützen. Denn manche Pilger machen, trotz aller Andacht, sich kein Gewissen daraus, anderer Leute Eigenthum zu stehlen. (— Gerade wie im christlichen Europa auch. —) Herrn Gabet wurden in der Nacht einige Silberbarren und eine Uhr entfremdet, und wir konnten uns also persönlich überzeugen, daß die Rechtschaffenheit mancher Schüler des Heiligen ihre Löcher hat. Der Handel von Groß-Kuren ist sehr blühend, russische und chinesische Waaren sind in Menge vorhanden; als Zahlmittel dient unter allen Umständen Ziegelthee; er ist der Werthmesser. Ein Pferd, ein Kameel, ein Haus, jede beliebige Waare wird beim Verkauf nach so und so vielen Stücken Ziegelthees bemessen; fünf derselben repräsentiren eine Unze Silbers.

Der pekinger Hof unterhält in Groß-Kuren einige Mandarinen, vorgeblich um unter den dort verweilenden Chinesen nöthigenfalls die Ordnung aufrecht zu erhalten, eigentlich aber zur Ueberwachung des Guison Tamba, dessen Macht den Kaiser von China mit Besorgniß erfüllt. Man hat in der Hauptstadt nicht vergessen daß Tscheng-Kis-Khan aus dem Stamme der Khalkhas hervorging, und dieses kriegerische Volk seine ruhmreiche Vergangenheit noch immer nicht vergessen hat. Jede Regung in Groß-Kuren beunruhigt den Kaiser.

Im Jahre 1839 beschloß der Guison Tamba, dem Kaiser Tao Kuang in Peking einen Besuch abzustatten. Als diese Nachricht am Hofe verlautete, gerieth Alles in eine förmliche Bestürzung, und vor dem Namen des Großen Lamas der Khalkhas erzitterte der Kaiser in seinem Palaste. Er schickte Unterhändler um den Entschluß des Guison Tamba rückgängig zu machen, und im schlimmsten Falle wenigstens den Dingen eine solche Wendung zu geben, daß keine unruhige Bewegung stattfinde. Der Lamakönig blieb indessen bei seinem Vorsatze, gab aber in soweit nach, daß sein Gefolge aus nicht mehr als dreitausend Mönchen bestand; auch willigte er ein daß die übrigen Fürsten der Khalkhas, die mit ihm

nach Peking hatten gehen wollen, daheim blieben. Dann machte er sich auf den Weg, und durch alle mongolischen Stämme ging eine gewaltige Aufregung. Sie strömten in unzähligen Schaaren herbei, und stellten sich an den Straßen auf, welche der Heilige einschlagen mußte. Jeder Stamm brachte Opfer dar, ganze Heerden von Rossen, Kameelen und Schafen, Gold- und Silberbarren und Edelsteine. Das andächtige Volk hatte dem Weg entlang in der Gobiwüste Brunnen gegraben, und die Fürsten der Lande, durch welche der Guison Tamba zog, sorgten dafür daß an allen Lagerplätzen Lebensmittel in Hülle und Fülle vorhanden waren. Der Lamakönig saß in einer gelben Sänfte, die von vier Pferden getragen wurde; jedes derselben wurde von einem hohen Würdenträger des Klosters geführt. Die dreitausend Lamas, welche das Geleit bildeten, ritten theils vor theils hinter der Sänfte, auf Pferden oder Kameelen, aber nicht etwa in Reihe und Glied, sondern ohne alle Ordnung durcheinander. Alle gaben sich ihrem Enthusiasmus völlig hin; die Schaaren von Andächtigen erwarteten mit Ungeduld die Ankunft des Heiligen. Alle fielen auf die Knie sobald die Sänfte sich blicken ließ, warfen sich sobald sie näher kam platt zur Erde, legten die gefalteten Hände vor die Stirn und berührten mit dem Haupt die Erde. Es war als wandelte ein Gott über die Erde um den Völkern seinen Segen zu ertheilen. In solcher Weise gelangte der Guison Tamba auf seinem pomphaften Triumphzuge bis an die große Mauer. Dann aber war er nicht ferner ein Gott, sondern nur noch Fürst eines Nomadenvolkes, über welches die Chinesen spötteln, das aber dem kaiserlichen Hofe Besorgniß einflößt, weil es unter Umständen die Sicherheit des Reiches gefährden könnte. Auf chinesischen Boden durfte der Heilige nur die Hälfte seines Gefolges mitbringen; alle Anderen mußten im Norden der Mauer bleiben, und schlugen in den Ebenen vor Tschakar ihr Lager auf.

Der Guison-Tamba verweilte drei Monate in Peking, besuchte mehrmals den Kaiser, und empfing die einigermaßen Verdacht erregenden Huldigungen der Mandschufürsten und der Großwürdenträger des Kaiserreiches. Endlich befreiete er den Hof von seiner unbequemen Gegenwart, und zog heim in sein Land, nachdem er vorher das Kloster der fünf Thürme und jenes in der Blauen Stadt besucht hatte. Aber es war ihm nicht beschieden Groß-Kuren wieder zu sehen; er starb unterwegs; die Mongolen behaupten, der Kaiser habe ihm in Peking ein langsam wirkendes Gift beibringen lassen. Die Khalkhas sind seitdem tief erbittert; betrübt haben sie sich aber nicht sehr über diesen Todesfall, weil sie die

feste Ueberzeugung hegen daß der Guison Tamba überhaupt nicht wirklich sterben kann; er wandert nur in ein anderes Land über, um dort jünger, frischer und kräftiger wieder zum Vorschein zu kommen. In der That vernahmen sie 1844 daß ihr lebendiger Buddha in Thibet wieder Fleisch geworden sei, und suchten feierlich den fünfjährigen Knaben auf, um ihn auf seinen unvergänglichen Thron zu erheben. Wir sahen, als wir am Kuku Noor, am Ufer dieses „Blauen Meeres“ lagerten, die große Karawane der Khalkhas vorüberziehen, welche sich nach Lha-Ssa begab um den Lamakönig nach Groß-Kuren einzuladen.

Mingan Lamane Kure, das Kuren der tausend Lamas, ist gleichfalls ein berühmtes Kloster, das in der Zeit entstand, als die Mandschus China eroberten. Als Schün Tsche, Gründer der jetzt über China herrschenden Dynastie, aus den Wäldern der Mandschurei hervorbrach und gegen Peking anrückte, traf er einen Lama aus Thibet, welchen er fragte, ob sein Unternehmen einen glücklichen Ausgang haben werde. Der Lama prophezeite günstigen Erfolg, und Schün Tsche sagte ihm, er möge dann nur in Peking bei ihm sich einfinden. Wirklich erschien er in der Hauptstadt, nachdem die Mandschus von derselben Besitz genommen hatten. Der Kaiser gab zu, daß der Mönch ihm das Horoskop richtig gestellt habe, und schenkte ihm eine ausgedehnte Bodenfläche, auf welcher ein großes Kloster gebaut werden solle. Auch wies er Unterhalt für eintausend Mönche an. Seit jener Zeit hat sich das Kloster der tausend Lamas beträchtlich vergrößert, und zählt gegenwärtig an viertausend Lamas. Den alten Namen behält es aber bei. Allmälig haben sich Kaufleute in der Nähe angesiedelt, und bei dem Kloster entstand eine von Mongolen und Chinesen bewohnte Stadt, in welcher starker Viehhandel getrieben wird.

Der Großlama ist zugleich Landesherr, giebt Gesetze, läßt die Rechtspflege verwalten und setzt die Beamten ein. Seinen Nachfolger sucht man allemal in Thibet, wohin der Verstorbene sich begiebt, um die Seelenwanderung zu bewerkstelligen. Als wir uns in Kuren der tausend Lamas befanden, war dort Alles in Verwirrung wegen eines Processes zwischen dem Lamakönig und seinen vier Ministern, welche auf mongolisch Dschassak heißen. Die Letzteren hatten ihren Emancipationsgelüsten so weit nachgegeben, daß sie sich verheiratheten und fern vom Kloster sich eigene Häuser bauten. Das Alles verstößt gegen die Mönchsregeln. Der Großlama gab sich Mühe diese Leute wieder auf den richtigen Weg zu bringen, aber die vier Dschassak erhoben gegen ihn eine lange Reihe von

Beschwerden, und hatten ihn in Dsche-Ho-Eül beim Tutun oder Großmandarin verklagt, der als Mandschu mit allen tatarischen Angelegenheiten bekannt ist. Als wir das Kloster besuchten, hatte der Streithandel schon volle zwei Monate gewährt, und man sah bereits wie nachtheilig die Abwesenheit der Oberen einwirkte. Gebete und Studien waren unterbrochen, die große Eingangspforte zum äußern Hofraum stand offen und schien seit langer Zeit gar nicht verschlossen worden zu sein. Wir gingen hinein, und fanden auch im Innern Alles still und öde, in den Höfen wuchs Gras. Die Tempelthüren waren mit Ketten geschlossen, wir sahen aber durch die Flügelthüren und bemerkten daß die Sitze der Lamas, die Gemälde und Statuen mit Staub bedeckt waren; kurz Alles deutete darauf hin wie sehr die gesammten Verhältnisse dieses Klosters sich in Zerrüttung befanden. Nachdem die Oberen fortgegangen waren, gab es keine Klosterzucht mehr; die Lamas hatten sich zerstreut, und es schien als ob überhaupt die Fortdauer der Anstalt in Frage gestellt sei. Wir vernahmen später, daß der Lamakönig den Proceß gewonnen hat, weil er mehr Geld aufwenden konnte als seine Minister. Den vier Dschassak wurde allerstrengstens anbefohlen sich in all und jedem gegen ihren Gebieter folgsam zu erweisen.

Zu den berühmten Klöstern gehören außerdem jene in der Blauen Stadt, in Tolon Noor und in Dsche-Ho-Eül, und innerhalb der Großen Mauer, also auf chinesischer Seite jenes in Peking und das der fünf Thürme in Schan-Si.

Nachdem wir das Kloster Tschortschi verlassen, begegneten wir einem mongolischen Reiter, der ein eben erlegtes Reh auf dem Pferde trug. Wir hatten seit langer Zeit nichts Anderes genossen als unschmackhaftes Hafermehl; es war demnach verzeihlich daß der Anblick jenes Stückes Wild den Wunsch in uns rege machte, einmal eine kräftige Speise zu haben; ohnehin war unser Magen äußerst geschwächt und verlangte Nahrhaftes. Wir grüßten den Jäger und fragten, ob er uns das Reh ablassen wolle. „Herren Lamas", antwortete er, „als ich dieses Thier erlegte, dachte ich nicht daran es zu verkaufen. Dort oben, jenseits Tschortschi, lagen chinesische Karrenführer, die boten mir vierhundert Sapeken, ich sagte aber Nein. Aber mit Euch, Herren Lamas, rede ich anders als mit den Kitat; hier ist mein Reh, gebt mir was ihr wollt." Wir ließen ihm durch Samdadschiemba fünfhundert Sapeken geben, nahmen das Reh aufs Kameel und ritten weiter. Fünfhundert Sapeken mögen etwa so viel sein als fünfzig französische Sous; ein Hammel kostet etwa dreimal so viel. Die

Mongolen machen sich nicht viel aus dem Wildpret und die Chinesen noch weniger; sie sagen das „schwarze Fleisch" sei nicht so gut als das weiße. Aber in den großen Städten, insbesondere zu Peking, ist darum doch das schwarze Fleisch auf den Tafeln der Reichen und der Mandarinen zu Ehren gelangt, wahrscheinlich weil es selten ist, und doch auch einige Abwechselung in die übrige Einförmigkeit der chinesischen Speisekarte bringt. Die Mandschu dagegen sind eifrige Jäger und lieben Wildpret sehr, namentlich Fasanen, Bären und Hirsche.

Etwa um Mittag gelangten wir an eine wunderschöne Stelle. Wir waren in einem engen Durchgange zwischen zwei hohen Felsen; er führte uns in einen weiten von Gebirgen eingeschlossenen Thalgrund; an den Abhängen standen hohe Fichten; ein reichsprudelnder Quell nährte einen murmelnden Bach welchen Engelwurz und wilde Münze einfaßten. Der Bach schien den Thalgrund gleichsam zu umkreisen, und dann hinter hohen Gräsern und Kräutern durch eine Oeffnung hinauszuströmen, die jener glich, durch welche wir in dieses Paradies gekommen waren. Als wir still hielten und uns der landschaftlichen Reize erfreuten, wies Sambadschiemba auf eine Stelle hin, die sich zum Lagerplatz eignete. „Wir sollten nicht weiter gehen", sprach er, „allerdings haben wir erst eine kleine Strecke zurückgelegt und die Sonne steht noch hoch, aber wir müssen unser Reh zubereiten." Wir hatten nichts dagegen einzuwenden, und schlugen das Zelt bei der Quelle auf. Sambadschiemba hatte sich oft gerühmt, daß er ein sehr gewandter Fleischer sei; jetzt hatte er Gelegenheit zu beweisen was er konnte. Er hing das Thier an einen Fichtenzweig, wetzte sein Messer auf einem Zeltnagel, und fragte, ob er das Reh nach Weise der Türken, Mongolen oder Chinesen ausweiden solle. Wir überließen das ganz seinem Genie; dann ging er ans Werk, hatte das Thier binnen wenigen Minuten abgebalgt und ausgeweidet, und schnitt das Fleisch in der Weise heraus daß es ein großes zusammenhängendes Stück bildete; am Aste blieb nur das Geripp hängen und zwar so, daß alle Knochen völlig rein waren. Er hatte in türkischem Styl gearbeitet, der auf langen Reisen seine Vortheile darbietet, weil man nur Fleisch erhält und sich nicht mit den Knochen zu befassen braucht. Sambadschiemba umwickelte große Fleischstücken mit Schöpsenfett, was allerdings gegen die Regeln europäischer Kochkunst verstoßen mag, was hätte er aber anders machen können? Eben hatten wir auf dem Rasen Platz genommen und wollten anfangen zu essen, als plötzlich ein Sturm über uns dahin brauste. Ein mächtiger Adler stieß im Nu, gleich einem Blitzstrahl, aus hoher Luft

herab, packte mit seinen Krallen ein Stück von unserm Reh, und schwebte bereits weit über uns, bevor wir uns nur von unserm Erstaunen wieder erholen konnten. Wir lachten, aber Samdadschiemba war um so mehr erbittert, da der Vogel ihn mit seinen Schwingen tüchtig gestreift hatte.

Seitdem wurden wir vorsichtiger. Wir hatten früher schon mehrmals bemerkt, daß Adler über uns schwebten, sobald wir uns lagerten und unsere Speise bereiteten, aber sie war uns noch nicht geraubt worden; das Hafermehl hatte nicht Anziehungskraft genug für den König der Lüfte gehabt. Man findet den Adler fast überall in den Wüsten der Mongolei; bald kreist er in der Höhe umher, bald sitzt er auf irgend einer Bodenerhebung lange Zeit ganz unbeweglich wie eine Schildwacht. Kein Mensch macht Jagd auf ihn; er kann nisten, seine Jungen auffüttern und uralt werden, ohne daß er irgendwie gestört würde. Manche werden größer als ein gewöhnlicher Hammel; sie müssen, wenn man sie aufstört, erst eine Strecke weit laufen und mit den Flügeln schlagen, ehe sie vom platten Boden sich in die Luft emporschwingen können.

Nach einigen Tagen gelangten wir aus dem Lande der Acht Banner in das westliche Tumet. Als die Mandschu China eroberten war der König von Tumet ein treuer Bundesgenosse gewesen, und der Sieger verlieh ihm aus Dank schöne Landstrecken nördlich von Peking, außerhalb der Großen Mauer. Sie werden seitdem als das östliche Tumet bezeichnet; die alte Landschaft Tumet heißt nun die westliche; beide sind durch Tschakar von einander geschieden. Die Mongolen in diesem westlichen Tumet sind keine Hirten und führen auch kein Nomadenleben, sie treiben Ackerbau und die Künste der Civilisation. Seit etwa einem Monat waren wir ohne Unterbrechung durch die Wüste gezogen; Abends hatten wir unser Zelt an der ersten besten Stelle aufgeschlagen, hatten über uns nichts als den Himmel und vor uns nur die unendliche Steppe gesehen. Seit lange waren wir ohne alle Berührung mit der Welt; wir hatten nichts weiter erblickt als dann und wann mongolische Reiter welche durch das „Grasland" jagten, und uns vorkamen wie Zugvögel auf ihrem Wanderzuge. Allmälig hatten wir uns an die Wüste gewöhnt, die in ihr herrschende Ruhe und Einsamkeit that uns wohl. So kam es, daß es unbehaglich wurde und uns beinahe den Athem abdrücken wollte, als wir auf einmal wieder in einem angebauten Lande waren, mitten im Strudel und der Unruhe eines civilisirten Treibens. Es war uns wirklich als ob uns die Luft fehlte und wir ersticken müßten. Dieser Eindruck ging indessen bald vorüber, und am Ende fanden wir es doch bequemer in einer

gutgeheizten Herberge Unterkommen zu finden, als allabendlich ein Zelt aufzuschlagen, Dünger zur Feuerung mühsam zusammen zu suchen und allen Unbilden der Witterung preisgegeben zu sein. Die Bewohner des westlichen Tumet haben, als Ackerbauer, die Eigenthümlichkeiten des wahren mongolischen Charakters eingebüßt, und sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr oder weniger verchinesert; viele können nicht einmal mehr mongolisch sprechen. Manche lassen auch merken, daß sie mit einiger Verachtung auf ihre Brüder in der Wüste herabblicken, weil diese den Hirtenstab noch nicht mit der Pflugschar vertauscht haben; es erscheint ihnen thörig ein Wanderleben zu führen, und unter Zelten zu hausen, während doch nichts im Wege stände Häuser zu errichten und den Acker zu bestellen. Uebrigens thaten diese Leute wohl daran sich den Feldbau anzueignen, denn sie wohnen in einem äußerst fruchtbaren, gut bewässerten Lande, in welchem alle Getreidearten ausgezeichnet gut fortkommen. Als wir durchreisten war die Ernte schon eingescheuert; wir konnten uns aber genugsam überzeugen daß sie ungemein reich ausgefallen war. Ueberhaupt trägt im westlichen Tumet Alles ein deutliches Gepräge von großem Wohlstand, und man trifft nirgends verfallene Wohnungen, die in China so häufig sind; eben so wenig findet man halbverhungerte mit Lumpen bedeckte Bettler; alle Landleute sind sehr gut gekleidet. Ganz besonders aber sprachen uns die prächtigen Bäume in den Dörfern an; auch die Wege sind damit bepflanzt. Die übrigen mongolischen Gegenden in welchen Chinesen sich niedergelassen haben, gewähren niemals einen dergleichen Anblick, weil man gar keine Bäume pflanzt, da sie doch bald gestohlen und zur Feuerung verwendet werden.

Nachdem wir drei Tage lang durch die bebauten Striche von Tumet gewandert waren, gelangten wir nach Ku-Ku-Hote, der Blauen Stadt, welche die Chinesen Kui-Hoa-Tscheu nennen. Es giebt zwei Städte gleiches Namens welche nur fünf Li's auseinander liegen; die eine heißt die Alt- oder Handelsstadt, die andere die Neu- oder Soldatenstadt. Wir gelangten zuerst in diese letztere; Kaiser Khang Hi hat sie bauen lassen um das Reich gegen Feinde zu schützen, die etwa von Norden herkämen. Sie gewährt einen so großartigen, hübschen Anblick, daß man sie auch in Europa schön finden würde. Das gilt aber nur von den aus Backsteinen aufgeführten Ringmauern mit Zinnen, denn die Häuser sind nach chinesischer Art gebaut, niedrig, und stehen in gar keinem Verhältniß zu den hohen und breiten Wällen und Mauern mit welchen die Stadt umzogen ist. Das Innere der Stadt ist regelmäßig, namentlich zeichnet

sich die große hübsche Straße aus, die von Osten nach Westen geht. In dieser Soldatenstadt liegt ein Kiang-Kiün oder Befehlshaber einer Abtheilung von zehntausend Mann, welche alle Tage exerciren müssen. Kui-Hoa-Tscheu ist eigentlich nur eine große Caserne, und die Soldaten dieser Neustadt von Ku-Ku-Hote sind Mandschu; wer das aber nicht wüßte und sie blos sprechen hört, würde es gar nicht ahnen, denn es ist wohl kaum ein Einziger unter ihnen der die Landessprache seiner Heimat versteht. Die Mandschu sind nun schon seit zweihundert Jahren Herren des weiten chinesischen Reiches, und man kann wohl sagen, daß sie eben so lange daran gearbeitet haben, um sich zu Grunde zu richten. Alles an ihnen ist chinesisch geworden: Sitten, Sprache, ja ihr Land selbst, und wir möchten behaupten, daß die Nationalität der Mandschu bereits vernichtet sei. Um diese eigenthümliche Gegenrevolution zu begreifen, um zu verstehen wie die Chinesen ihre Unterjocher sich assimilirt und ihrerseits die Mandschurei unterjocht haben, muß man die Dinge in ihren Einzelheiten und in ihrem Zusammenhang ins Auge fassen.

Als in China die Dynastie der Ming herrschte (1368 bis 1644), hörten die Kriege auf, welche die einzelnen Stämme der östlichen Tataren oder Mandschu lange Zeit mit einander geführt hatten. Sie wählten ein gemeinschaftliches Oberhaupt und gründeten so ein Königreich. Die Einheit gab dort, wie überall, Kraft; und diese nördlichen Barbaren flößten jetzt dem chinesischen Hofe Besorgniß ein. Im Jahre 1618 fühlte sich der Mandschukönig schon so stark, daß er dem chinesischen Kaiser sieben Beschwerden einreichte, für die er Rache zu nehmen habe. Sein keckes Manifest endete mit den Worten: „Um diese sieben Unbilden zu rächen, werde ich den Herrscherstamm der Ming unterjochen.“ Bald war das chinesische Reich durch viele Aufstände und Schilderhebungen im Innern zerrüttet; der Rebellenhäuptling belagerte Peking und nahm dasselbe ein. Der Kaiser gab Alles verloren und erhenkte sich an einem Baum im kaiserlichen Garten. Vorher schrieb er mit seinem eigenen Blut die Worte: „Da das Reich zu Grunde geht, so muß auch der Fürst sterben.“ Nun rief U-San-Kueï, General der chinesischen Truppen, die Mandschu herbei um mit Hilfe dieser Bundesgenossen, die Rebellen zu bezwingen. Sie wurden aufs Haupt geschlagen; der chinesische Feldherr verfolgte sie im Süden, während im Norden der Mandschuhäuptling operirte. Er kam nach Peking, fand den Thron erledigt und nahm ihn ohne Weiteres in Besitz.

Bevor alles das sich ereignete, war es den Mandschu streng verboten nach China zu kommen; sie durften nicht über die Große Mauer

hinaus, welche namentlich unter der Mingdynastie sehr scharf und sorgsam bewacht wurde. Dagegen durfte auch kein Chinese die Mandschurei betreten. Nach jener Eroberung gab es aber keine Scheidegrenze zwischen beiden Völkern mehr, der Eintritt aus einem Lande in das andere war frei, und von da ab ergossen sich die Chinesen aus den Provinzen wie ein breiter Strom über die Mandschurei. Der nun als Kaiser über China herrschende Mandschukönig galt in seinem Stammlande für den Herrn und Eigenthümer alles Grundes und Bodens; als Kaiser von China verlieh er in seinem ausgedehnten Reiche seinen mandschurischen Landsleuten große Besitzungen, wofür sie alljährlich nicht unbeträchtliche Leistungen zu übernehmen hatten. Durch diese Verpflichtungen haben die ehemaligen Sieger sich zu Grunde gerichtet; sie wurden nämlich von den Chinesen bewuchert, übervortheilt, überlistet und in jeder Weise ausgebeutet. Die bezwungenen Kitat wurden nach und nach wieder wirkliche Inhaber der Landgüter, während der mandschurische Besitzer nur dem Namen nach Eigenthümer war und doch alle Lasten und Abgaben tragen mußte. Es ist allmälig dahin gekommen daß Name und Eigenschaft eines Mandschu zu einer schweren Last geworden sind, deren man sich gern entledigt. Ein Gesetz verfügt, daß in jedem dritten Jahre in jedem Banner eine Volkszählung vorgenommen werde. Wer sich der Behörde nicht stellt, seinen Namen nicht in die Register eintragen läßt, wird angesehen als ob er nicht mehr zum Mandschuvolk gehöre. Wer also die auf ihm lastenden Verpflichtungen zu drückend findet und sich dem Kriegsdienst entziehen will, erscheint bei der Zählung nicht, und tritt durch diese bloße Thatsache in die Reihen des chinesischen Volkes ein; er gilt nicht mehr für einen Mandschu. Auf solche Weise hat eine sehr beträchtliche Zahl dieser Letzteren ihrer Volksthümlichkeit entsagt, während zugleich große Schwärme von Chinesen ins Land kamen, ohne von ihrer Nationalität das Allergeringste aufzugeben.

Gerade jetzt geht das Mandschuvolk seinem Verfall ungemein schnell entgegen, oder genauer ausgedrückt, es wird bald völlig verschwinden. Bis zur Regierung Tao Kuangs waren die Gegenden welche der Songari durchströmt ausschließlich von Mandschu bewohnt; kein Chinese durfte sie betreten und Ackerbau gar nicht betrieben werden. Aber bald nach dem Regierungsantritt des verstorbenen Kaisers wurden die dortigen Ländereien zum Verkauf ausgeschrieben, weil in des Monarchen Schatz tiefste Ebbe war. Die Chinesen stürzten wie Raubvögel in das Land am Songari, und schon nach wenigen Jahren war dort Alles

gänzlich umgewandelt. Es giebt gegenwärtig in der ganzen Mandschurei kaum eine Stadt oder ein Dorf, wo die Einwohner nicht beinahe ausschließlich chinesischer Abkunft wären.

Diese Umgestaltung ist durchgreifend und beinahe ganz allgemein; nur einige wenige Stämme, wie die Si-Po und die Solon, haben bis heute ihre Mandschueigenthümlichkeit treu bewahrt; noch sind in ihrem Gebiete keine Chinesen, auch wird Ackerbau nicht geduldet. Das Volk wohnt nach der Altvordern Brauch unter Zelten und liefert Krieger für des Kaisers Heer. Aber auch hier dringt nach und nach das Neue ein; der Aufenthalt in Peking und in anderen chinesischen Garnisonen bleibt nicht ohne Einwirkung auf das Leben und die Anschauungen der Si-Po und Solon.

Die Chinesen haben seit der Eroberung Einiges von den Gebräuchen und der Tracht der Mandschu angenommen, zum Beispiel das Tabakrauchen und den geflochtenen Haarzopf. Dafür haben die Kitat aber ihren neuen Herren chinesische Sitte und Sprache aufgezwungen. Man sagt wohl, die Mandschurei reiche von China bis zum Amurstrome; wer aber in jenem Lande reiste, glaubt sich auch dort in China; die alte Eigenthümlichkeit ist so durchaus verwischt, daß, mit Ausnahme einiger Wanderstämme, Niemand mehr das Mandschu spricht, und vielleicht wäre von dieser herrlichen Sprache kaum noch eine Spur vorhanden, wenn die Kaiser Khang Hi und Kien Lung ihr nicht Denkmale gesetzt hätten, die unvergänglich sein werden. Eine besondere Schrift erhielten die Mandschu erst 1624. Damals gab das Oberhaupt der östlichen Tataren Taï Tsu Kao Hoang Ti einigen Gelehrten seines Volkes den Auftrag, Schriftzeichen nach Art der Mongolischen zu entwerfen. Im Jahre 1641 vollendete ein geistvoller Mann, Tahai, diese Arbeit und gab der Schrift der Mandschu ihre Feinheit, Zierlichkeit und Klarheit, die wir jetzt an ihr bewundern. Schün Tsche ließ die besten Werke der chinesischen Literatur übersetzen, und Khang Hi errichtete eine Akademie von Gelehrten welche beider Sprachen in gleich hohem Grade mächtig waren. Sie übersetzte namentlich geschichtliche Werke und arbeitete mehrere Wörterbücher aus. Den Mandschu, als ehemaligen Nomaden, fehlten viele Wörter um neue Gegenstände und Begriffe zu bezeichnen; man mußte also neue Ausdrücke finden, die zumeist dem Chinesischen entlehnt wurden, und welche man durch zweckmäßige Umwandlung dem Geiste der mandschurischen Sprache anzupassen suchte; dabei ging aber allmälig sehr Vieles von der Urthümlichkeit der letztern verloren. Kaiser Kien Lung griff dagegen wirksam ein;

er ließ ein Wörterbuch abfassen, von welchem alle chinesischen Wörter ausgeschlossen blieben. Die Verfasser desselben mußten bei Gelehrten und in der Sprache wohlbewanderten Greisen Nachfrage halten, und es wurden Preisbelohnungen für Alle ausgeschrieben, welche alte, in Abgang gekommene Ausdrücke nachweisen konnten.

Man muß es den Bemühungen und dem erleuchteten Eifer der ersten Kaiser aus der herrschenden Dynastie Dank wissen, daß fast alle werthvollen Bücher der chinesischen Literatur in die Mandschusprache übertragen worden sind. Alle diese Uebersetzungen sind genau und zuverlässig, sie wurden auf besondern Befehl mehrerer Kaiser von gelehrten Akademikern verfaßt, und von anderen nicht minder gelehrten Akademikern noch einmal durchgesehen und sorgfältig geprüft. Durch so genaue und gewissenhafte Arbeit hat das Mandschurische eine sichere Grundlage erhalten. Wenn es auch als lebende Sprache längst verschwunden sein sollte, so wird es doch stets als gelehrte Sprache von hohem Werthe bleiben, und den Philologen welche sich mit dem Studium asiatischer Sprachen beschäftigen, unschätzbare Dienste leisten. Denn nicht blos die besten chinesischen Werke sind in das Mandschu übersetzt worden, sondern auch die ausgezeichnetsten Schriften der Literatur des Buddhismus, sowohl thibetanische als mongolische. Ein mehrere Jahre fortgesetztes Studium wird einen fleißigen Gelehrten in den Stand setzen, viele der schätzbarsten Bücher der ostasiatischen Welt sich geistig anzueignen, vermittelst dieser Mandschusprache, die so schön, wohlklingend, vor Allem aber ungemein klar ist. Auch ist das Erlernen derselben eben so angenehm als leicht gemacht worden durch die in französischer Sprache zu Altenburg erschienenen Elemente der Mandschu-Grammatik, von Conon v. der G a b e l e n t z. Dieser große deutsche Linguist hat Bau und Regeln dieser Sprache, äußerst lichtvoll und begreiflich dargestellt, und sein ganz vortreffliches Werk leistet ungemein werthvolle Dienste beim Erlernen einer Sprache, die in ihrer eigenen Heimat auszusterben droht.

Außer in Deutschland ist das Mandschu nur noch in Frankreich (— und neuerdings bei deutschen Gelehrten in Rußland —) Gegenstand gelehrten Studiums gewesen. Die französischen Missionäre haben aber auch die Ausbreitung des Christenthums angebahnt unter jenen Völkern, deren Religion in einem Durcheinander von Lehren und Gebräuchen besteht, die zugleich dem Lao Tseu, dem Confucius und dem Buddha entlehnt sind. Zur Zeit der ersten Mandschukaiser haben bekanntlich die Missionäre, die zumeist sehr ausgezeichnete Männer waren, am Hofe zu

Peking viel gegolten. Sie begleiteten den Kaiser auf seinen Reisen, und benützten ihren Einfluß um für das Christenthum thätig zu sein, das auf solche Weise in der Mandschurei Einfluß fand. Im Anfang war die Zahl der Bekehrten nur gering, sie wuchs aber an als die Chinesen ins Land kamen, unter welchen sich manche christliche Familien befanden. Bis vor Kurzem gehörten diese Missionen zum Sprengel von Peking, welche der Bischof von Nanking verwaltete. Dieser war aus Portugal gebürtig, das lange Zeit durch politische Unruhen zerrüttet wurde. Der Bischof befürchtetete daß unter solchen Umständen die portugiesische Kirche außer Stande sein werde, ihm die erforderliche Zahl von Hülfsarbeitern schicken zu können, und wendete sich deshalb an die Congregation de propaganda fide in Rom mit der Bitte um Unterstützung. Die Congregation ging auf die Wünsche des ehrwürdigen Greises ein, welcher am Rande des Grabes stand. Sie trennte die Mandschurei vom Pekinger Kirchensprengel ab, und errichtete für sie ein apostolisches Vicariat, welches sie der Gesellschaft der auswärtigen Missionen anvertraute. Dasselbe wurde dem Bischof von Columbia, Vérolles, übertragen, der mit apostolischer Hingebung und Ausdauer jene christlichen Gemeinden verwaltete. Die Neubekehrten widerstrebten der Kirchenzucht, waren voller Vorurtheile, und legten dem Vicar größere Hindernisse in den Weg, als selbst die Verstocktheit der Heiden. Durch Klugheit wußte er aber alle diese Hindernisse zu besiegen; die Mission gewann eine andere Gestalt und seitdem vermehrt sich die Zahl der Christen alljährlich. Es steht zu hoffen daß das apostolische Vicariat in der Mandschurei eins der blühendsten in Asien werde.

Die Mandschurei wird im Norden von Sibirien, im Süden durch den Meerbusen Phu Hai und Korea, im Osten vom japanischen Meere, im Westen vom russischen Daurien und der Mongolei begrenzt. Mukden, oder Schen-Yang wie die Chinesen sie nennen, wird als die zweite Hauptstadt des Reichs betrachtet; der Kaiser besitzt dort einen Palast, und die Gerichtshöfe haben dieselbe Einrichtung wie in Peking. Diese große und schöne Stadt ist mit hohen dicken Wällen umgeben, die Straßen sind regelmäßig breit und weder so schmuzig noch so voller Lärm wie jene von Peking. Ein ganzes Stadtviertel wird nur von Prinzen mit dem gelben Gürtel, das heißt von Mitgliedern der kaiserlichen Familie bewohnt; sie stehen alle unter der Aufsicht eines Großmandarin, der ihr Betragen zu überwachen hat, und allen etwa vorkommenden Unordnungen und Mishelligkeiten steuern muß. Wer die vorgeschriebenen Regeln und Gebote übertritt, wird vor diesen Beam-

ten geführt, der sein Urtheil spricht, gegen welches Berufung nicht stattfindet. Nächst Mukden sind die bedeutendsten Städte: Ghirin oder Kirin, das mit hohem Pfahlwerk umgeben ist, und Ninguta; dieses letztere ist Stammort der kaiserlichen Familie. Kaï-tscheu und Kin-tscheu treiben als Seestädte lebhaften Handel.

Die Mandschurei ist ein gut bewässertes, an sich fruchtbares Land, das viele werthvolle Erzeugnisse liefert, seitdem die Chinesen den Ackerbau dort eingeführt haben. Im südlichen Theile gedeiht der sogenannte trockene Reis, der keine Bewässerung nöthig hat; nicht minder der kaiserliche Reis, so genannt weil der Kaiser Khang Hi ihn entdeckte. Beide Arten würden im mittleren Europa sicherlich gedeihen. Auch Hirse (Kao Leang, Holcus Sorghum?) wird viel gesäet; man bereitet aus ihr einen ausgezeichneten Branntwein. Der Tabak der Mandschurei gilt für den allerbesten im Kaiserreiche; Sesam, Flachs und Hanf sind wichtige Stapelproducte. In diesem Theile der Mandschurei verwendet man große Sorgfalt auf den Anbau der Baumwolle mit krautigem Stengel, Gossypium herbaceum, die einen ungemein reichen Ertrag giebt. Zum Auskörnen bedient man sich einer Art von straffgespanntem Bogen, dessen Sehne man auf die kleinen Flocken schnellen läßt. Ein Theil des Samens wird für die nächstjährige Aussaat zurückgelegt, und aus den übrigen ein Oel gepreßt, das einige Aehnlichkeit mit dem Leinöl hat. In dem obern Theile der Mandschurei ist das Klima für den Anbau dieser Pflanze zu kalt; dagegen ist der Ertrag von Getreide sehr beträchtlich.

Außer diesen Erzeugnissen, welche die Mandschurei mit China gemein hat, liefert sie drei ihr eigenthümliche Producte. Ein Sprichwort sagt: „Im Osten der Pfahlgrenze hat man drei Schätze (— San-pao, wie die Chinesen sagen. Die Mandschu sprechen: Ilan Baobai, die Mongolen Korban erdeni, die Tibetaner Tschok Sum —), nämlich den Dschinseng, den Zobelpelz und das Kraut Ula.

Der Dschinseng ist seit langer Zeit in Europa bekannt. Trotzdem konnte es sich ereignen daß eine gelehrte Akademie noch vor wenigen Jahren das Dasein dieser Pflanze in Zweifel zog und bei den Missionären anfragte, ob es sich hier nicht um ein fabelhaftes Ding handle? Wir können mit Zuversicht behaupten, daß der Dschinseng einen der wichtigsten Handelsartikel der Mandschurei bildet, und daß auch die kleinste Apotheke in China wenigstens ein paar Wurzeln davon immer vorräthig hat. Die Wurzel ist spindelförmig, sehr knorrig, zwei bis drei Zoll lang, und selten so dick wie ein kleiner Finger. Nach gehöriger Zubereitung ist sie durch-

scheinend weiß, und dabei manchmal leicht röthlich oder gelblich gefärbt. Wir können sie mit nichts besser vergleichen als mit kleinen Stalaktitenzweigen. Die Chinesen wissen viel von den wunderthätigen Wirkungen dieser Pflanze zu erzählen, und machen sich dabei großer Uebertreibungen schuldig; es kann aber nicht bestritten werden, daß diese Wurzel sehr anregend auf den Körper wirkt; sie ist ein starkes tonisches Mittel, dessen sich namentlich auch alte und schwache Leute bedienen, um sich zu kräftigen. Die chinesischen Aerzte behaupten, der Gebrauch des Dschinseng, welcher überhaupt das Blut stark erhitzt, werde den Europäern durchaus nicht zuträglich sein können, weil diese ohnehin schon ein hitziges Temperament hätten. Wie dem auch sein möge, es unterliegt keinem Zweifel daß der Dschinseng außerordentlich hoch im Preise steht, denn eine Unze wird mit zehn bis fünfzehn Taels Silber bezahlt. Wer mit dem Charakter der Chinesen näher vertraut ist, wird sich sagen können, daß gerade dieser Umstand wesentlich beiträgt, den Dschinseng so berühmt und gesucht zu machen; viele reiche Leute und Mandarinen legen wohl nur so hohen Werth auf ihn, weil er den ärmeren Classen nicht zugängig ist. Manche nehmen ihn nur um damit zu prunken, und dem Publicum zu zeigen daß sie wohlhabend seien. Auch Korea erzeugt Dschinseng; dieser wird Kao-li-seng genannt, aber bei weitem nicht so geschätzt als jener aus der Mandschurei.*)

Den zweiten „Schatz" der östlichen Tatarei bilden die Zobelfelle, welche so hoch im Preise stehen, daß beinahe nur die Fürsten und hohen Würdenträger des Reichs dergleichen Pelzwerk tragen. Dagegen kann den dritten Schatz, das Kraut Ula, Jedermann sich verschaffen. Der Ula ist eine Art Fußbekleidung aus Rindsleder; diese wird mit dem Kraute ausgestopft, das selbst bei sehr strenger Kälte den Fuß bei erquickender sanfter Wärme erhält. Dieses Ula tsao ist sehr wohlfeil und verdient wirklich als Schatz bezeichnet zu werden.

Die Mandschu haben, wie schon gesagt, von ihren urthümlichen Sitten und Gebräuchen sehr Vieles aufgegeben, aber der alte Hang zur Jagd, die Vorliebe für Pferderennen und Bogenschießen haben sie bewahrt. Auf diese drei Stücke legten sie allzeit hohen Werth; man braucht nur ein Wörterbuch ihrer Sprache durchzugehen, um sich davon zu überzeugen.

*) Der Dschinseng (Ginseng) ist in die vereinigten Staaten von Nordamerika verpflanzt worden, wo er vortrefflich gedeiht. Die Yankees führen davon schon eine beträchtliche Menge aus, selbst nach China. Dadurch ist der hohe Preis des mandschurischen Productes beträchtlich herabgedrückt worden.

Alles was auf jene drei Uebungen Bezug hat, wird durch Eigenwörter ausgedrückt und bedarf keiner Umschreibung. Der Mandschu hat Eigenwörter und bezeichnende Ausdrücke nicht nur für die verschiedenen Farben der Pferde, für Alter und Eigenschaften, sondern auch für alle verschiedenen Bewegungen derselben. Dasselbe gilt vom Jagdwesen und vom Bogenschießen. Noch heute sind die Mandschu ganz vortreffliche Schützen, vor allen anderen jene vom Stamme der Solons. Auf allen Militärposten werden an festbestimmten Tagen die Uebungen in Gegenwart der Mandarinen und vieler Zuschauer gehalten. Man stellt drei mannshohe Strohpuppen in gerader Linie etwa zwanzig bis dreißig Schritte von einander entfernt auf. Dann reitet der Schütz in der Art vor, daß er von jener Linie noch etwa fünfzehn Schritt entfernt ist; er hat den Bogen gespannt und hält den Pfeil bereit. Jetzt wird das Zeichen gegeben. Flugs sprengt der Reiter von dannen, und schießt in vollem Laufe seinen ersten Pfeil auf den ersten Strohmann ab, zieht, ohne anzuhalten, einen zweiten Pfeil aus dem Köcher, spannt abermals den Bogen und zielt auf die zweite Puppe, und dann ganz in derselben Weise auf die dritte. Dabei rennt das Pferd in voller Carriere auf der geraden Linie vor den Strohpuppen hin, und der Reiter hat keine leichte Arbeit, da er zugleich fest sitzen, den Bogen spannen, den Pfeil aus dem Köcher ziehen, zielen und treffen muß. Der zweite Strohmann ist am schwersten zu treffen, und der Schütz trifft manchmal über das Ziel hinaus, während er gewöhnlich schon vor dem dritten vorüber ist, wenn er wieder schußfertig ist; er muß sich alsdann auf dem Pferde umkehren und rückwärts schießen, wie im Alterthum die Parther. Für einen guten Bogenschützen gilt nur der welcher alle drei Ziele traf. In einem mandschurischen Buche heißt es: „Die erste und höchste Wissenschaft eines Mongolen besteht darin daß er einen Pfeil abzuschießen verstehe; das Ding scheint ganz leicht zu sein, ist aber in Wirklichkeit sehr schwer, und guter Erfolg nicht sehr häufig. Wie Mancher übt sich Tag und Nacht, und schläft mit dem Bogen in der Hand, und wie Wenige haben sich berühmt gemacht! Kann man die Namen Vieler aufzählen, die bei Wettschießen preiswürdig hervorgehoben sind? Haltet euern Leib straff und fest, vermeidet jede unrichtige Haltung; eure Schultern müssen unbeweglich und unerschütterlich sein! Richtet den Pfeil ordentlich auf sein Ziel! Dann könnt ihr für gute Schützen gelten."

Wir blieben einige Tage in der Kriegerstadt von Ku-Ku-Hote; dann gingen wir in die Handelsstadt. Es berührte uns schmerzlich daß wir in einer Mandschustadt chinesisch reden hörten. Wir konnten uns

nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen, daß ein Volk, noch dazu eins dem die Oberherrschaft zufiel, seiner Nationalität so völlig untreu wurde, so gänzlich von sich abfiel, daß es sich jetzt nur noch in Wenigem von dem eroberten Volke unterscheidet, zum Beispiel durch etwas weniger Betriebsamkeit und viel weniger Eigendünkel. Als jener Lama dem Tatarenhäuptling die Herrschaft in China prophezeite, hätte er ihm auch voraussagen sollen, daß seine ganze Nation mit Sitten, Sprache und auch mit dem Lande selbst für alle Zeiten in den Schlund des chinesischen Reiches hineingezogen werde. Wenn die gegenwärtige Herrscherfamilie durch eine Revolution vom Throne gestürzt wird, so bleibt den Mandschu gar nichts Anderes übrig, als sich mit dem chinesischen Element völlig zu verschmelzen und in demselben aufzugehen. Es wird ihnen nicht einmal möglich sein, in ihr altes Vaterland zurückzukehren, denn die Mandschurei ist ja von Chinesen völlig in Besitz genommen. Die Jesuiten haben auf Befehl des Kaisers eine Charte desselben entworfen; Pater Duhalde bemerkt daß er in derselben keine chinesischen Namen eingetragen habe. Dafür giebt er als Grund Folgendes an: „Einem in der Mandschurei Reisenden würde es nichts nützen, wenn er zum Beispiel wüßte daß der Strom Sakhalien Ula von den Chinesen He Lung Kiang genannt wird; denn man hat ja nichts mit Chinesen zu schaffen, und die Tataren, mit welchen man in Berührung kommt, haben vielleicht jenen chinesischen Namen niemals gehört.“ Diese Bemerkung mag zu Kang Hi's Zeiten richtig gewesen sein; gegenwärtig paßt gerade das Gegentheil. Wer in der Mandschurei reist, hat immer nur mit Chinesen zu verkehren, und hört viel von He Lung Kiang, aber niemals vom Sakhalien Ula sprechen.

Fünftes Kapitel.

Die alte Blaue Stadt. — Chinesische Betrüger. — Die Herberge zu den drei Vollkommenheiten. — Geldwechsler. — Ein mongolischer Münzfälscher. — Kameele und Kameeltreiber. — Ermordung eines Großlama und Aufstand der Klostermönche. — Unterhandlungen zwischen den Höfen von Peking und Lha-Ssa. — Ansässige und landstreichende Mönche. — Politik der Mandschudynastie in Bezug auf die Klöster. — Zusammentreffen mit einem thibetanischen Lama.

Der Weg von der „Mandschustadt" nach der alten Blauen Stadt erfordert kaum eine halbe Stunde; man geht auf einer breiten Straße, welche durch große Gemüsegärten führt, von welchen der Ort umgeben ist. Die Klöster ragen über alle anderen Gebäude empor; diese letzteren bilden ein wirres Durcheinander von Häusern und Waarenläden. Die Umwallung der Stadt ist noch vorhanden, die beträchtlich angewachsene Bevölkerung aber hat dieselbe so sehr überschritten, daß jetzt die Vorstädte bedeutender sind als die Stadt selbst.

Wir kamen Anfangs in eine ziemlich breite Straße, in welcher wir weiter nichts Bemerkenswerthes fanden als das Kloster der fünf Thürme, welches, beiläufig bemerkt, nicht zu verwechseln ist mit dem gleichnamigen Kloster in der Provinz Schan Si, über welches schon früher Einiges bemerkt wurde. Unmittelbar hinter dem Kloster fanden wir links und rechts nur zwei armselige Gäßchen, schlugen den Weg ein der uns am wenigsten abscheulich vorkam, geriethen aber in die Gerbergasse, die wir so entsetzlich schmuzig fanden, daß unsere Thiere stöhnten und mit Unreinigkeit bedeckt waren, als wir kaum fünfzig Schritte zurückgelegt hatten. Und um das Unglück voll zu machen kam uns eine Karawane entgegen. Wir riefen und schrien aus allen Kräften, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Endlich fanden wir eine Aussicht, als aber die Pferde des andern Theils unserer Kameele ansichtig wurden, wurden sie scheu, machten Kehrt, und rannten auseinander. Diese Verwirrung benützten wir, und gelangten so in eine breitere Straße, in der wir uns, allerdings vergeblich, nach einer Herberge umsahen. In den großen Städten des nördlichen China und der Mongolei ist es gebräuchlich daß ein Gasthaus nur eine bestimmte Classe von Reisenden aufnimmt, zum Beispiel nur Getreidehändler, oder nur Pferdehändler und so weiter. Jeder hat sich ausschließlich auf und für die einkehrenden Gäste solcher Art eingerichtet. Für gewöhnliche Reisende giebt es eine „Herberge der durchreisenden Gäste," aber wir suchten

ohne Erfolg nach einer solchen. Als wir endlich bei einigen Vorübergehenden anfragten, kam in sehr eilfertiger Weise ein junger Mann aus einem Waarenlager. Was nun vorging ist in jeder Hinsicht bezeichnend für die chinesische Art und Weise.

„Also ihr sucht eine Herberge," sprach er; „erlaubt mir daß ich euch dorthin geleite, ihr würdet sonst schwerlich in der Blauen Stadt ein geeignetes Gasthaus ausfindig machen. Hier leben unzählige Menschen, gute und schlechte. Nicht wahr, meine Herren Lamas, die Dinge sind so wie ich sage. Die Menschen sind nicht alle von gleicher Beschaffenheit, und wer weiß ob die Zahl der schlechten nicht jene der guten übersteigt? Da hört ihr's, ich sage euch ein Wort aus Herzensgrund. In dieser Blauen Stadt findet ihr kaum einen gewissenhaften Menschen, und ein gutes Gewissen ist doch ein so köstlicher Schatz! Freilich ihr Mongolen wißt gar wohl was ein gutes Gewissen bedeutet; ich kenne die Mongolen sehr gut, sie sind gut und aufrichtig. Bei uns Chinesen ist das leider ganz anders; wir sind schlechte Leute und betrügen. Unter zehntausend Chinesen ist kaum Einer zu finden, der sich das Gewissen zur Richtschnur seines Handelns nähme. Hier in der Blauen Stadt machen sich beinahe Alle ein Gewerbe daraus, die Mongolen hinter das Licht zu führen und ihnen das Geld abzulocken."

Während auf solche Weise der junge Chinese, ein Mensch von zwanglosen und zierlichen Manieren, seine schönen Redensarten an den Mann brachte, ging er von einem zum andern, bot uns eine Prise Tabak an, klopfte uns vertraulich auf die Schulter, nahm unsere Pferde am Zaum und wollte sie führen. Bei alledem verwendete er aber keinen Blick von unseren zwei großen Koffern, mit welchen das eine Kameel beladen war. Offenbar sann er hin und her, was wohl der Inhalt sein könne, und mochte wohl zu den Schlusse gelangen, daß derselbe in werthvollen Waaren bestehe. Wir zogen nun schon eine volle Stunde umher, ohne bei der von ihm vielgerühmten Herberge angelangt zu sein. Dann sagten wir ihm: „Es thut uns leid daß Du Dir so viele Umstände machst; wenn wir nur erst wüßten wohin Du uns führen willst!" — „Laßt mich nur machen, gnädige Herren, ich bringe euch in ein köstliches, in ein ganz vorzügliches Gasthaus. Aber sagt nur nicht daß ihr mir Umstände macht! Bei Leibe nicht; redet ja nicht von solchen Dingen, das macht mich erröthen, denn seht, sind wir nicht Alle Brüder? Was will denn der Unterschied zwischen Mongolen und Chinesen bedeuten? Wir reden allerdings verschiedene Sprachen und haben nicht einerlei Gebräuche, wir wissen aber doch daß

alle Menschen ein und dasselbe Herz haben, wie ein und dasselbe Gewissen, und dieselbe Richtschnur für die Gerechtigkeit. Doch halt, wartet nur einen Augenblick auf mich, im Nu bin ich wieder bei euch, gnädige Herren." Und er sprang in eine nahe liegende Bude, kam rasch wieder und entschuldigte sich, daß er uns habe warten lassen. „Ihr seid angegriffen und müde: das kann man sich wohl denken, auf der Reise ist es einmal nicht anders." Nun kam ein zweiter Chinese, der nicht so munter aussah wie unser Begleiter, denn er war hager, hatte feine gekniffene Lippen, und seine kleinen tiefliegenden Augen gaben ihm ein äußerst verschmitztes Ansehen. Er redete uns an: „Ihr seid also heute angekommen, meine Herren Lamas? Das ist gut, das ist wirklich hübsch von euch. Ihr habt eure Reise ungestört zurück gelegt; das ist sehr gut. Ihr habt prächtige Kameele, und seid gewiß rasch und glücklich von der Stelle gekommen. Na, nun seid ihr da; das ist sehr gut." Dann wendete er sich an unsern bisherigen Begleiter mit den Worten: „Du, Sse-Eül, bringst diese edelen Mongolen in eine Herberge, das ist gut. Sieh aber wohl zu daß sie gut sei. Du mußt sie in den Gasthof zur ewigen Billigkeit führen." — „Ja, eben dorthin wollte ich sie bringen." — „Daran thust Du wohl; der Gastwirth ist mir genau befreundet. Es ist gut daß ich mitgehe, ich will ihm diese edelen Mongolen empfehlen. Glaube mir, ein Stein würde auf meinem Herzen lasten wenn ich nicht mitginge. Wenn man das Glück hat, Brüder anzutreffen, so muß man ihnen nützlich sein; nicht wahr, gnädige Herren, wir sind ja Alle Brüder. Seht nur mich und meinen Freund hier, wir dienen in einem Geschäft, und pflegen die Geschäfte der Mongolen zu besorgen. Glaubt nur, es ist in dieser Blauen Stadt ein wahrer Segen, wenn man Leute trifft, auf welche man sich verlassen kann!"

Zum Unglück für die beiden Industrieritter waren wir mit den chinesischen Schlichen und Kniffen wohl bekannt, und weder so leichtgläubig und beschränkt, noch so gutmüthig wie Mongolen. Plötzlich erblickten wir ein Aushängebild, auf welchen mit großen chinesischen Buchstaben die Worte standen: „Herberge zu den drei Vollkommenheiten. Hier finden Durchreisende mit Pferden und Kameelen Unterkommen; man besorgt ihre Angelegenheiten gut und pünktlich." Trotz aller Einwendungen unserer beiden Begleiter ritten wir durch die Thür in einen großen viereckigen Hof dieser Herberge, und sahen an den blauen Käppchen der dort befindlichen Leute, daß wir in einem türkischen Gasthause angelangt waren. Das war freilich unseren Chinesen ein Strich durch die Rechnung, sie spielten jedoch

ihre Rolle weiter, ohne sich irre machen zu lassen. „Wo sind hier die Dienstleute?“ riefen sie; „gleich muß ein geräumiges Zimmer hergerichtet werden, ein hübsches, sauberes Gemach! Ihre Excellenzen sind hier, und müssen hübsch beherbergt werden!“ Bald erschien denn auch ein Hausbeamter; er hatte in der Hand einen Besen, in der andern eine Schüssel mit Wasser zum Sprengen, und zwischen den Zähnen einen Schlüssel. Unsere beiden chinesischen Beschützer nahmen ihm gleich Alles ab: „Laß uns nur machen; wir wollen unsere erlauchten Freunde bedienen, denn ihr Gasthofsleute thut die Dinge doch nur halb, weil ihr lediglich des Geldes wegen arbeitet.“ Und nun fingen sie an zu sprengen und zu fegen. Als Alles in Bereitschaft war, gingen wir ins Zimmer und setzten uns auf den Kang, während sie, wie sie behaupteten aus Respekt, sich auf den platten Boden hinkauerten. Man brachte uns Thee, und zugleich trat ein junger, reinlich gekleideter Mann von gefälligem Wesen ins Gemach; er hatte etwas in einem seidenen Tuche, das er an allen vier Zipfeln hielt. Unser älterer Begleiter, der hagere mit den verschmitzten Augen sprach: „Meine Herren Lamas, dieser junge Mann ist der Sohn des Geschäftsherrn, bei welchem wir in Diensten stehen. Er sah euch ankommen und hat sich beeilt seinen Sohn zu schicken, der anfragen soll, ob ihr unterwegs keine Störung erfuhret.“ Darauf legte der junge Mann das Tuch auf einen Tisch und sagte: „Hier sind einige Kuchen zum Thee; zu Hause läßt mein Vater Reis für euch kochen. Nach dem Thee werdet ihr nicht verschmähen, in unserer geringen Wohnung ein bescheidenes Mahl einzunehmen.“ — „Wozu setzt ihr aber euer Herz unseretwegen in Unkosten?“ — „O, seht nur, wie eure Worte uns die Röthe ins Gesicht treiben!“ riefen die Chinesen. Aber der Wirth trat ins Zimmer und machte allen diesen erlogenen Höflichkeiten ein Ende.

„Arme Mongolen, wie mag man euch das Fell über die Ohren ziehen, wenn ihr das Unglück habt in solche Hände zu fallen!“ Wir sprachen diese Worte französisch, zu nicht geringer Ueberraschung unserer drei Gauner. „Wo liegt denn das erlauchte Königreich welches eure Herrlichkeiten in der Mongolei bewohnen?“ fragte der eine. — „Unsere arme Familie lebt nicht in der Mongolei, wir sind keine Tataren,“ war die Antwort. — „Ah, ihr seid keine Mongolen? Ja, ja, wir wußten das wohl; die Mongolen sehen nicht so majestätisch aus, ihre Gestalt und Person ist nicht so großartig. Aber darf man fragen wo euer edles Vaterland sich befindet?“ — „Wir sind aus dem Abendlande; unsere Heimat liegt fern von hier.“ — Der alte Gauner ließ sich dann in folgender

Weise vernehmen: „Also aus dem Abendlande? Ja ja, mir leuchtete das von Anfang ein. Die jungen Leute hier wissen wenig, und verstehen sich nicht auf die Physiognomien. Ihr seid aus dem Abendlande; ich kenne Eure Heimat sehr wohl, und habe einigemal Reisen dorthin gemacht.“ — „Wir freuen uns sehr daß unser Vaterland Dir bekannt ist; ohne Zweifel verstehst Du auch unsere Sprache?“ — „Das gerade nicht, wenigstens kenne ich sie nicht ganz genau, aber von zehn Wörtern verstehe ich allemal drei oder vier. Mit dem Sprechen haperts ein Bischen, doch darauf kommt ja nichts an, denn ihr sprecht ja mongolisch und chinesisch, und das ist gut. Ah, in eurem Lande giebt es so gescheidte Köpfe! Ich habe sehr viel mit euren Landsleuten zu thun gehabt; sie übertragen allemal mir die Besorgung ihrer Geschäfte, wenn sie nach der Blauen Stadt kommen.“

Es blieb nicht der geringste Zweifel über die Absichten unserer drei dienstbeflissenen Freunde, und wir mußten uns ihrer entledigen. Nachdem wir Thee getrunken, machten sie uns eine tiefe Verbeugung, und luden uns ein bei ihnen zu speisen. „Der Reis ist fertig, gnädige Herren: der Vorstand unseres Handelshauses erwartet Euch.“ Jetzt sprachen wir sehr ernsthaft: „Hört uns an, und vernehmt Worte voller Vernunft. Ihr habt euch die Mühe gegeben, uns in eine Herberge zu geleiten. Das ist gut; ihr thatet es aus Wohlwollen. Hier habt ihr euch dienstwillig erwiesen, und euer Herr hat uns Gebäck übersandt. Offenbar seid ihr Menschen, deren Herzensgüte unerschöpflich ist; denn was hätte sonst euch bewegen können, sich fremder Leute so gütig anzunehmen? Jetzt ladet ihr uns ein, bei euch zu speisen. Das ist wieder hübsch von euch; aber es ist hübsch von uns daß wir eure Einladung ablehnen. So ohne Weiteres bei Leuten zu speisen, die man nicht kennt, ist gegen chinesisches Herkommen und verstößt auch gegen die Gebräuche des Abendlandes.“ Jetzt waren die Gauner völlig enttäuscht; wir sahen es ihnen an, und sprachen weiter: „Wir gehen also vorerst nicht in eure Bude, und ihr werdet uns bei eurem Herrn deshalb entschuldigen und in unserm Namen für die uns erwiesene Aufmerksamkeit danken. Wir machen wohl einige Einkäufe ehe wir abreisen, und dann sprechen wir vielleicht bei ihm vor. Jetzt aber wollen wir in jenes türkische Speisehaus gehen und essen.“ — „Sehr gut, sehr wohl, das Speisehaus ist vortrefflich,“ entgegneten sie etwas ärgerlich. Dann standen wir auf und gingen; wir um zu essen, sie um ihrem Herrn zu sagen wie kläglich ihre feinen Anschläge zu nichte geworden seien.

Es ist in der That schändlich wie die Chinesen im Handel und

Wandel mit den Mongolen umspringen. Diese letzteren sind die einfachsten, offenherzigsten Leute von der Welt, frank und ohne Arg. Nun kommt solch ein Mongole zur Stadt. Flugs hat er einen Schwarm von Chinesen um sich, und einer davon schleppt ihn mit nach Hause. Dort setzt er ihm Thee vor, schirrt die Thiere ab, erweist ihm allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten, sagt ihm tausend Schmeicheleien, er magnetisirt, möchte man sagen, den Sohn der Steppe. Alles das macht auf den Mongolen, der gar kein Falsch in sich hat und auch bei Anderen dergleichen nicht vermuthet, den angenehmsten Eindruck; er nimmt schöne Worte für baare Münze, und freut sich so wackere Leute angetroffen zu haben, solche Ahatu, „Brüder", die statt seiner sich mit der Mühe des Einkaufs und Verkaufs befassen, und ihm obendrein ohne Zahlung ein Mittagsessen verabreichen. Er meint, sie würden das nicht thun, sich nicht in so große Unkosten versetzen, wenn sie die Absicht hätten, ihn zu betrügen. Aber gleich von vorne herein entwickeln die Chinesen all die Gaunerei und die ganze Niederträchtigkeit ihres Charakters. Sie lassen den armen Mongolen gar nicht wieder los, zwingen ihm Branntwein auf und machen ihn trunken. Er wird drei oder vier Tage gleichsam festgebannt, raucht, trinkt, ißt; inzwischen verkaufen die Gauner ihm ganz nach ihrem Belieben sein Vieh, und handeln Sachen für ihn ein, deren er nicht bedarf. Natürlich muß er sie doppelt und dreifach bezahlen, während sie ihm einreden daß er ein ganz vortreffliches Geschäft mache. Er ist vielleicht hocherfreut über die Großmuth der Kitat, und fällt ihnen abermals in die Hände, wenn er wieder einmal aus dem Graslande zur Stadt kommt. Jene drei chinesischen Industrieritter hatten es darauf angelegt, uns in derselben Weise auszubeuten, aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Es fing an kalt zu werden, und wir mußten den Aufenthalt in Ku-Ku-Hote benützen, um uns Winterkleidung anzuschaffen. Vorher kam es darauf an, einige Unzen Silber in kleines Geld umzusetzen. Bekanntlich haben die Chinesen nur Kupfermünze; sie ist rund, etwa so groß wie ein Kupferdreier, und hat in der Mitte ein Loch damit man sie auf einen Strang reihen könne. Sie ist die einzige welche im Reiche Umlauf hat; bei den Chinesen heißt sie Tsien, bei den Mongolen Dehos, bei den Europäern Sapeke. Gold und Silber werden gar nicht ausgeprägt, sondern in kleineren oder größeren Stangen dem Verkehr übergeben. Goldsand und Goldplättchen haben gleichfalls im Handel Cours; die Bankhäuser welche Gold und Silber kaufen, zahlen den Werth dafür in Sapeken oder Bankzetteln aus, welche letztere eine gewisse Summe von

Sapeken darstellen. Ein Unze Silbers wird gewöhnlich für siebenzehn bis achtzehnhundert Sapeken verkauft, denn der Cours ist verschieden, je nachdem gerade mehr oder weniger Silber im Umlaufe sich befindet.

Die Wechsler verstehen es, auf zwiefache Weise bei ihrem Geschäft Profit zu machen. Wenn sie für das Silber einen angemessenen Preis bezahlen, so betrügen sie dagegen beim Abwägen; und wägen sie richtig, dann zahlen sie doch gewöhnlich für das Silber weniger als der Cours steht. Aber im Geschäftsverkehr mit Mongolen betrügen sie weder auf die eine noch auf die andere Art, sie geben das richtige Gewicht an, lieber mehr als weniger, und zahlen besser als der Cours verlangt. Damit machen sie den Mongolen kirr. Sie stellen sich als ob sie verlören, und sie würden wirklich verlieren, wenn lediglich Werth und Gewicht in Betracht kämen. Sie halten sich aber beim Rechnen schadlos; sie verstehen die Zahlen zu gruppiren. Beim Reduciren des Silbers auf Sapeken verrechnen sie sich vorsätzlich. Der Mongole rechnet nur nach den Kügelchen seines Rosenkranzes, ist nur in seltenen Fällen gewandt genug, um den Chinesen genau controliren zu können, und muß sich die Abrechnung gefallen lassen wie sie ihm eben gemacht wird. Er ist schon zufrieden wenn das Silber, welches er zum Verwechseln bringt, nur richtig abgewogen und dafür ein guter Preis bewilligt wird. In dem Bankhause in welchem wir Geld wechselten, wollte man uns wie Mongolen übers Ohr hauen. Die Wage fanden wir richtig, der uns bewilligte Cours war sehr hoch; wir schlossen also den Handel ab. Der Wechsler nahm sein Suan pan, die Berechnungstafel, welche in China allgemein im Gebrauch ist, summirte mit großer Genauigkeit scheinbar richtig, und gab uns sein Facit. Wir sagten: „Das hier ist ein Wechselgeschäft; ihr seid Käufer, wir sind Verkäufer; ihr habt gerechnet, nun wollen wir nachrechnen; gebt uns einen Schreibepinsel und ein Blättchen Papier." — „Ganz in der Ordnung; was ihr da sagt, ist die wahre Grundlage von Handel und Wandel!" Dabei wurde uns sehr zuvorkommend ein Schreibzeug hergerückt. Wir rechneten, und fanden daß man uns tausend Sapeken geben wollte. „Höre, Vorsteher der Bank, Dein Suan pan hat sich um eintausend Sapeken geirrt." — „Ganz unmöglich; wie würde ich mit meinem Suan pan so unsicher sein! Doch wir können ja einmal nachrechnen." Er fing noch einmal an die Kugeln seiner Rechenmaschine in Bewegung zu setzen, während die Anwesenden sich erstaunt anblickten. Dann sprach er: „Alles ist in Ordnung; ich habe richtig gerechnet; seht nur." Dabei schob er die Maschine einem seiner Genossen hin, der seiner-

seits rechnete und natürlich ganz dasselbe Facit erhielt. „Seht ihr wohl, daß kein Irrthum stattfindet! Wie kommt es nur daß eure Rechnung mit der unserigen nicht stimmt?“ — „Deine Berechnung ist falsch, unsere ist richtig. Sieh hier her; diese kleinen Ziffern sind ein ganz ander Ding als Dein Suan pan, mit ihnen ist ein Irrthum ganz unmöglich. Und wenn alle Rechner der ganzen Welt ihr ganzes Leben lang nichts thäten als rechnen, so könnten sie doch gar kein anderes Facit herausbringen als wir, und würden sagen, daß hier noch eintausend Sapeken fehlen.“ Nun gerieth die ganze Ladendienerschaft in Verlegenheit und einige errötheten. Da mischte sich ein Fremder als Vermittler ein. „Ich will zählen.“ Er nahm den Suan pan, rechnete, und erklärte, unser Facit sei das richtige. Der Bankintendant verneigte sich vor uns so tief als möglich. „Herren Lamas, eure Rechnungskunst erscheint vorzüglicher als die meinige.“ Wir entgegneten: „Das ganz und gar nicht; Dein Suan pan ist sehr gut, aber hat nicht auch der beste Rechner sich einmal geirrt? Du magst Dich wohl einmal irren, aber wir anderen weniger geschickten Leute irren uns dagegen wohl zehntausendmal. Es ist ein glücklicher Zufall, daß heute wir recht hatten.“ Die chinesische Höflichkeit verlangte daß wir in einem derartigen Fall uns in dieser Weise ausdrückten. Man darf einem Menschen der sich blosgestellt hat, nicht erröthen machen, oder wie die Chinesen sagen, ihm das Angesicht nicht hinwegnehmen.

Nachdem wir so geredet, betrachteten Alle mit größter Neugier das Stückchen Papier, auf welchem unsere Berechnung mit einigen arabischen Ziffern stand. Sie sprachen: „Das ist ja ein herrlicher Suan pan, sehr einfach und zuverlässig. Was bedeuten diese Zeichen, Herren Lamas?“ — „Dieser Suan pan ist unfehlbar, und dieser Zeichen bedienen sich die Mandarinen der Himmelswissenschaft, um die Sonnen- und Mondverfinsterungen und den Lauf der Jahreszeiten zu berechnen *).“ Wir setzten ihnen dann die Bedeutung der arabischen Zahlzeichen auseinander, erhielten unsere tausend Sapeken und schieden als gute Freunde.

Die Chinesen fangen sich oft in ihrer eigenen Falle, und werden hin und wieder sogar von einem Mongolen überlistet. Einst trat ein Sohn des Graslandes in einen Geldwechslerladen mit einem sorgfältig eingewickelten Y u e n p a o, das heißt einer Silberstange von drei Pfund.

---

*) Auf der Sternwarte zu Peking sind die arabischen Ziffern durch die Jesuiten eingeführt worden.

In China hat das letztere sechzehn Unzen. Die Dreipfundbarren sind selten genau vollwichtig, sondern halten gewöhnlich vier bis fünf Unzen darüber, also im Ganzen 52 Unzen. Der Wechsler nimmt dem Mongolen seinen Yuen pao ab, legt die Stange auf die Waagschale und findet angeblich 50 Unzen. Der Mongole behauptet daß seine Barre 52 Unzen schwer sei. — „Bah, eure mongolischen Gewichte mögen zum Schöpsenwägen gut sein, zum Abwägen von Silber taugen sie nicht.“ Nach einigem Verhandeln wird das Geschäft abgeschlossen, und der Yuen pao als 50 Unzen schwer abgeliefert; der Mongole erhält, wie das gebräuchlich ist, ein schriftliches Zeugniß über die Schwere der verhandelten Silberbarre, und geht damit fort. Am Abend rechnet der Intendant der Kasse mit den verschiedenen Ladendienern. Der eine bringt die Silberstange und berichtet daß er zwei Unzen Profit gemacht habe. Nun zeigt sich aber daß die Barre falsch war. Indessen der Käufer kennt den Mongolen und verklagt ihn. Falschmünzer werden mit dem Tode bestraft. Hier lag der Thatbestand klar zu Tage, der Yuen pao war nicht von Silber, der Mongole hatte diese Barre für eine silberne ausgegeben und als solche verkauft. Er kam vor Gericht, behauptete aber standhaft seine Unschuld, und bat den vorsitzenden Mandarin, seine Rechtfertigung vortragen zu dürfen. „Ich habe allerdings vor einigen Tagen an diesen Mann ein Yuen pao verkauft, aber die Barre war von reinem Silber. Ich bin nur ein Mongole, ein einfacher schlichter Mensch. Im Wechslerladen haben sie ganz gewiß meine ächte Barre mit einer falschen vertauscht. Viele Worte kann ich nicht machen; aber ich bitte Dich, der Du für uns Vater und Mutter bist, den falschen Yuen pao wägen zu lassen.“ Das geschah sogleich, und man fand, daß der Yuen pao 52 Unzen schwer war. Dann griff der Mongole in seinen Stiefel, zog ein Päckchen hervor, und suchte ein Papier heraus. Er überreichte es dem Mandarin. „Siehe hier, das gab man mir als Bescheinigung im Wechslerladen; hier steht geschrieben wie viel m e i n Yuen pao gewogen hat.“ Der Mandarin betrachtete den Zettel, und sprach: „Hier ist das Zeugniß des Käufers selbst; er schreibt dieser Mongole habe ihm einen Yuen pao verkauft, der 50 Unzen schwer gewesen, und dieser falsche hier wiegt 52 Unzen. Wo liegt die Wahrheit? Wer ist hier der Falschmünzer?“ Die Antwort konnte ein Jeder sich selbst geben; der Mandarin wußte recht gut, daß der Beklagte eine falsche Barre verkauft, der Ladendiener aber am Gewicht betrogen hatte. Er entschied zu Gunsten des Mongolen. Die im Wechslerhause Angestellten, bekamen zur Strafe erkleckliche Hiebe aufgemessen, und konnten sich noch glücklich

schätzen, daß sie nicht hingerichtet wurden. Das wendeten sie durch Geldgeschenke an den Richter ab.

Wir hatten nun unsere Sapeken, und konnten ausgehen, um in einem beliebigen Trödelladen alte Kleider zu kaufen, denn etwas Anderes erlaubten uns unsere äußerst bescheidenen Mittel nicht. In China und in der Mongolei nimmt man gar keinen Anstand die Kleider eines Andern anzuziehen. Wer zum Beispiel einen Höflichkeitsbesuch zu machen hat, oder zu einer Festlichkeit sich begiebt, geht ohne Umstände zu seinem Nachbar und leiht einen Hut oder eine Hose, Schuhe oder Stiefel; darin findet Niemand etwas, das außer der Ordnung wäre; der Verleiher schwebt lediglich in Ungewißheit ob sein guter Freund, welchem er aus der Verlegenheit hilft, nicht etwa die Kleidungsstücke verkaufe oder sie im Leihhause versetze. Wer Kleider braucht, kauft neue oder alte, wie es sich eben trifft; die Hauptsache bleibt die Wohlfeilheit; man hat so wenig Widerwillen Hosen zu tragen, die schon ein Anderer am Leibe gehabt, als wir Anstand nehmen ein Haus zu beziehen, in welchem bereits Jemand vor uns gewohnt hat.

Auch in den kleinsten Städten findet man Trödelläden, in denen alte Kleidungsstücke verkauft werden; sie stammen zumeist aus den Leihhäusern, Tang Pu, denn die Wenigsten, welche etwas versetzen, sind im Stande ihre Habseligkeiten wieder einzulösen. In der Blauen Stadt durchsuchten wir so ziemlich alle Trödelbuden und kauften am Ende zwei alte ehrwürdige Röcke; das Futter bestand in einem Schaffell, das Oberzeug aus einem Stoffe, der weiland einmal gelb ausgesehen haben mochte. Das Kleid für Herrn Huc war zu lang, das für Herrn Gabet zu kurz, aber wir mußten uns eben behelfen. Unsere Nebenmenschen konnten an unseren Röcken abnehmen, daß man nicht allemal im Stande ist, Röcke zu kaufen, die dem Körperwuchs entsprechen. Sodann erstanden wir zwei Mützen aus Fuchsbalg, die einige Aehnlichkeit mit den Pelzhüten der Sappeurs hatten, nahmen diese Siebensachen unter den Arm, und gingen hinein in die Herberge zu den drei Vollkommenheiten.

Ku-Ku-Hote, die Blaue Stadt, hat eine große Handelsbedeutung. Diese verdankt sie ihren vielen Klöstern, durch deren weithin verbreiteten Ruhm, Leute aus den entferntesten Gegenden der Mongolei angezogen werden; der Handel ist daher vorzugsweise ein tatarischer. Die Mongolen bringen in großen Heerden Pferde, Rindvieh, Schafe und Kameele, ferner Pelzwerk, eßbare Schwämme und Salz, demnach fast sämmtlich Erzeugnisse ihrer Steppen. Dagegen nehmen sie Ziegelthee,

Zeuge verschiedener Art, Sättel, Räucherstäbchen welche sie vor den Götzenbildern verbrennen, Hafermehl, Hirse und allerlei Küchengeräthschaften. Insbesondere aber ist Ku-Ku-Hote durch seine Kameelmärkte berühmt. Auf einem großen Platze, in welchen alle Hauptstraßen auslaufen, werden die verkäuflichen Thiere ausgestellt. Er gleicht einem Acker mit ungeheuren Furchen, denn von einem Ende zum andern laufen wallartige Linien, denen entlang die Kameele aufgestellt werden, und zwar so, daß sie mit ihren Knien auf der Kammhöhe dieser geradelaufenden Erhöhungen ruhen. Durch diese eigenthümliche Stellung erscheinen die ohnehin großen Kameele nur noch riesenhafter. Auf diesem Markte herrscht ein unbeschreibliches Durcheinander; die Verkäufer schreien und preisen ihre Waare an, Käufer zanken und streiten, man zieht den Kameelen die Nase lang, und sie machen ein unausstehliches Geräusch. Die Tragkraft eines solchen Thiers wird stufenweise erprobt; so lange es mit einer Last die man ihm aufbürdete noch vom Boden sich erheben kann, nimmt man an, daß es dieselbe auch auf der Reise zu tragen vermöge. Auch gilt Folgendes als Probe. Ein Mann stellt sich dem Kameel auf die Häcksen und hält sich mit beiden Händen an den langen Haaren des hintern Höckers fest; das Thier gilt für ein Lastkameel ersten Ranges, wenn es dann aufstehen kann. Der Kameelhandel wird lediglich durch Mäkler vermittelt, denn Käufer und Verkäufer unterhandeln nie unmittelbar. Die Mittelspersonen bieten, dingen ab, legen zu, machen das Geschäft. Diese „Besprecher des Verkaufs" sind ausschließlich Kameelmäkler, und gehen von einem Markte zum andern. Sie verstehen ihre Sache sehr gut, sind äußerst zungenfertig und gewandt, und nichts geht über ihre pfiffige Verschmitztheit. Sobald es sich um Feststellung des Preises handelt, werden sie stumm, denn von nun an wird das Geschäft durch Zeichen weiter geführt. Sie fassen einander bei der Hand und geben unter dem weiten Aermel durch Druck mit dem Finger zu erkennen, wie viel sie mehr oder weniger zu bieten geneigt sind. Nach abgemachtem Handel speisen die Mäkler beider Theile auf Kosten des Käufers, und nehmen dann ihre Gebühr von so und so viel Sapeken in Empfang.

Die Blaue Stadt hat fünf große Klöster, deren jedes zum mindesten zweitausend Mönche enthält; außerdem sind noch fünfzehn kleinere vorhanden, die gleichsam Filiale jener größeren bilden. Wir können ohne Uebertreibung annehmen daß in jener einzigen Stadt mindestens zwanzigtausend Mönche hausen! Wie viele in den verschiedenen Stadttheilen zerstreut leben, und sich vom Handel und vom

Schacher mit Pferden ernähren, ist nicht zu ermitteln. Das bei weitem schönere Kloster ist jenes der fünf Thürme; in ihm wohnt ein Hobilgan, das heißt ein Oberlama, der sich mit der Substanz Buddha's identificirt und schon mehrere Transmigrationen durchgemacht hat. Er hat gegenwärtig seinen Sitz in diesem Kloster auf demselben Altare welchen einst der Guison Tamba einnahm. Er bekam diese Stelle in Folge eines ganz eigenthümlichen Vorfalls.

Kaiser Khang Hi kam auf seinem Kriegszuge gegen die Oeleten nach Ku-Ku-Hote, der Blauen Stadt, und wollte den Guison Tamba besuchen, der damals Oberlama im Kloster der fünf Thürme war. Der Mönch empfing den Kaiser ohne von seinem Sitz aufzustehen, ohne ihm überhaupt irgend welche Achtung zu bezeigen. Als Khang Hi näher ging, um einige Worte an ihn zu richten, trat ein Kian Kiün, das heißt ein Obermandarin des Kriegswesens, welchen dieser Mangel an Achtung empörte, rasch heran, zog seinen Säbel, und hieb den Guison Tamba nieder, der von seinem Thron herabstürzte. Dadurch gerieth die gesammte Lamaschaft des Klosters in eine furchtbare Aufregung, die sich rasch auf die übrigen Klöster in der Blauen Stadt übertrug. Sie griffen zu den Waffen, und das Leben des Kaisers, der kein zahlreiches Gefolge mit sich führte, hing an einem seidenen Faden. Er tadelte laut und öffentlich die Gewaltthat, deren sich jener Kian Kiün schuldig gemacht, und mußte es thun, um wo möglich die wilde Wuth der Mönche zu beschwichtigen. Der Mandarin aber sprach: „Wenn der Guison Tamba kein lebendiger Buddha war, weshalb hat er dann nicht sich von seinem Sitz erhoben aus Achtung vor dem Gebieter des Weltalls? War er ein lebendiger Buddha, weshalb hat er dann nicht gewußt, daß ich ihn niedersäbeln würde?" Aber allstündlich wuchs die Lebensgefahr für den Kaiser, er mußte, um sich zu retten, die Kleidung eines gemeinen Soldaten überwerfen, und so entkam er in der allgemeinen Verwirrung zu seiner Armee, die nicht weit entfernt stand. Aber die meisten Leute seines Gefolges wurden in der Blauen Stadt ermordet, auch jener Mandarin.

Die Mongolen suchten aus der allgemeinen Aufregung Nutzen zu ziehen. Denn ehe lange Zeit verging wurde kund gegeben, daß der Guison Tamba wieder erschienen sei; er habe seine Verwandlung im Lande der Khalkhas bewerkstelligt, die ihn unter ihren Schutz genommen, und geschworen hätten seinen Mord zu rächen. Die Lamas in Groß-Kuren entwickelten große Thätigkeit; sie legten ihre gelben und rothen Röcke ab und zogen schwarze Trauerkleider an, um das Gedächtniß an den Mord

in Ku=Ku=Hote nicht abzuschwächen; auch schoren sie das Haupthaar nicht mehr ab, ließen Bart und Kopfhaar wachsen. Das Alles schien auf große Erschütterung unter den mongolischen Stämmen hinzudeuten, und es bedurfte aller Talente eines so ausgezeichneten Mannes wie Kaiser Khang Hi war, um den herannahenden Sturm zu beschwören. Er knüpfte in aller Eile Unterhandlungen an mit dem Beherrscher von Thibet, dem Tale Lama, der seinen ganzen Einfluß aufbot um die Lamas zu beruhigen, während Khang Hi Truppen gegen die Könige der Khalkhas anrücken ließ, um diese im Zaume zu halten. So kehrte allmälig die Ruhe wieder; die Mönche legten ihre gelben und rothen Röcke wieder an, aber sie trugen zum Andenken an ihre Verbindung und an den Tod des Guison Tamba, noch lange einen zollbreiten Streifen von schwarzer Farbe am Rockkragen. Gegenwärtig haben aber dieses Abzeichen nur noch die Lamas der Khalkhas.

Seit jener Zeit befindet sich in der Blauen Stadt ein Hobilgan, während der Guison Tamba ein für allemal zu Groß=Kuren im Khalkhaslande Platz genommen hat. Kaiser Khang Hi war allerdings sehr misvergnügt über alle die geschilderten Vorgänge, und blickte nicht ohne Besorgniß in die Zukunft. Er glaubte nicht an die Lehren von der Transmigration, und begriff sehr wohl, daß die Khalkhas mit der Behauptung, der Guison Tamba sei unter ihnen zum Vorschein gekommen, einen politischen Zweck erreichen und sich in jenem lebendigen Buddha eine Macht verschaffen wollten, über welche sie allezeit verfügen und die sie nöthigenfalls auch gegen den Kaiser von China aufstellen könnten. Es wäre höchst gefährlich gewesen, den Guison Tamba für unecht oder ungiltig zu erklären; es handelte sich also darum ihn zu dulden und dabei unschädlich zu machen. Es wurde demgemäß, in Uebereinstimmung mit dem Hofe des Tale Lama in Hla=Ssa, festgestellt und verordnet, daß der Guison Tamba rechtmäßiger Beherrscher von Groß=Kuren, jedoch nach seinen successiven Sterbefällen bündig verpflichtet sei, jedesmal seine Transmigration in Thibet zu bewerkstelligen. Khang Hi ging dabei von der richtigen Ansicht aus, daß ein Thibetaner von Geburt, sich nicht leicht von den Khalkhas benutzen lassen werde, um ihre feindseligen Pläne gegen den pekinger Hof immer ohne Weiteres zu den seinigen zu machen. Der Guison Tamba hat sich auch allezeit gehorsam erwiesen, und seit jener Zeit seine Seelenwanderung in Thibet vorgenommen. Die Khalkhas holen ihn feierlich von dort ab, wenn er noch in jungen Jahren ist; er wird in Groß=Kuren erzogen und gebildet, und empfängt auf solche Weise

viele mongolische Einflüsse. Somit erklärt es sich, daß er dann allmälig Ansichten gewinnt, die der chinesischen Dynastie nicht eben genehm oder günstig sind. Wir haben weiter oben gesehen, welche Besorgnisse der kaiserliche Hof hegte, als 1839 der Guison Tamba seine Reise nach Peking antrat.

Die Lamas welche aus allen mongolischen Ländern in den Klöstern der Blauen Stadt zusammen strömen, bleiben dort bei weitem nicht alle. Die meisten erwerben einen akademischen Grad auf den Lehranstalten, und kehren dann in ihre Heimat zurück; sie ziehen es vor in eins der kleineren Klöster einzutreten, die in großer Menge vorhanden sind. Dort können sie viel zwangloser sein, und gerade das sagt ihrem mongolischen Wesen zu. Nicht selten bleiben sie auch im Kreise ihrer Familie, und beschäftigen sich, wie andere Tataren, mit der Viehzucht. Dann leben sie ruhig unter ihrem Zelte, brauchen die Regeln des Klosters nicht zu befolgen und können die Gebete hersagen wann und wo sie wollen. Diesen Lamas sieht man nicht an daß sie Geistliche sind; man erkennt ihren Stand nur an den gelben oder rothen Röcken.

Außer diesen bei ihrer Familie lebenden Lamas, giebt es noch vagabundirende Mönche. Diese Lamas leben wie die Zugvögel. Sie haben gar keine eigentliche Heimat. Es ist als wären sie von einer verborgenen Unruhe wie besessen und könnten ein ruhiges Verweilen an irgend einer Stätte gar nicht ertragen. Sie reisen fort um zu reisen, um unterwegs zu sein, und von einem Orte zum andern zu kommen. So wandern sie von Kloster zu Kloster, sprechen in jedem Zelte vor, weil sie wissen, daß die Gastfreundlichkeit der Mongolen sie nimmermehr im Stiche lassen werde. Ohne alle Umstände treten sie ein und nehmen Platz am Heerde; man setzt ihnen Thee vor, und sie erzählen mit einer Art von Stolz, wie viele Länder sie bereits durchwandert haben. Nie wird ihnen ein Nachtlager verweigert. Bevor sie am Morgen weiter ziehen, gehen sie vor das Zelt, schauen nach dem Wetter aus und sehen woher der Wind kommt. Dann wandern sie ohne bestimmten Zweck fürbaß, den Kopf nach vorne geneigt, und mit gesenktem Blick. In der Hand haben sie einen Stab und ihr ganzes irdisches Vermögen steckt in einem Sacke von Bockshaut. Der wandernde Lama ruht am ersten besten Felsen aus, oder auf dem Gipfel eines Berges, in einer Schlucht oder wo immer der ermüdete Leib es heischen möge. In der Wüste schläft ein solcher Wanderer unter freiem Himmel, der ja die Decke des ungeheuren Zeltes bildet, welches man Welt nennt. Das Reiseziel dieser landstreichenden Mönche hat keine

anderen Grenzen als jene der Länder, in welchen Buddha verehrt wird. Sie pilgern durch China, durch die Mandschurei, das Gebiet der Khalkhas, die verschiedenen südmongolischen Reiche, die Uriang Haï, das Land am Ku-Ku Noor, das Land auf beiden Seiten des Himmelsgebirges, also Thian schan nan lu und Thian schan pe lu, Thibet, Indien und manchmal sogar in das entlegene Turkestan. Sie setzen über alle Flüsse, übersteigen alle Gebirge, knien vor jedem Großlama, kennen alle buddhistischen Völker, und deren Sitten, Gebräuche und Sprache. Es fällt ihnen niemals ein, daß sie sich etwa verirren könnten, denn am Ende ist für sie jeder Weg der rechte, jeder Ort zu welchem sie gelangen, ist ihnen so viel werth als ein anderer, und auf jeden dieser Lamas paßt recht eigentlich die Sage vom Ewigen Juden.

Eine dritte Classe von Lamas besteht aus solchen, die in einer geistlichen Gemeinsamkeit leben. Ein Kloster, eine Lamaserie, besteht aus einer Anzahl von kleinen Häusern die um einen oder mehrere buddhistische Tempel herum gebaut sind. Je nachdem die Inhaber der Wohnungen mehr oder weniger reich sind, hat man die Gebäude kleiner oder größer, hübscher oder ganz anspruchslos und einfach aufgeführt. Die in Gemeinschaft lebenden Lamas führen durchschnittlich ein geordneteres, mehr an feste Regeln gebundenes Leben als die übrigen; sie studiren fleißig und sagen viele Gebete her. Es ist ihnen gestattet, einige Thiere zu halten, zum Beispiel Kühe, deren Butter und Milch einen Hauptbestandtheil der täglichen Nahrung bildet, ein Pferd, um in die Wüste reiten zu können, und Wollvieh um an Festtagen eine saftige Fleischnahrung zu haben. Im Allgemeinen sind diese Klöster durch Kaiser oder Könige begabt worden, und die Einkünfte werden an bestimmten Tagen an die Lamas in der Weise vertheilt, daß Jeder einen Antheil erhält, der seinem geistlichen Rang angemessen ist. Wer für einen gelehrten Arzt oder für einen guten Wahrsager gilt, hat außerdem manche Gelegenheit sich hübsche Einkünfte zu verschaffen; doch werden dergleichen Leute selten reich. Die Lamas sind wie die Kinder, und kümmern sich nicht um die Zukunft; sie verthun ihr Geld eben so rasch wie es erworben wird. Heute trägt solch ein Mönch schmuzige, zerrissene Kleider: morgen erscheint er so glänzend aufgeputzt, wie der höchste Würdenträger des Klosters. Sobald er Geld oder Vieh bekommt, eilt er zur nächsten Handelsstadt um sich vom Kopf bis zum Fuß recht prunkhaft auszustaffiren; insgemein behält er aber den prächtigen Anzug nicht lange, und wird nach einiger Zeit wieder zur chinesischen Handelsstation wandern, nicht um abermals kostbare Seiden-

zeuge zu kaufen, sondern um die schönen gelben Kleider im Leihhause zu versetzen, aus welchem er sie nur in seltenen Fällen herauszuholen im Stand ist. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Trödelläden in den mongolisch-chinesischen Städten zu durchmustern, die stets von Mönchskleidern überfüllt sind.

Die Zahl der Mönche in der Mongolei ist so beträchtlich, daß wir ohne Uebertreibung behaupten können, mindestens ein Drittheil der Bevölkerung bestehe aus Lamas. In fast allen Familien werden die Kinder männlichen Geschlechtes Lamas, allein den ältesten Sohn ausgenommen, der stets ein „schwarzer“ Mann bleibt. Uebrigens wenden die Tataren sich nicht aus Neigung sondern nur aus Zwang dem geistlichen Stande zu, denn sie sind schon gleich nach ihrer Geburt zu schwarzen Menschen oder zu Lamas bestimmt, je nachdem ihre Aeltern ihnen das Haar abscheeren oder wachsen lassen. So gewöhnen sich denn die Kinder an ihren Stand; bei denen welche geistlich werden, findet sich später eine religiöse Exaltation ein, und sie gewinnen Neigung für ihren Beruf.

Mehrfach, auch von Seiten chinesischer Mandarinen, hat man uns versichert, daß es im System der chinesischen Kaiser liege, die Zahl der Lamas in der Mongolei so viel nur immer möglich zu vermehren, und es scheint damit seine volle Richtigkeit zu haben. So viel ist ausgemacht, daß die pekinger Regierung die chinesischen Bonzen in Elend und Verkommenheit läßt, während sie den Lamaismus ganz auffallend fördert und unterstützt. Es scheint als ob sie besonders die Zahl der, bekanntlich ein eheloses Leben führenden, Lamas gern anwachsen sieht, damit die Volksmenge in der Mongolei sich nicht vermehre. Sie kann das Andenken an die vormalige Macht und Größe der Mongolen nicht los werden, welche einst China beherrschten; sie besorgt neue Einbrüche, und möchte ein Volk, das von ihr gefürchtet wird, auf jede mögliche Weise schwächen. Denn die Mongolei, obwohl sie im Verhältniß zu ihrem ausgedehnten Flächeninhalt nur sehr dünn bevölkert ist, wäre doch immerhin im Stande ein furchtbares Heer ins Feld rücken zu lassen. Ein Oberlama, der Guison Tamba zum Beispiel, brauchte nur zu winken, und alle Mongolen von den Grenzen Sibiriens bis zu jenen von Thibet, würden sich wie Ein Mann erheben und dahin strömen, wohin ihr Heiliger sie wiese. Seit zwei Jahrhunderten leben diese Völker in tiefem Frieden, und scheinen eben dadurch viel von ihrem kriegerischen Wesen verloren zu haben. Aber der Hang zu kriegerischen Abenteuern steckt immer noch in ihnen,

und das Andenken an ihren großen Khan, Tscheng-Kis, der mit ihnen eine Welt eroberte, ist noch nicht erloschen. Er spielt eine große Rolle in ihren Sagen und Erzählungen und beschäftigt ihre Einbildungskraft.

In der Blauen Stadt unterhielten wir uns mit manchen Lamas aus den berühmten Klöstern, um genaue Nachrichten über die Zustände des Buddhismus in der Mongolei und in Thibet zu erfahren. Wir vernahmen hier, wie in Tolon Noor, daß die Lehre uns um desto reiner und klarer verkündigt würde, je weiter wir nach Westen kämen. Die Stadt Hla-Ssa sei ein wahrer Heerd des Lichtes, von welchem alle Strahlen ausliefen; sie würden immer schwächer und matter, je weiter sie sich vom Mittelpunkt entfernten. So sagten uns alle Mönche, die einmal in Thibet gewesen waren.

Wir unterhielten uns mit einem thibetanischen Lama. Seine Bemerkungen über Religion versetzten uns in nicht geringes Erstaunen. Von einer Uebersicht der christlichen Lehre welche wir ihm gaben, war er seinerseits nicht im Mindesten überrascht, sondern bemerkte, daß Alles, was wir vorgebracht, von den Glaubenssätzen der Oberlamas in Thibet nicht abweiche. Er sprach: „Man muß sich wohl hüten, die religiösen Wahrheiten mit dem mannigfachen Aberglauben zu verwechseln, in welchem die Leichtgläubigkeit der Unwissenden sich gefällt. Die Mongolen sind einfältige Leute und verbeugen sich vor Allem was ihnen in den Weg kommt; in ihren Augen ist Alles Borhan. Sie stellen Alles auf gleiche Linie, gleichviel ob Lamas oder Gebetbücher, Tempel und Klostergebäude, sogar Steine und Gebeine welche sie auf den Bergen haufenweis zusammentragen; bei jedem Schritt werfen sie sich auf die Erde, fahren mit gefalteten Händen vor den Kopf und rufen Borhan, Borhan!“ — „Aber glauben denn nicht auch die Lamas daß unzählige Borhans vorhanden seien?“ — „Das erfordert eine Erläuterung“, entgegnete der thibetanische Lama lächelnd. „Es giebt nur einen einzigen Schöpfer aller Dinge, und er ist ohne Anfang und ohne Ende. In Dschagar (Indien) nennt man ihn Buddha, in Thibet heißt er Samtscheh Mitschebat, der ewige Allmächtige; die Dscha Mi (die Chinesen), bezeichnen ihn als Fo, und die Sok po mi (die Mongolen), als Borhan“. — „Du sagst Buddha sei ein Einiger; was sind dann aber der Tale Lama zu Hla-Ssa, der Bandschan von Dschaschi Lumbo, der Tsong Kaba der Sifan, der Kaldan von Tolon Noor, der Guison Tamba von Groß-Kuren, der Hobilgan in der Blauen Stadt, die Hotoktu in

Peking und alle die vielen Schaberons*) in den Klöstern der Mongolei und Thibets?" — „Die sind allesammt Buddhas." — „Ist denn Buddha sichtbar?" — „Nein, er ist körperlos; er ist nur eine geistige Substanz." — „Also Buddha ist ein Einiger und doch giebt es unzählige Buddhas, wie die Schaberons und Andere. Buddha ist körperlos, man kann ihn nicht sehen, und doch sind der Tale Lama, der Guison Tamba und alle übrigen Schaberons sichtbar und haben einen Körper wie Du und wir? Wie willst Du das erklären?" Er breitete die Arme aus, und sprach mit gewichtigem Tone: „Diese Lehre ist die wahre; sie ist die wahrhaftige Lehre die von Abend her kommt; aber sie ist unergründlich tief und läßt sich nicht bis ans Ende erklären."

Wir durften wohl erwarten unter den Lamas in Thibet einen Symbolismus zu finden, der geläuterter war als der gemeine Volksglaube, und wurden dadurch in unserm Vorsatz bestärkt, weiter nach Westen vorzudringen. Als wir abreisen wollten, ließen wir den Gastwirth rufen, um unsere Zeche zu bezahlen. Er aber sprach: „Wir wollen nicht rechnen; legt dreihundert Sapeken in die Kasse, und damit gut. Ihr könnt meine Herberge zu den drei Vollkommenheiten empfehlen. Reiset glücklich."

Sechstes Kapitel.

Ein Mongolenfresser. — Große Karawane. — Ankunft in Tschagan Kuren. — Der Gelbe Strom.

Wir verließen die Blaue Stadt am vierten Tage des neunten Mondes, und kamen nur unter allerlei Beschwerlichkeiten aus dem Drang und Gewirr der engen Straßen hinaus zum westlichen Thore. Das Land welches wir jetzt durchwanderten gehört noch immer zum westlichen Tumet, und ist eben so wohlhabend und sorgfältig bestellt, als auf der östlichen Seite der Stadt. Wir erblickten viele Dörfer, kehrten aber am Tage nirgends ein und suchten nur Abends eine Herberge auf.

Am zweiten Tage trafen wir in dem Gasthause in welchem wir übernachteten, einen ganz absonderlichen Menschen. Als wir eben unsere

*) Schaberons heißen alle die nach ihrem Tode verschiedene Incarnationen erfuhren. Sie gelten für lebende Buddhas.

Kameele entlastet und an die Krippe gebunden hatten, trat ein Reisender in den großen Hofraum; er zog einen abgemagerten bauchschlächtigen Gaul am Halfter nach sich. Der Mann war klein, aber dabei äußerst wohlbeleibt, trug einen großen Strohhut, dessen Krämpe ihm auf die Schultern hinabfiel, und schleppte in seinem Gürtel einen langen Säbel, der ziemlich so groß war wie der ganze Mensch. „Intendant der Küche," rief er, „ist hier in Deiner Herberge Platz für mich?" — „Ich habe nur ein Zimmer für die Reisenden abzugeben, und darin sind drei mongolische Männer, die eben ankamen. Siehe zu, ob sie Dir einen Platz geben." Der Reisende mit dem langen Säbel kam mit gewichtigen Schritten auf unser Gemach zu, trat ein und sprach: „Friede und Glück mit euch, Herrrn Lamas; nehmt ihr den ganzen Raum des Zimmers ein? Ist nicht noch ein wenig Platz für mich da?" — „Weshalb sollte für Dich kein Platz mehr sein, da wir doch Raum haben? Sind wir nicht Alle Reisende?" — „Sehr wohl gesprochen, vortrefflich geredet! Ihr seid Mongolen, ich bin ein Chinese; aber ihr versteht euch vollkommen auf das was sich schickt; ihr wißt daß alle Menschen Brüder sind." Nun band er sein Pferd an, legte sein Gepäck auf den Kang, und reckte und streckte sich aus, wie ein recht ermüdeter Mensch wohl zu thun pflegt. „Ah ya, ah ya, da wäre ich nun in der Herberge; ah ya, hier ist es doch besser als unterwegs! Wollen einmal sehen ob wir ein klein Wenig ausruhen können." — „Wohin willst Du gehen, und weshalb trägst Du auf der Reise den Säbel?" — „Ah ya, ich komme weit her und habe noch eine schöne Strecke Weges vor mir. In diesen mongolischen Ländern kann es nicht schaden, wenn man einen Säbel bei sich hat; man trifft nicht immer mit guten Leuten zusammen." — „Du gehörst wohl zu einer chinesischen Handelsgesellschaft die weiße Champignons oder Salz suchen läßt?" — „Nein, ich bin für ein großes Pekinger Handelshaus beschäftigt und treibe Gelder ein welche die Mongolen schuldig sind. Aber wohin wollt denn ihr reisen?" — „Wir wollen über den Gelben Strom nach Tschagan Kuren und weiter nach Westen hin durch das Land der Ortus (Ordos)." — „Es scheint als ob ihr keine Mongolen seid?" — „Nein, wir sind Leute aus dem Abendlande." — „Ah ya, da wären wir ja ziemlich ein und dasselbe und hätten auch beinahe einerlei Geschäft. Denn ihr seid gleich mir Mongolenfresser." — „Wie, Mongolenfresser? Was soll denn das bedeuten?" — „Unser Geschäft besteht darin, die Mongolen aufzufressen. Wir Kaufleute fressen sie durch den Handel auf, ihr Lamas freßt sie durch eure Gebete auf. Die Mongolen sind einfältig; weshalb

sollten wir ihnen nicht das Geld abnehmen?" — „Du bist im Irrthum; seit wir uns in der Mongolei befinden, haben wir viel Geld ausgegeben, und noch keine einzige Sapeke angenommen. Alles was wir besitzen, haben wir bezahlt, baar, mit Silber das wir aus unserer Heimat mitgebracht." — Ich dachte, ihr wäret in die Mongolei gekommen, um Gebete herzusagen." — „Darin hast Du recht, wir sprechen Gebete, treiben aber keinen Handel damit." Dann setzten wir ihm in aller Kürze den Unterschied zwischen Christen und Buddhagläubigen auseinander; er konnte aber nicht gut begreifen, daß man bete, ohne Geld dafür zu bekommen. „Hier zu Lande macht man das anders; die Lamas beten nicht unentgeltlich. Wenn in der Mongolei nicht Geld zu holen wäre, so setzte ich wahrhaftig keinen Fuß in dieses Land." Dabei lachte er, und trank Thee in vollen Zügen. „Du darfst also nicht sagen, daß wir und Du dasselbe Geschäft treiben, sprich lieber schlichtweg, daß Du ein Mongolenfresser seiest." — „Ja, dafür stehe ich euch gut; wir Kaufleute fressen die Mongolen auf mit Haut und Haar." — „Wie fängst Du es denn an, daß Du in der Mongolei so fette Mahlzeiten halten kannst?" — „Bah, ihr kennt wohl die Mongolen nicht. Seht ihr denn nicht, daß sie Alle wie Kinder sind? Wenn sie zur Stadt kommen, wollen sie Alles haben was sie sehen. Dafür reicht dann ihr Geld nicht aus, wir greifen ihnen unter die Arme, geben ihnen die Sachen auf Borg, und sie müssen natürlich mehr bezahlen, etwa um dreißig bis vierzig Procent. Das ist doch ganz in der Ordnung? Dann summen sich die Zinsen auf, und wir rechnen Zins auf Zins. In der Mongolei geht das, in China stehen dem die kaiserlichen Gesetze entgegen. Wir müssen jahrein jahraus im Graslande umherziehen, und haben also wohl ein Recht Zins auf Zins zu nehmen. Eine Schuld in der Mongolei kann nie verjähren, sondern vererbt sich auf Kind und Kindeskind. Alljährlich holt man die Interessen ein, die mit Schafen, Kameelen, Pferden, Ochsen und dergleichen bezahlt werden. Wir nehmen das Vieh zum niedrigsten Preise und verkaufen es dann möglichst hoch auf den Märkten. Ah, solch eine bei den Mongolen ausstehende Schuld ist eine profitable Sache, eine wahre Goldgrube!"

Dieser Yao Tschang Ti, das heißt Schuldeintreiber, lachte aus vollem Halse während er uns sein Ausbeutungssystem mit so großem Behagen schilderte. Er sprach recht gut mongolisch, und war ein geistig eben so gewandter als kräftiger Mensch. Wehe den Mongolen welche unter seine Hände kamen!

Am andern Tage, als wir nach Tschagan Kuren unterwegs waren,

verloren wir unsern Hund Arsalan. Sambadschiemba meinte, als Chinese habe er sich nicht an das Nomadenleben gewöhnen können; er werde also wohl Dienste bei irgend einem Ackerbauer genommen haben. Wir hatten uns an ihn gewöhnt und verloren ihn ungern, obwohl er uns in der Steppe nichts nützte. Denn er schlief Nachts so fest, daß er als Wächter nicht zu gebrauchen war, streifte umher, und jagte Adler auf oder setzte den grauen Eichhörnchen nach. Bald vermißten wir ihn gar nicht mehr.

Als wir Tschagan Kuren, der „weißen Mauereinfassung", gegen Abend schon ziemlich nahe zu sein glaubten, sahen wir in einiger Entfernung eine dichte gewaltige Staubwolke, aus welcher nach und nach Kameele und türkische Kaufleute hervortauchten; sie brachten Waaren aus den westlichen Provinzen nach Peking. Neben der unabsehbaren Reihe von Kameelen die uns entgegen kamen, mochte sich unsere kleine Karawane winzig genug ausnehmen. Die Treiber sagten uns, ihre Karawane bestehe aus „zehntausend" Kameelen, und so viel war richtig, daß eine unzählige Menge dieser mit Kisten und Ballen beladenen Thiere an uns vorüberzog. Jene Treiber hatten ein von den Sonnenstrahlen sehr stark geschwärztes Angesicht; die ganze Erscheinung dieser Leute machte einen wilden, menschenfeindlichen Eindruck. Sie waren vom Kopfe bis zu den Füßen in Bocksfelle gekleidet, hingen gleich Waarenballen zwischen den Höckern der Lastthiere, und würdigten uns kaum eines Blickes. Sie waren durch eine fünfmonatliche ununterbrochene Reise völlig abgestumpft. Alle Kameele hatten thibetanische Glocken am Halse hängen, deren Silberklang harmonisch weithin schallte, und zu dem düstern schweigsamen Aussehen der Treiber einen scharfen Gegensatz bildete. Nach allerlei Fährlichkeiten gelangten wir endlich in tiefster Dunkelheit nach Tschagan Kuren, wo alle Thüren längst verschlossen und keine Menschen mehr auf den Straßen waren. Alles schien wie ausgestorben, nur die Hunde bellten uns an. Wir zogen weiter und weiter, bis endlich ein Geräusch sich vernehmen ließ. Wir hörten Hammerschläge, die auf einen Ambos fielen, und baten die Schmiede uns nach einer Herberge zu weisen. Sie scherzten über Mongolen und Kameele, und gaben uns dann einen Knaben mit, der am lodernden Feuer eine Fackel anzündete und uns zu einem Gasthause brachte. Als aber der Wirth unsere kleine Karawane sah, schlug er die Thür wieder zu, und ganz dasselbe begab sich vor mehreren anderen Herbergen; überall hieß es, für Kameele habe man keinen Platz. Diese Thiere sind in den Gasthäusern ungern gesehen, weil die Pferde leicht vor ihnen erschrecken; dadurch entstehen nicht selten allerlei Unordnungen, und viele

chinesische Reisende wollen überhaupt nur in solchen Herbergen wohnen, die keine mongolische Karawane aufnehmen. Unser Führer wurde am Ende seines Amtes überdrüssig, ließ uns stehen und lief davon. Da waren wir nun, matt, müde, gepeinigt von Hunger und Durst, in stockfinsterer Nacht, in einer großen uns völlig unbekannten Stadt. Ehe wir uns an der ersten besten Stelle hinlegten, beschlossen wir noch einen letzten Versuch zu machen, um wo möglich Unterkommen zu finden. Wir pochten an die allernächste Thür, die auch bald geöffnet wurde. — „Bruder, ist hier eine Herberge?" — „Nein, eine Schäferei. Wer seid ihr?" — „Reisende. Die Nacht hat uns unterwegs überrascht; in der Stadt fanden wir alle Herbergen verschlossen, und keine wollte uns aufnehmen." Während wir das sagten, kam der alte Mann mit einem Brande näher, und rief, sobald er unsere Tracht und unsere Kameele sah: „Mendu, Mendu, Herren Lamas: Tretet ein! Dort im Hofe findet ihr Platz für eure Kameele; mein Haus ist geräumig genug, ihr könnt hier einige Tage ausruhen." Nun waren wir geborgen, denn wir hatten eine mongolische Familie angetroffen, an deren gastlichem Heerd uns Thee mit Milch gereicht wurde. Wir äußerten unsere Freude darüber daß wir in ein solches Haus gelangt seien. Der Alte sagte uns, er lebe schon seit vielen Jahren nicht mehr unter dem Zelte und habe sich ein Haus gebaut. Er treibe Handel mit Wollvieh; aber sein Herz sei unwandelbar mongolisch geblieben. Trotz unserer Ermattung mußten wir ein Nachtessen annehmen; der gute Alte setzte uns wieder Thee vor, Brot das in heißer Asche gebacken war, und saftiges Schöpsenfleisch. Nachdem wir gespeist, tauschten wir Prisen Tabak mit der Familie, und begaben uns dann zur Ruhe.

Als wir am andern Morgen unserm Gastfreunde mittheilten, daß wir über den Gelben Strom und dann weiter durch das Land der Ortus reisen wollten, erhoben Alle Einsprache; die Reise sei unmöglich, der Hoang Ho seit acht Tagen dermaßen ausgetreten daß das Land weit und breit unter Wasser stehe. Und doch hatten wir ein trockenes Jahr gehabt, die Regenzeit war längst vorbei, und der Strom tritt alljährlich nur im sechsten oder siebenten Monat über seine Ufer. Wir überzeugten uns mit eigenen Augen daß unsere Mongolen keineswegs übertrieben hatten; der Hoang Ho bildete einen See, dessen Grenzen unser Auge nicht absah; aus dem Wasserspiegel ragten nur einzelne Häuser und Dörfer hervor. Wir waren in der größten Verlegenheit. Umkehren wollten und durften wir nicht; wir hatten uns vorgenommen, trotz aller Hindernisse, bis Hla Ssa vorzudringen Wir konnten stromauf weit nach Norden hin gehen,

aber das hätte großen Zeitverlust gebracht, und wir mußten dann durch die große Sandwüste. Wir konnten auch etwa einen Monat lang in Tschagan Kuren bleiben, und abwarten bis das Wasser sich verlaufen hatte; aber dann mußten wir eben so lange mit fünf Thieren in einer Herberge wohnen, und unsere Geldmittel waren doch äußerst gering und beschränkt. Es blieb also nichts übrig als in Gottes Namen die Weiterreise unverzüglich anzutreten. Wir nahmen einige Mundvorräthe mit, fütterten die Thiere stark und machten uns auf den Weg. Bald befanden wir uns auf den überschwemmten Feldern, in welchen nur da und dort schmale Dämme über das Wasser hervorragten; die Bauern schifften in Nachen auf ihren Aeckern umher. Unsere Kameele glitten auf dem weichen Schlamme bei jedem Schritt aus, es fröstelte die armen Thiere trotzdem sie mit Schweiß bedeckt waren. Um Mittag hatten wir eine Strecke Wegs von kaum einer halben Stunde zurückgelegt, weil wir bald in die Kreuz, bald in die Quer oder im Bogen gehen mußten, um überhaupt vorwärts zu kommen. Wir gelangten an ein Dorf und waren sogleich von einer Menge zerlumpter Menschen umgeben. Hier war nicht weiter zu kommen, da Alles vor uns einem See glich bis zu dem Deiche, welcher den Hoang Ho einfaßt. Wir unterhandelten längere Zeit mit gaunerhaften chinesischen Fährleuten, die sich unsere Verlegenheit zunutze machten, und denen wir achthundert Sapeken bezahlen mußten. Sie ruderten uns hinüber und zeigten uns eine kleine Pagode (Miao), neben welcher eine Hütte stand. Dort sei die eigentliche große Fähre welche uns über den Fluß schaffen werde. Wir kamen gegen Abend dorthin und verabredeten für den andern Tag ein Fährgeld von eintausend Sapeken.

Wo aber sollten wir übernachten? Auf keinen Fall in einer der Fischerhütten, denn dort wäre uns sicherlich von unseren Habseligkeiten Vieles abhanden gekommen; wir kannten die Chinesen und trauten ihnen nicht. Der Boden war sonst überall mit nassem Schlamm bedeckt, und es war nicht daran zu denken ein Zelt aufzuschlagen. Wir wählten also einen kleinen Götzentempel zum Nachtquartier. Vor der mit einer Kette verhängten Eingangsthür befand sich ein von drei steinernen Säulen gestützter Porticus; dort wollten wir bleiben. Samdadschiemba fragte, ob es nicht ein entsetzlicher Aberglaube sei, daß wir in der Vorhalle eines Miao schlafen wollten. Wir beseitigten seine Bedenklichkeiten, und nun stellte er philosophische Betrachtungen an. „Da steht nun eine Pagode welche sie zu Ehren des Stromgottes erbaut haben; wenn es aber in Thibet geregnet hat, kann der Pu-sa nicht einmal die Ueberschwemmung

abhalten! Nun suchen hier zwei Sendboten Jehova's Schutz; der Miao gewährt so doch wenigstens Einen Nutzen." Dabei lachte unser Dschiahur recht herzlich: Wir unsererseits richteten uns ein so gut es gehen wollte, und beteten dann unsern Rosenkranz am Ufer des Hoang Ho. Der Mond schien hell und übergoß den gewaltigen Strom mit Silberlicht. Er ist ohne alle Frage einer der herrlichsten Flüsse auf Erden. Seine Quelle liegt in den Gebirgen von Thibet; von dort strömt er in das Land des Ku-Ku Noor, tritt in die chinesische Provinz Kan-su, und verläßt dieselbe wieder indem er durch sandiges Gelände an den Aleschanbergen hinfließt, im Westen, Norden und Osten das Land der Ortus (Ordos) umströmt, und dann abermals in das eigentliche China eintritt. Hier geht sein Lauf anfangs von Norden nach Süden, dann von Westen nach Osten zum Gelben Meere. Das Wasser des Hoang Ho ist in seinen Quellgegenden schön und klar, und erhält seine gelbe Farbe erst in dem sandigen Gelände am Fuße der Aleschanberge und bei den Ortus. Es steht fast immer in gleicher Höhe mit dem Lande, und der Mangel an Eindeichung ist Schuld an den verheerenden Ueberschwemmungen, die freilich in der Mongolei weniger Schaden anrichten, weil hier der Ackerbau fehlt, und der Hirt sein Vieh nach höher gelegenen Plätzen treibt, sobald der Strom anschwellt. Aber in China sind die Verwüstungen furchtbar. Das Bett dieses „Gelben Stromes" hat im Laufe der Zeit vielfache Wechsel erfahren. Einst lag seine Mündung in Petschili, etwa unter 39 Grad N. Br., gegenwärtig befindet sie sich unter 34 Grad N. Br., mehr als 130 Stunden südlich von der frühern. Die chinesische Regierung muß alljährlich große Summen aufwenden, um ihn möglichst unschädlich zu machen. Im Jahre 1779 kosteten die Deicharbeiten mehr als zehn Millionen Reichsthaler. Trotz alle dem tritt er häufig über seine Ufer aus. Denn in den Provinzen Honan und Kiang-su liegt auf einer Strecke von zweihundert Stunden sein Bett höher als die ungeheure Ebene durch welche er strömt, und es wird immer höher weil der Strom eine ungeheure Menge von Sand und Schlamm mit sich führt. Es ist kaum zweifelhaft, daß über kurz oder lang einmal eine entsetzliche Katastrophe eintritt, welche fürchterterliche Verwüstungen anrichten wird.

Wir horchten bei Mondenschein auf das gewaltige Rauschen des großartigen Stromes, und waren ganz in Träumerei versenkt, als Samdadschiemba uns in die Prosa des Lebens zurückrief. Er kündigte uns an, daß der Brei von Hafermehl bereit stehe. Nachdem wir ihn genossen, breiteten wir unsere Bocksfelle aus, und legten uns dergestalt, daß wir

ein Dreieck bildeten, in dessen Mitte unser Gepäck lag. Denn auch an so heiligem Orte waren wir nicht sicher vor den Spitzbübereien der Chinesen. Der Gott des Gelben Flusses befand sich auf einem Gestell aus grauen Ziegelsteinen; er war abscheulich häßlich, wie alle dergleichen Idole in den chinesischen Pagoden. Aus dem breiten platten Säufergesicht traten zwei glitzernde Augen hervor, etwa so groß wie Hühnereier, deren Spitze nach vorne hinausstand. Dicke Augenbrauen liefen nicht wagerecht, sondern vom Ohrzipfel nach oben, trafen mitten auf der Stirn zusammen und bildeten dort einen stumpfen Winkel. Auf dem Haupte trug der Götze eine Seemuschel, in der Hand schwang er ein sägenartig ausgezacktes Schwert. Zur Rechten und Linken dieses Pu-sa standen zwei kleinere Figuren welche gegen ihn die Zunge ausstreckten. Wir wollten uns eben schlafen legen, als ein Mann mit einer Papierlaterne näher kam, das Gitterthor öffnete, in den Miao hineintrat, sich dreimal niederwarf, in dem kleinen Becken Räucherwerk verbrannte, und vor dem Götzenbilde eine Lampe anzündete. Seine Haare fielen in Flechten herab, und sein blauer Rock bewies, daß er kein Geistlicher war. Nachdem er mit seinen Ceremonien fertig war, wendete er sich zu uns und sagte: „Ich lasse die Thür offen, ihr werdet drinnen besser schlafen können.“ Wir lehnten das ab und fragten, weshalb er geopfert habe. Er gab uns zur Antwort: „In diesem Miao wohnt der Geist des Hoang Ho. Ich verbrenne Weihrauch damit der Fischfang ergiebig sei und die Schifffahrt in Frieden vor sich gehe.“ Sambadschiemba entgegnete ihm in sehr unverschämten Tone: „Was Du da sagst, ist eitel Albernheit (Hu-tschue). Wie kommt es denn, daß Wasser in Deinen Miao gekommen, und Dein Pu-sa mit Schlamm bedeckt ist?“ Der Chinese lief weg ohne zu antworten. Das befremdete uns; er mochte sich aber mit unserm Gefährten auf religiöse Streitigkeiten um so weniger einlassen, da er es vortheilhafter fand, uns ein Tuch zu stehlen, das wir zum Trocknen auf das Gitter gelegt.

Nach unsäglichen Schwierigkeiten war es uns am Morgen gelungen, die Kameele auf das Fährboot zu bringen. Wir schwammen auf dem Gelben Strom, befanden uns aber mehr als einmal in augenscheinlicher Lebensgefahr, sobald eines unserer Thiere unruhig wurde und das Fahrzeug aus dem Gleichgewicht brachte. Und als wir am andern Ufer ausgesetzt wurden, trafen wir auf neue Hindernisse. Das Land war zum großen Theil noch voller Moräste und Lachen, und Pferde wie Kameele kamen nur unter entsetzlichen Anstrengungen fort. Mitten in diesem Schlammoceane begegneten uns drei chinesische Fußreisende, hoch aufgeschürzt, und mit

Päckchen auf den Schultern. Sie gaben uns keine tröstliche Auskunft. Am Ende hielten wir es für gerathen, gerade aus, durch Dick und Dünn, zu gehen; endlich hatten wir denn auch wieder trockenen Boden unter den Füßen, und kamen an eine mongolische Hütte. Dort fanden wir Hirten, welchen die Chinesen von Tschagan Kuren die Obhut ihrer Heerden anvertraut hatten. Nun erfuhren wir daß, in etwa einer halben Stunde Entfernung, noch ein Fluß zu passiren, dann aber fester Weg sei. Dieses Wasser heißt der Kleine Fluß, Paga Gol. Wir fanden gute Weide, und ruhten daher einige Tage aus; Menschen und Vieh waren der Erholung äußerst bedürftig.

Siebentes Kapitel.

Vertilgung des Ungeziefers. — Unsauberkeit der Mongolen. — Vorstellungen der Lamas über die Seelenwanderung. — Nomadenleben. — Wasservögel. — Der Yüen Yang. — Fischfang. — Ku-Kuo oder Ignatiusbohne. — Der Paga Gol. — Ein Minister des Königs der Ortos.

Wir zogen einen Graben um das Zelt, und richteten uns so bequem als immer möglich ein; die Sattelkissen und Decken der Kameele dienten uns als Matratzen, und wir hatten ein weiches Lager. Seit länger als anderthalb Monaten waren wir unterwegs, ohne daß wir nur ein einziges Mal hätten die Kleider wechseln können, die überfüllt waren von widerwärtigem Ungeziefer. Die Chinesen und Mongolen gewöhnen sich daran, für einen Europäer ist es aber die allerärgste Plage. Das größte Misgeschick auf unserer langen und weiten Reise waren, gerade heraus gesagt, die Läuse. Zwei Jahre hindurch haben wir Hunger, Durst, Kälte und Stürme ertragen, haben Räuber, wilde Thiere, Lawinen und Abgründe nicht gefürchtet, mit Entbehrungen und Gefahren aller Art zu kämpfen gehabt. Aber das Alles zusammen war in der That geringfügig im Vergleich zu dem entsetzlichen Misgeschick, das uns von dem unvermeidlichen Ungeziefer bereitet wurde. Zum Glück hatten wir vor unserer Abreise aus Tschagan Kuren für einige Sapeken Quecksilber gekauft, das uns jetzt guten Dienst leisten sollte. Wir hatten ein Recept von einem Chinesen erhalten. Man nimmt ein Loth Quecksilber, das man mit alten zu einem Brei zerkauten Theeblättern durcheinander reibt; um diesen Brei ein wenig weicher zu machen, thut man etwas Speichel hinzu, denn Wasser hat nicht

dieselbe Wirkung. Dann muß das Ganze durcheinander gerührt werden, bis das Quecksilber sich in ganz kleine staubfeine Kügelchen vertheilt. Mit dieser Masse wird eine aus Baumwollenfäden lose gedrehte Kordel gesättigt, die man um den Hals hängt, so bald sie gehörig trocken geworden ist. Bald schwellt das Ungeziefer an, wird röthlich und stirbt in kürzester Frist. In China und in der Mongolei muß man dieses Schutzmittel so ziemlich jeden Monat erneuern, und ohne dasselbe bleibt man nicht von dem bösen Besuch verschont. Man braucht nur einen Augenblick in einer Mongolen- oder Chinesenwohnung Platz zu nehmen und darf sich darauf verlassen, daß man von Läusen geplagt ist. Die Mongolen kennen jenes sichere und einfache Mittel recht wohl, wenden es aber nur selten an. Sie leben von Jugend auf zwischen Ungeziefer, und beachten dasselbe gar nicht mehr; nur wenn es ihnen die Haut allzuempfindlich verletzt, treffen sie Gegenvorkehrungen. Sie legen nämlich ihre Kleider ab und machen gemeinschaftlich Jagd auf dieses Wild; das gilt für einen ganz honetten Zeitvertreib, bei dem man sich ergötzt, und an welchem sich Freunde und etwa anwesende Gäste gern betheiligen. Nur die Lamas halten sich fern davon und tödten das Ungeziefer nicht, sondern schleudern es weit weg, ohne ihm wehe zu thun. Denn nach ihrer Lehre von der Seelenwanderung würden sie einen Mord begehen, wenn sie einer Laus das Leben rauben. Wir haben indessen auch Lamas angetroffen, welche es in Bezug auf diesen Punkt nicht so genau nahmen. Allerdings, sagten sie, dürfe ein Priester kein lebendes Wesen tödten, aber nicht etwa weil er dabei Gefahr liefe, möglicherweise einen Menschen zu tödten der in jenes Thier übergewandert sei, sondern weil überhaupt jede Tödtung dem milden Charakter eines Geistlichen widerspreche, der beten und mit Gott in Gemeinschaft stehen solle. Einzelne Lamas treiben ihre ängstliche Vorsicht bis zur Albernheit. Selbst auf der Reise sind sie so peinlich, daß sie ihr Pferd rasch anhalten wenn sie gewahren daß etwa ein Insect im Wege sitzt, und nehmen dann eine andere Richtung. Sie räumen indessen ein, daß auch der vorsichtigste Mensch unwillkürlich eine Menge lebender Wesen tödte. Zur Sühne für dergleichen unfreiwillige Mordthaten legen sie sich Fasten und Bußen auf, bei denen sie sich oft zur Erde niederwerfen und gewisse Gebete hersagen. Wir fanden natürlich keine derartigen Bedenklichkeiten, und säuberten was zu reinigen war. Wir hatten bereits Uebergriffe ins Handwerk der Schuster und Schneider gemacht, indem wir je nach Bedürfniß Stiefel und Kleider ausbesserten; jetzt machten wir auch Streifzüge in das Gebiet der Wäscherinnen, und hatten die unaussprechliche Freude wieder einmal völlig

saubere Wäsche und Kleider tragen zu können! Wir fühlten uns überhaupt auf jenem Lagerplatze sehr glücklich, und erholten uns rasch von den gewaltigen Anstrengungen der letzten Tage. Wir hätten uns kein schöneres Wetter wünschen können; am Tage war es erquicklich warm, Nachts sternenhell, wir hatten Feuerung in Menge, gute Weide für unsere Thiere, und Salpeterausschlag, der von unseren Kameelen als eine wahre Leckerei gesucht wurde. Sobald der Morgen heraufdämmerte, erhoben wir uns vom Nachtlager, kleideten uns an, rollten unsere Bocksfelle zusammen und fegten das Zelt rein, denn wir hielten möglichst auf Ordnung und Sauberkeit. Alles in der Welt ist relativ; über die innere Einrichtung unseres Zeltes hätte jeder Europäer lachen müssen, während die Mongolen sie bewunderten. Denn wir hielten Theenäpfe und Kessel sauber, unsere Kleider starrten doch nicht ganz und gar von einem schmuzigen Fettüberzuge; kurz wir und unser Zelt bildeten zu allen mongolischen einen Gegensatz. Nachdem wir solchergestalt unser Haus bestellt, beteten wir in Gemeinschaft, und gingen dann, jeder nach Belieben, da oder dorthin in die Einöde, um geistlichen Gedanken und frommen Betrachtungen nachzuhängen. Dazu bedurften wir nicht etwa der Anleitung eines Buches, denn in jener feierlich stillen Wüstenei drängte es sich uns von selbst auf, wie leer und nichtig die irdischen Dinge sind, wie majestätisch Gott ist, wie unerschöpflich der Schatz seiner Vorsehung. Wir dachten daran, wie kurz das Leben ist, und wie man für das Jenseits arbeiten muß! In der Wüste hat der Mensch ein freies Herz, und ist keinerlei Zwang unterworfen.

Auf solche Betrachtungen folgte dann eine Beschäftigung, die freilich von all und jedem mystischen Charakter weit entfernt aber doch unumgänglich nöthig war und auch ihr Anziehendes hatte. Jeder von uns warf einen Sack auf den Rücken und sammelte Argols ein. Wer niemals ein Nomadenleben geführt, wird allerdings schwer begreifen wie eine derartige Beschäftigung Vergnügen machen könne. Und doch verursacht es eine große Freude, wenn man zwischen Gras und Kraut große trockene Argols findet. Man fühlt dann eine ähnliche Befriedigung wie der Jäger wenn er ein Stück Wild erlegt, oder der Fischer, wenn er bemerkt daß ein Fisch angebissen hat; — ja ich möchte sagen man fühle den Enthusiasmus eines Leverrier der einen neuen Planeten gefunden hat. Unsern Fund brachten wir dann ins Zelt, schlugen ein Stück vom Ziegelthee ab, kochten es, und bereiteten unser Hafermehl: So nahmen wir das Frühstück ein. Nachher besorgte Samdadschiemba unser Vieh, und wir lasen im Brevier. Gegen Mittag schlummerten wir ein wenig; denn Abends kamen wir immer erst

sehr spät zu Ruhe, weil wir beim hellen Mondschein bis tief in die Nacht umherwandelten. Am Tage war weit und breit alles ruhig und still, sobald aber Dunkelheit eintrat, wurde die Wüste belebt, die Stille machte lautem Geräusch Platz. Denn nun kamen Wasservögel in unzähligen Schaaren zu den Teichen, und erfüllten die Luft mit einer wilden Harmonie. In der Mongolei sind Zugvögel sehr häufig; sie gehören meist den auch in Europa vorkommenden Arten an; es sind wilde Gänse und Enten, Störche, Strandläufer und dergleichen. Der Yüen-Yang ist ein Wasservogel, der auf allen Teichen und Morästen vorkommt; er hat ungefähr die Größe einer gewöhnlichen Ente, aber einen runden, nicht abgeplatteten Schnabel; der Kopf ist roth und mit kleinen weißen Flecken besprenkelt, der Schweif schwarz, der übrige Körper schön purpurroth. Das melancholische Geschrei dieses Vogels ist wie ein heller langgezogener Seufzer, und gleicht den Klagetönen eines schmerzleidenden Menschen. Diese Vögel halten sich immer zu zweien beisammen, lieben ablegene bewässerte Stellen, spielen auf der Wasserfläche umher, und das Paar trennt sich nie. Yüen heißt das Männchen, Yuang das Weibchen; das Paar nennt man Yüen-Yuang. Die Chinesen sagen, beide Thiere stürben bald wenn man sie von einander trenne.

Wir haben in der Mongolei noch einen sehr eigenthümlichen Zugvogel kennen gelernt. Er ist etwa so groß wie eine Wachtel, und hat von einem prächtigen himmelblauen Ringe umgebene glänzend schwarze Augen; das Gefieder ist aschgrau mit schwarzen Flecken; seine Beine sind nicht mit Federn, sondern mit einem langen groben Haar bedeckt, das jenem des Bisamhirsches gleicht; die Zehen aber haben nichts mit jenen anderer Vögel gemein, sondern sehen genau so aus wie jene der grünen Eidechsen; sie sind mit so harten Schuppen bedeckt, daß auch das schärfste Messer nicht hindurch dringt. Dieser seltsame Vogel hat also auch etwas vom Vierfüßler und vom Kriechthier; die Chinesen nennen ihn Drachenfuß, Lung Kio. Die Drachenfüße ziehen in großen Schaaren aus Norden herbei, besonders wenn viel Schnee gefallen ist; ihr Flug ist ungeheuer schnell und die Bewegung ihrer Flügel giebt in Absätzen ein tönendes Geräusch wie Hagelschlag. Als wir in der nördlichen Mongolei der kleinen Christengemeinde im Thale der Schwarzen Gewässer vorstanden, brachte man uns einmal zwei lebendige Drachenfüße. Sie waren sehr wild, das Haar an ihren Beinen sträubte sich wenn man ihnen nur nahe kam, sie bissen wüthend um sich, und wir konnten sie nicht am Leben erhalten da sie nicht fressen wollten. So wur-

den sie denn geschlachtet; das Fleisch hatte einen angenehmen Wildpretgeschmack, war aber sehr zäh. Die Mongolen könnten sich ohne alle Mühe Zug- und Wasservögel in ungeheurer Menge verschaffen, aber sie mögen, wie schon früher bemerkt wurde, überhaupt nicht gern Wild essen; sie ziehen fettes halb gar gekochtes Schöpsenfleich jedem andern Gerichte vor. Auch um den Fischfang kümmern sie sich nicht viel; deshalb sind die vielen fischreichen Seen und Teiche den Chinesen überlassen worden. Diese abgefeimten Speculanten kauften von den mongolischen Königen die Erlaubniß, in ihren Staaten Fischfang treiben zu dürfen, und wußten es so anzustellen daß nach und nach aus dieser Erlaubniß ein Recht wurde. Am Paga Gol, jenem kleinen Flusse in dessen Nähe unser Zelt stand, fanden wir mehrere chinesische Fischerhütten. Jener Paga Gol war eine große Wasserfläche welche aus der Vereinigung zweier Flüsse entsteht; sie entspringen an zwei Abhängen desselben Hügels und fließen in entgegengesetzter Richtung; der eine gegen Norden zum Gelben Strom, der andere, nach Süden, mündet in einen Fluß der gleichfalls mit dem Hoang Ho sich vereinigt. Bei Ueberschwemmungen ist aber von beiden Flüssen und dem Hügel nichts zu sehen, da Alles einen stundenweiten Wasserspiegel bildet. Dann kommen aus dem ohnehin fischreichen Hoang Ho sehr viele Fische in die Gewässer des Paga Gol. Als wir dort verweilten befremdete uns ein Geräusch, das aus weiter Ferne kam und die ganze Nacht über anhielt; es währte auch am Tage fort, nur mit öfteren Unterbrechungen. Wir hörten von einem Fischer daß Nachts alle seine Berufsgenossen in kleinen Nachen auf dem Wasser umherfahren, und auf hölzerne Trommeln klopfen, um die Fische zu erschrecken und in die aufgestellten Netze zu jagen. Die Zeit des Fischfangs dauert etwa drei Monate, und endigt sobald Eis sich einstellt. Jener Fischer sah abgespannt aus und hatte rothe geschwollene Augen; er hatte seit langer Zeit keine Nacht geschlafen. „Herren Lamas, ich habe keine Zeit zu verlieren; wenn ich Thee und Hafermehl genossen habe, steige ich, obwohl ich die ganze Nacht beschäftigt war, in meinen Nachen und ziehe dort im Westen meine Netze auf, berge meinen Fang, bessere Maschen aus, ruhe dann ein wenig, gehe aber wieder an die Arbeit sobald der Uralte (die Sonne) verschwindet." — Wir fuhren mit diesem Chinesen auf den Fischfang aus. Er ruderte seinen Nachen auf spiegelglattem Wasser durch zahllose Enten und Kormorans, die gar nicht scheu waren; dann zogen wir die Netze auf, und fanden prächtige Fische darin, von welchen aber alle, die nicht ein halbes Pfund schwer waren, wieder weggeworfen wurden. Trotz des sehr ergiebigen Fanges bot der Chinese

uns keinen Fisch an, aber verkaufen wollte er an uns, und verlangte achtzig Sapeken für das Pfund, also weit mehr als das beste Hammelfleisch gekostet haben würde. „Aber“, meinte er, „was sei denn das Schöpsenfleisch gegen Fische aus dem Hoang Ho!“ Am Ende gab er zu daß wir von den kleinen Fischen, die er nicht gebrauchen konnte, uns ein Gericht aneigneten. Als wir damit heimkamen fanden wir unsern Samdadschiemba in sehr übler Laune, weil er mit dem Thee hatte so lange warten müssen. Nun aber machte er ein freundliches Gesicht. Unser Sack mit Weizenmehl wurde geöffnet, was nur selten geschah, er backte kleine Kuchen in der heißen Asche, und wir brieten die Fische in Hammelfett. Als wir sie abschuppten hatte der Dschiahur seine Bedenklichkeiten, weil die Fische noch lebendig waren; man müsse sie, meinte er, absterben lassen und dann erst ausnehmen; es sei Sünde ein lebendes Wesen zu tödten. „Also Du glaubst immer noch, daß die Seelen der Menschen in Thiere, und jene der Thiere in Menschen wandern?“ Er lachte und schüttelte mit dem Kopfe.

In der Mongolei und dem nördlichen China wird, wie schon gesagt, zu Winters Anfang die Fischerei geschlossen. Sobald es Eis gefriert nimmt man die Fische aus ihren Behältern, stellt sie der freien Nachtluft bloß, läßt sie zu Tode gefrieren, packt sie ein, und bringt sie in den Handel. So hat man in den Nordprovinzen das ganze Jahr hindurch frische Fische; sobald aber das erste Thauwetter eintritt, verderben sie.

Wir hatten uns nun ausgeruht und mußten weiter reisen. Dabei fragte es sich wie wir über den Paga Gol kommen sollten. Eine chinesische Familie hatte vom Könige der Ortus die Fähre in Pacht erhalten. Der Patron verlangte aber eintausend Sapeken; das war uns zu viel und wir warteten. Nach drei Tagen kam ein Fischer zu uns. Der Mann war leidend; ein bissiger Hund hatte ihm vor einigen Wochen ein Stück Fleisch aus dem Beine gerissen und die Wunde war sehr schlimm geworden. Er meinte, Lamas die vom westlichen Himmel herstammen, könnten alle Krankheiten heilen. Wir sagten ihm daß er darüber in Irrthum sei, nahmen aber die Gelegenheit wahr mit ihm vom Christenthum zu reden. Doch er war ein Chinese, und wie alle Leute seiner Nation sehr gleichgiltig gegen religiöse Dinge. Unsere Worte blieben ohne Eindruck auf ihn und er war nur mit seiner Wunde beschäftigt. Wir behandelten sie mit Ku-Kuo, das heißt der St. Ingnatiusbohne. Sie ist eine braune oder aschgraue Frucht mit horniger Substanz, sehr hart, von unerträglich bitterm Geschmack, und kommt von den Philippinen. Man zerstößt sie in kaltem Wasser, welchem sie ihre Bitterkeit mittheilt; innerlich genommen

kühlt sie das Blut ab und besänftigt Entzündungen der Eingeweide; äußerlich ist sie ein treffliches Heilmittel gegen Wunden und Quetschungen. In der chinesischen Arzneikunde spielt diese Frucht eine große Rolle, und man findet sie in allen Apotheken. Auch die Thierärzte erzielen damit am Rindvieh und an Pferden gute Resultate. Wir behandelten unsern Chinesen so gut wir es verstanden, und er war sehr erstaunt als wir keine Bezahlung dafür annehmen wollten. Zum Zeichen des Dankes berührte er die Erde dreimal mit seiner Stirn, und erbot sich uns überzusetzen; er müsse aber zuvor mit seinen beiden Geschäftstheilhabern Rücksprache nehmen, denn er habe nur ein Drittel Antheil am Schiffe. Nachts kam er wieder; seine Partner verlangten vierhundert Sapeken, weil ihnen ein Tag verloren gehe, an dem sie keine Fische fangen könnten; es war aber die Bedingung daß wir von alle dem gegen den Pächter nichts laut werden lassen durften. So machten wir uns denn am andern Morgen auf den Weg, und die Schifffahrt ging anfangs nach Wunsch von statten. Dann aber hörten wir lautes Rufen; Samdadschiemba, der unsere Thiere geleitete, befand sich in Wassersnoth, auch wir hatten den richtigen Weg verfehlt, geriethen in große Verlegenheit, und am Ende kam gar noch hinzu, daß der Pächter der Fähre uns aufs Korn nahm. Er fuhr mit drei Schiffen über und warf uns böse Blicke zu. Unserm Schiffer rief er zu: „Du Schildkrötenei, wie viel geben Dir diese westlichen Männer für die Ueberfahrt? Sie haben Dir wohl einen hübschen Strang Sapeken versprochen, weil Du es wagst Eingriffe in mein Privilegium zum machen. Aber wir werden nachher ein Wörtchen mit einander reden!" Unser Fährmann raunte uns zu: „Sagt ja kein Wörtchen!" Dann rief er so laut er konnte: „Du da siedest Leim und sprichst verwirrte Dinge; Du solltest vernünftig reden, und schwätzest ins Blaue hinein. Diese Lamas geben mir nicht eine einzige Sapeke; sie haben meine Beinwunde geheilt; dafür setze ich sie über den Paga Gol. Darf ich das etwa nicht? Ich thue eine heilige Handlung." Der Fährmann murmelte in den Bart und sagte weiter nichts. Nun fuhren wir ruhig weiter. Da kam in vollem Galopp ein Reiter herangesprengt, hielt am Ufer und schrie: „Rudert aus allen Kräften! Der erste Minister des Königs der Ortus kommt mit Gefolge die Steppe herauf und will auf eurer Fähre übersetzen!" Der Reiter war ein tatarischer Mandarin mit blauem Knopfe. Den Fährleuten kam solch ein Geheiß sehr ungelegen: sie sollten nun Frohnde thun, den Tudselaktßi, d. h. den Minister des mongolischen Königs fahren, und keine Sapeke dafür bekommen. „Doch das Letzte", so fuhren sie fort, „möchte noch hingehen; wenn

uns diese stinkende Tataren (Tscheu-ta-dse) nur nicht noch prügeln. Also immer vorwärts, heute sollen wir einen Tudselaktßi rudern!" Dabei lachten und fluchten sie auch über die Mongolen. Unser Fischer klagte uns seine Noth, und der arme Mann war wirklich zu bedauern, wenn er gezwungen wurde, seinerseits Frohndienste zu thun. Wir riethen ihm langsam zu rudern weil man ihm nichts anhaben werde so lange wir auf der Fähre seien. Als ihn zwei Mandarinen fragten, weshalb er nicht rascher aus der Stelle komme, legten wir uns ins Mittel, und sagten: „Mongolische Brüder bittet euren Gebieter, daß er mit jenen drei Fähren dort sein Abkommen treffe. Dieser Mann hier ist krank und rudert schon lange; es wäre grausam ihm nicht Ruhe zu gönnen." — „Es möge so sein wie ihr sagt, Herren Lamas", sprachen die Reiter und sprengten fort.

Bald begegneten uns die drei Fährboote, auf welchen sich die Mandarinen mit ihrem Gefolge befanden. Die Pferde hatte man anderweitig befördert. Eine Stimme rief: „Herren Lamas, ist Friede mit euch?" Wir sahen an der rothen Kugel auf der Mütze, das der erste Minister des Königs uns angeredet hatte, und antworteten: „Tudselaktßi der Ortus, unsere Fahrt geht langsam aber glücklich; möge Frieden auch Deinem Wege nicht fehlen!" Nachdem einige durch das mongolische Herkommen gebotene Höflichkeiten ausgewechselt waren, fuhren beide Theile weiter, und nun fiel unserm Fährmann ein Stein vom Herzen, denn er war vom dreitägigen Frohndienst weggekommen, da der Tudselaktßi nicht durch die Moräste reisen wollte, sondern sich auf dem Hoang Ho bis zur Stadt Tschagan rudern ließ.

Wir unsrerseits kamen nach langer gefährlicher Ueberfahrt ans Ziel, wo Samdadschiemba unserer schon harrte. Die Sonne wollte eben untergehen, und gern hätten wir unser Zelt aufgeschlagen, aber wir mußten noch ein Stunde weiter um nur trockenen Boden zu finden. Wir waren entsetzlich abgemattet, und so müde daß wir nicht einmal Haferbrei zu bereiten Kraft oder Lust hatten. Wir genossen daher eine Hand voll gerösteter Hirse und etwas kaltes Wasser, sprachen unser Abendgebet, rollten die Bockshaut auf und legten uns schlafen.

Achtes Kapitel.

Das Land der Ortus oder Ordos. — Bebautes Land und sandige Steppen. — Regierungsform bei den mongolischen Völkern. — Adel. — Sclaverei. — Ein kleines Lamakloster. — Wahl und Amtseinsetzung eines lebendigen Buddha. — Klosteregeln und Studien. — Ein heftiger Sturm. — Mongolische Hochzeitsfeierlichkeiten. — Vielweiberei und Ehescheidung. — Das weibliche Geschlecht bei den Mongolen.

Als wir am andern Morgen ziemlich spät erwachten und aus dem Zelte traten, warfen wir einen Blick auf das Land in welchem wir uns nun befanden. Es sah dürr und öde genug aus, aber der Boden war doch wenigstens trocken. Wir befanden uns in den Sandsteppen der Ortus. Dieses Land wird in sieben Banner getheilt; es mag von Westen nach Osten einhundert, und von Westen nach Norden ungefähr siebenzig Wegstunden halten. Gegen Morgen, Abend und Mitternacht wird es vom Gelben Strom umflossen, gegen Süden bildet die Große Mauer die Grenze gegen China. Dieses Gebiet wurde zu allen Zeiten in den Strudel der politischen Bewegungen gerissen, welche das chinesische Reich heimsuchten, und war nicht selten Schauplatz blutiger Kriege. Vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert stand es unter der Herrschaft der Könige von Hia, welche Thu-Pa-Mongolen aus dem Lande Si-fan waren. Ihre Hauptstadt Hia Tscheu lag am Fuße des Aleschangebirges, zwischen dem Hoang Ho und der großen Mauer; sie heißt jetzt Ning Hia und gehört zur Provinz Kan Su. Im Jahre 1227 wurde das Königreich Hia und mit ihm das ganze Land der Ortus von Tscheng-Kis-Khan erobert, der die mongolische Dynastie der Yuen gründete. Und nach Vertreibung der Mongolen aus China durch die Mingdynastie kamen die Ortus unter die Herrschaft des Khans von Tschakar. Als dieser 1635 die Oberherrschaft der Mandschu anerkannte, folgten die Ortus diesem Beispiele und gehören seitdem als zinspflichtiges Volk dem chinesischen Reich an. Als Kaiser Khang Hi 1696 einen Kriegszug gegen die Oeloeten unternahm, verweilte er einige Zeit im Lande der Ortus und schrieb an seinen Sohn, der in Peking geblieben war, Folgendes: „Bisher wußte ich eigentlich nicht recht was ich von den Ortus denken sollte. Sie sind aber ein sehr policirtes Volk, das von den alten echtmongolischen Bräuchen nur wenig eingebüßt hat. Alle seine Fürsten leben unter einander in vollständiger Eintracht, und wissen von dem Unterschiede von Mein und Dein gar nichts. Ein Dieb ist unter ihnen etwas Unerhörtes, obwohl sie ihre

Kameele und Pferde kaum von Wächtern beaufsichtigen lassen. Verirrt sich zufällig ein solches Thier, so hütet es Der, welchem es zuläuft, so lange, bis der Eigenthümer bekannt wird, und stellt es diesem wieder zu, ohne die geringste Entschädigung zu verlangen. Die Ortus verstehen sich außerordentlich gut auf das Viehzüchten; fast alle ihre Pferde sind sehr sanftmüthig und lenksam. Die Tschakar, welche nördlich von den Ortus wohnen, gelten für sehr sorgfältige und erfolgreiche Pferdeabrichter, ich glaube jedoch daß die Ortus darin noch weiter sind. Trotz dieses Vorzugs sind sie aber doch nicht so wohlhabend wie die anderen Mongolen.“ Das hier Gesagte entspricht vollkommen unseren eigenen Beobachtungen, und wir fanden daß seit den Tagen des Kaisers Khang Hi keine erhebliche Veränderung vorgegangen ist.

Die Gegend welche wir am ersten Tage durchwanderten, zeigte Spuren von der Anwesenheit chinesischer Fischer, denn wir fanden dann und wann ein Stück Feld angebaut, aber Aecker und Bauern waren im höchsten Grad armselig. Diese Leute sind Mischlinge von Chinesen und Mongolen, aber weder so fleißig und betriebsam wie jene, noch so gutmüthig und einfach wie diese; sie wohnen in schmuzigen Hütten aus verflochtenen Zweigen, die mit Erde und Kuhmist beworfen sind. Der Durst zwang uns, in einer dieser Wohnungen einzukehren, und wir konnten uns überzeugen daß es im Innern eben so elend aussah. Menschen und Thiere lagen durcheinander im Schmuz. Diese Hütten stehen hinter den Zelten der Mongolen weit zurück; denn in diesen lebt der Mensch doch nicht im Miste der Ochsen und Schafe. Der sandige Boden trägt Buchweizen und Hirse, außerdem aber auch Hanf, der außerordentlich hoch wächst. Als wir dort waren, hatte man bereits geerntet, aber hin und wieder stand noch etwas auf dem Felde, und wir sahen wie kräftig die Pflanzen waren. Die Ackerbauer im Lande der Ortus reißen den Hanf nicht mit den Wurzeln aus der Erde wie die Chinesen, sondern schneiden ihn ab, so daß etwas stehen bleibt. Das war für unsere Kameele sehr lästig, für uns aber vortheilhaft, denn wir hatten am Abend vortrefflichen Brennstoff. Am andern Tage waren wir abermals im Graslande, wenn man eine kahle, dürre und unfruchtbare Gegend, wie jene der Ortus, so nennen darf. So weit der Blick reicht, ist Alles öde und ohne Grün; steinige Schluchten wechseln mit Mergelhügeln oder mit Ebenen, auf welchen der Wind den feinen beweglichen Sand nach allen Richtungen hinpeitscht; Gräser sieht man nicht, wohl aber hin und wieder dorniges Gesträuch und magere Farrnkräuter, die mit Staub bedeckt sind und übel riechen.

Nur an einzelnen Punkten wachsen in diesem abscheulichen Boden einige Kräuter, aber sie sind leicht zerbrechlich, und liegen so dicht auf der Erde, daß das arme Vieh mit der Schnauze den Sand wegwischen muß, wenn es diese spärliche Nahrung fressen will. In diesem armseligen Lande der Ortus sehnten wir uns sogar nach den Morästen am Hoang Ho zurück; denn dort war wenigstens Wasser, während hier Bäche und Quellen völlig mangelten; in den wenigen Tümpeln und Cisternen fanden wir nur übelriechendes Schlammwasser. Die Lamas in der Blauen Stadt hatten uns das Alles vorhergesagt, und wir kauften auf ihren Rath zwei Wasserschläuche, die uns denn jetzt auch erhebliche Dienste leisteten; wir füllten sie wo sich irgend Gelegenheit darbot, und gingen mit dem kostbaren Naß sehr sparsam zu Werke. Nichtsdestoweniger litten wir mit unseren Thieren den empfindlichsten Mangel; dazu kam daß das Vieh bei elendestem Futter hungern mußte; es magerte deshalb auch sichtlich ab; insbesondere das Pferd sah erbärmlich aus, und ließ den Kopf tief hängen; die Kameele schlotterten nur noch auf ihren langen Beinen, und die Höcker hingen schlaff herab wie leere Säcke.

Aber in der Wüstenei des Landes der Ortus fehlt es wohl an Wasser und an guter Weide, aber keineswegs an wilden Thieren. Man trifft in Menge graue Eichhörnchen, gelbe äußerst flinke Ziegen und Fasanen mit prächtigem Gefieder. Die Hasen sind so wenig scheu, daß sie kaum vor uns fortliefen, vielmehr sich auf die Hinterläufe setzten, die Löffel spitzten und uns anblickten. Das erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß die Mongolen nur selten auf die Jagd gehen.

Die Ortus haben bei weitem nicht so zahlreiche Heerden wie die Mongolen in Tschakar und Geschekten, in deren Gebiet fette Weiden liegen. Ihre Pferde und ihr Rindvieh gewährten einen sehr armseligen Anblick; mit Ziegen, Schafen und Kameelen stand es schon besser, weil diese Thiere die mit Salpeter geschwängerten Pflanzen fressen, Ochsen und Pferde dagegen saftiges Futter und reines Wasser lieben. Die Mongolen wissen gar wohl, wie armselig das Land ist; ihre ganze Lebensweise erscheint äußerst dürftig. Die Zelte der meisten bestehen aus einem Holzgerüst, das mit Flecken von Filz oder Ziegenhaut überspannt ist; Alles sieht so verwittert, verkommen und schmuzig aus, daß man kaum begreift, wie überhaupt Menschen darin wohnen mögen. Wenn wir in der Nähe eines solchen Zeltes rasteten, war bald eine Menge dieser Leute bei uns; sie warfen sich vor uns nieder, wälzten sich auf der Erde und gaben uns die pomphaftesten Titel, um nur ein Almosen zu erhalten. Wir waren selbst arm,

aber so äußerst bedürftigen Menschen konnten wir eine Gabe nicht weigern, und spendeten ihnen etwas Thee, Hafermehl, geröstete Hirse, und zuweilen auch etwas Hammeltalg. Mehr hatten wir nicht zu geben.

Die Mongolei enthält nach allen Richtungen hin weite Landstrecken, die reich an Wasser und vortrefflichen Weiden sind und völlig öde liegen. Wie kommt es daß die Ortus nicht dorthin ziehen, sondern in ihrer traurigen Heimat bleiben? Die Antwort ergiebt sich aus den in der Mongolei geltenden Gesetzen. Die Mongolen sind allerdings Nomaden, und ziehen unablässig umher, aber nur innerhalb der Grenze ihres Landes; diese dürfen sie nicht überschreiten, sondern müssen in ihrem vaterländischen Königreiche als Angehörige ihres Herrn und Gebieters ein für allemal bleiben. Denn man darf nicht vergessen, daß unter den Mongolen eine scharf ausgeprägte Sclaverei vorhanden ist. Die nachfolgenden Bemerkungen werden erläutern, welchen Grad von Freiheit dieses Volk in seinen Einöden und Steppen genießt.

Die Mongolei zerfällt in mehrere Staaten, deren Regenten dem Kaiser von China unterworfen sind, der bekanntlich selbst von mandschurisch-tatarischer Abkunft ist. Jene Häuptlinge führen Titel, welche unserm europäischen König, Herzog, Graf, Baron ꝛc. entsprechen, regieren ihre Länder nach Willkür, und Niemand hat das Recht, dagegen Einsprache zu erheben; der chinesische Kaiser ist nur ihr Oberlehnsherr. Zwistigkeiten unter diesen Regenten werden vom pekinger Hofe entschieden, und es kommt nicht vor daß diese mongolischen Herren etwa, gleich jenen des europäischen Mittelalters, einander befehden. Sie halten sich für verpflichtet, alljährlich dem „Sohne des Himmels und Gebieter der Erde" ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen; es steht aber ein für allemal als giltig fest, daß der „Groß-Khan" nicht das Recht habe, irgend eine dieser mongolischen Herrscherfamilien zu entthronen. Er kann unter Umständen den König entfernen, dessen Person beseitigen, aber er ist verpflichtet einem Sohne desselben die Regierung zu übertragen. Denn die Regierung gehört der und der Familie; dieses Recht kann nicht in Frage gestellt werden, und wer dasselbe antastet, macht sich eines Verbrechens schuldig.

Nördlich von Peking liegt das Königreich Barrains (oder Barin), dessen Herrscher in der chinesischen Hauptstadt als Verschwörer gegen den Kaiser angeklagt wurde. Das höchste Gericht sprach ein Schuldig aus, ohne den Mann auch nur gehört zu haben; das Urtheil lautete, er solle an beiden Enden seines Leibes kürzer gemacht werden. Dem Geiste des Gesetzes zufolge hieß das so viel, als man solle ihm Kopf

und Füße abhauen. Der König wußte aber die Vollstrecker des Urtheils vermittelst großer Geldsummen zu einer wörtlichen Auslegung zu vermögen, und so schnitten sie ihm vom Kopfe seinen Haarzopf, und von den Füßen die Sohlen seiner Stiefel ab. Nun war er allerdings oben und unten etwas kürzer gemacht worden; die Vollstrecker schrieben nach Peking, dem Urtheil und kaiserlichen Befehl sei nach Vorschrift Genüge geleistet worden, und damit war die Sache abgethan. Der König mußte jedoch vom Throne steigen und sein Sohn übernahm die Regierung. So viel also steht fest, daß die Herrschaft bei der Familie bleibt; über die Nachfolge selbst fehlt es aber an bündigen Bestimmungen, wie denn überhaupt die Beziehungen zwischen den Mongolenhäuptlingen und dem Groß-Khan schwankend sind; die Willkür des letztern setzt sich manchmal über Gesetz und Herkommen hinweg. Denn in der Praxis bestreitet dem Kaiser Niemand das Recht zu thun was ihm beliebt; und in zweifelhaften oder streitigen Fällen giebt eben die Gewalt den Ausschlag.

In der Mongolei bilden sämmtliche Familien welche mit dem Herrscher verwandt sind, einen Adel, wenn man so sagen darf, eine Patricierkaste. Diesem Adel gehört aller Grund und Boden. Die Edelleute „Taitsi", tragen einen blauen Knopf auf ihrer Mütze; aus ihnen wählt der Herrscher seine Minister, gewöhnlich drei an der Zahl. Ein solcher Mann heißt Tutselaktßi, d. h. einer welcher seinen Dienst leiht oder darbietet. Vermöge seiner Würde hat er das Recht einen rothen Knopf (Glaskugel) zu tragen. Unter den Tutselaktßi stehen die Tuschimel, Beamte welche mit den Einzelheiten der Verwaltung beauftragt sind. Dazu kommen noch einige Schreiber und Dolmetscher, welche das Mongolische, das Mandschu und die chinesische Sprache verstehen. Weiter sind keine Beamten vorhanden. Nördlich von der Gobi, im Lande der Khalkas, giebt es eine Gegend in welcher nur Taitsi leben; man hält sie für Abkömmlinge der von Tsching-Kis-Khan gegründeten mongolischen Dynastie, welche von 1261 bis 1341 regierte. Was zur Familie derselben gehörte, flüchtete, als die Chinesen das Joch der Fremdherrschaft abschüttelten, zu den Khalkas, welche diesen Gästen einen Theil ihres ausgedehnten Gebietes überließen. Dort wurden sie wieder was ihre Vorfahren gewesen, nämlich Nomaden. Diese Taitsi leben in der äußersten Freiheit und Unabhängigkeit, zahlen keine Steuer, sind Niemandem zinspflichtig und erkennen gar keinen Oberherrn an. Bei diesem an Heerden reichen Volke trifft man altpatriarchalische Sitten und Gebräuche noch unverfälscht an.

Alle Mongolen die nicht der fürstlichen Familie, dem Adel, ange-

hören, sind **Sclaven**, und von ihren Gebietern unbedingt abhängig. Sie müssen denselben Gefälle zahlen und das Vieh hüten; aber es steht ihnen frei sich eigene Heerden zu halten. Die Sclaverei trägt jedoch bei den Mongolen nicht etwa ein hartes und grausames Gepräge; gerade das Gegentheil ist der Fall. Die Adelsfamilien sind fast in nichts von den Sclavenfamilien unterschieden; beide hausen unter Zelten, beide sind nomadische Viehzüchter. Der Edelmann lebt nicht in Pracht und Ueppigkeit, giebt also in dieser Hinsicht dem Aermern keinen Anstoß. Wenn der Sclave in des Herrn Zelt eintritt, bietet dieser ihm Thee mit Milch; beide rauchen Tabak mit einander und wechseln gegenseitig ihre Pfeifen. Die jungen Sclaven und die jungen Barone haben alle Spiele und Lustbarkeiten gemein; der Stärkere ringt den Schwächeren zu Boden, gleichviel wer er sei. Sehr oft sind Sclavenfamilien reiche Heerdenbesitzer, denen Dürftigkeit etwas unbekanntes ist; wir haben viele getroffen, welche bei weitem wohlhabender waren als ihre Herren, die denn auch an einem solchen Verhältniß nicht den geringsten Anstoß nahmen. Die Sclaverei bei den Mongolen ist viel weniger drückend oder entwürdigend als jene im europäischen Mittelalter war, und der mongolische Baron giebt seinen Leibeigenen keine verletzenden Benennungen, wie etwa Canaille oder dergleichen. Aber dieser tatarische Adel hat das Recht über Leben und Tod. Nachdem ein Sclav getödtet worden ist, urtheilt ein Gericht über das Verfahren des Herrn, und unschuldig vergossenes Blut wird gerächt. Ein Lama welcher einer Sclavenfamilie angehört, wird in gewissem Sinne frei sobald er in den Priesterstand tritt, und braucht weder Gefälle zu zahlen noch Frohnden zu thun; er kann auch gehen und reisen wohin es ihm beliebt, und Niemand hat das Recht ihm dabei Hindernisse in den Weg zu legen.

Im Allgemeinen haben also diese Verhältnisse einen sehr milden Charakter; doch benützen dann und wann mongolische Regenten ihre Stellung, um das Volk zu drücken und hohe Steuern zu erpressen. Wir kennen einen solchen, der in folgender Art zu Werke geht. Er sucht unter seinem Vieh das schlechteste aus und läßt es zu seinen wohlhabendsten Sclaven treiben, bei welchen es auf die Weide geht. Nach einigen Jahren verlangt er sein Vieh zurück, das aber zumeist vor Alter oder an Krankheiten gefallen ist; dafür nimmt er nun aus den Heerden seiner Sclaven die besten Häupter, und oft zwei oder dreimal mehr als er überhaupt hat hintreiben lassen. Das sei, erklärt er, ganz in der Ordnung, weil binnen drei Jahren sein Vieh sich um so viel Lämmer und Füllen vermehrt haben müsse.

Auf unserer Wanderung durch das Land der Ortus trafen wir in wildromantischer Lage ein sehr hübsch gebautes kleines Kloster an welchem wir vorüberzogen. Wir hörten Hufschlag, wendeten uns um und sahen wie ein Lama hinter uns hersprengte. Er redete uns an. „Brüder, ihr habt bei unserm Sumeh, (das heißt Lamakloster,) nicht angehalten. Würde es euch nicht etwa genehm sein, einen Tag bei uns auszuruhen und unserm Heiligen Verehrung zu bezeigen?" Wir entgegneten daß wir weder zu dem Einen noch zum Andern geneigt seien. Darauf fuhr er fort: „Unser Heiliger ist nicht etwa ein Mensch, sondern wir sind so glücklich in unserm obwohl kleinen Kloster einen Schaberon, einen lebendigen Buddha zu besitzen. Vor zwei Jahren stieg er von den heiligen Bergen Thibets herab; jetzt ist er sieben Jahre alt. Während eines frühern Lebens war er Oberlama eines prächtigen Klosters, das in diesem Thale lag; aber dieses Sumeh ist, wie wir in den heiligen Büchern lesen, zu Tscheng-Kis Zeiten zerstört worden. Kommt mit mir, Brüder, unser Heiliger wird seine rechte Hand auf euer Haupt legen und Glück wird euerm Wege nicht fehlen." Wir entgegneten ihm, daß man im Abendlande an die Seelenwanderungen der Schaberons nicht glaube, sondern Jehova, den Schöpfer Himmels und der Erden anbete. Das Kind im Lamakloster erscheine uns machtlos, und Menschen hätten von demselben weder etwas zu besorgen noch zu hoffen. Ueber dergleichen Aeußerungen war der Lama höchlich erstaunt; am Ende aber stieg ihm der Zorn in's Gesicht; er sah uns wüthend an und ritt eilig von dannen. Was er zwischen den Zähnen gemurmelt hat, konnten wir nicht verstehen; gesegnet hat er uns auf keinen Fall.

Die Mongolen glauben steif und fest an alle jene Seelenwanderungen, und es wird keinem einfallen, an der Echtheit ihrer Schaberons zu zweifeln. Solcher lebendigen Buddhas giebt es eine große Anzahl, und sie stehen allemal an der Spitze bedeutender Klöster. Manchmal beginnt ihre Laufbahn in einem kleinen Tempel, wo sie anfangs nur einige wenige Schüler um sich haben; aber allmälig breitet sich ihr Ruf aus, und dann wird das kleine Kloster ein Zielpunkt für andächtige Pilger. Dann finden sich nach und nach Lamas ein und bauen sich Zellen in der Nähe; so gewinnt das Kloster an Bedeutung und wird endlich weit und breit berühmt.

Die Wahl und Einsetzung der lebenden Buddhas geschieht auf eine eigenthümliche Weise. Das Hinscheiden eines Oberlama's erweckt in sei-

nem Kloster nicht etwa große Trauer, denn Jedermann weiß daß der Schaberon wieder erscheinen werde. Sein Tod ist nur der Anbeginn eines neuen Daseins, ein neuer Ring in der unendlichen, ununterbrochenen Kette von Lebenswandelungen; er ist gleichbedeutend mit Wiedergeburt. So lange aber der Heilige gleichsam noch starr oder latent in seiner neuen Verpuppung verharrt, sind alle seine Schüler in unruhiger Bewegung; denn es handelt sich dann um eine sehr wichtige Angelegenheit, nämlich den Ort zu entdecken, wo der abgeschiedene Meister seine Verwandelung bewerkstelligt und wieder ins Leben tritt. Ein Regenbogen ist ein Zeichen welches der Verstorbene ihnen zukommen läßt, um ihnen bei den Nachforschungen behilflich zu sein. Sobald jene Lufterscheinung sich zeigt, werden allgemein Gebete hergesagt, in dem seines Buddha beraubten Kloster wird gefastet und gepredigt, und eine auserwählte Schaar zieht aus um den Tschürtschün zu befragen, das heißt den berühmten Wahrsager und Deuter, welcher Kunde von solchen Dingen hat, die anderen Menschen verborgen sind. Es wird ihm mitgetheilt, daß an dem und dem Tage der Regenbogen des Schaberon in der Luft erschienen sei; er zeigte sich da oder dort, war mehr oder weniger stark und so oder so lange sichtbar. Dann verschwand er unter den oder jenen Umständen. Nun hat der Tschürtschün Alles erfahren was er zu wissen braucht, spricht einige Gebete, öffnet die Bücher der Weissagung, und verkündigt darauf sein Orakel. Die Anwesenden liegen inzwischen auf den Knieen, in tiefster Andacht und Sammlung. Dann spricht Jener: „Euer Oberlama ist in Thibet wieder zum Leben erstanden, so und so weit von euerm Kloster entfernt; ihr findet ihn in der und der Familie.“ Die Mongolen vernehmen das Orakel und kehren eilig heim, um in dem Kloster die heilbringende Nachricht zu verkündigen. Manchmal trifft es sich aber auch, daß die Jünger des Verstorbenen sich keine große Mühe zu geben brauchen, um die Wiege ihres Heiligen zu entdecken; denn er offenbart ihnen wohl das Geheimniß seiner Umwandelung, und zwar in einem Alter in welchem gewöhnliche Kinder noch kein Wort sprechen können. Er sagt nämlich: „Ich bin der Oberlama, der lebende Buddha des und des Tempels; man soll mich in mein früheres Kloster zurückführen, denn ich bin dessen unsterblicher Vorstand.“ Sobald der Säugling gesprochen hat, theilt man seine Worte den Lamas des von ihm bezeichneten Sumeh mit, sagt daß ihr Schaberon dort oder da verweile, und fordert sie auf ihn abzuholen.

Die Mongolen sind allemal hoch erfreut, wenn sie erfahren wo ihr

Oberlama wieder erschienen sei, und es gilt ihnen gleichviel ob ein Regenbogen ihn anzeige oder ob er sich selber offenbare. Dann entsteht große Bewegung in und bei den Zelten, und es werden Vorkehrungen zu der weiten Reise getroffen. Denn fast allemal erscheint der lebende Buddha in Thibet, also in einem fernen nur äußerst schwer zugängigen Lande. Manchmal tritt der Landesherrscher in eigener Person an die Spitze der heiligen Karawane, oder läßt sich durch seinen Sohn oder irgend ein anderes Mitglied seiner Familie vertreten; auch hohe Mandarinen, königliche Minister schließen sich an. Sodann wartet man einen „glücklichen Tag“ ab, um die Reise anzutreten. Zuweilen ereignet es sich aber trotzdem, daß die heilige Schaar, nachdem sie schon unsägliche Beschwerden in der Wüste erduldet, von den Räubern am Blauen See (Ku-Ku-Noor) überfallen und ausgeplündert wird. Dann sterben Manche vor Hunger oder Kälte in jenen Einöden; Andere erreichen ihre Heimat. Dort aber haben sie nichts eiliger zu beschaffen, als eine neue Ausrüstung zu derselben Reise, die einen so kläglichen Ausgang genommen. Endlich gelingt es ihnen, das „ewige Heiligthum“ zu erreichen. Dann werfen sie sich vor dem bezeichneten Kinde inbrünstig zu Boden; aber zum Oberlama wird der junge Schaberon erst nach zuvor bestandener Prüfung ausgerufen. In feierlicher Sitzung und bei offenen Thüren, in Gegenwart aufmerksamer Zuhörer, werden viele Fragen an ihn gestellt. Er muß den Namen des Klosters nennen, dessen Oberlama zu sein er behauptet; man fragt, wie weit entfernt dasselbe liege und wie viele Lamas dort wohnen. Man läßt ihn ferner beantworten, welche Gebräuche und Gewohnheiten der Verstorbene gehabt habe, was für Eigenthümlichkeiten, auch muß er erzählen unter welchen Umständen er gestorben sei. Zuletzt legt man ihm verschiedene Gebetbücher, Hausgeräth von mancherlei Art, Theebüchsen, Tassen und dergleichen vor. Aus allen diesen Gegenständen muß er diejenigen heraussuchen, deren er sich während seines frühern Lebens bediente.

Insgemein besteht der Knabe, der allerhöchstens fünf oder sechs Jahre alt ist, die Probe; er antwortet auf alle Fragen sehr bestimmt und genau, und wird keineswegs verlegen, wenn er sein früheres Hausgeräth bezeichnen muß. „Hier sind meine Gebetbücher; das da ist mein Theenapf,“ und so fort. Es unterleidet keinem Zweifel daß manchmal die Mongolen, bei derartigen Gelegenheiten, Opfer klug ersonnener Täuschung sind; wir glauben aber, daß sehr oft beide Theile in vollkommen gutem Glauben zu Werke gehen. Wir haben bei Leuten Erkundigungen eingezogen, die wir für vollkommen zuverlässig halten, und es scheint ausgemacht, daß

nicht Alles was man von den Schaberons erzählt, in das Gebiet der Täuschung und Gaukelei verwiesen werden darf*).

Nun ist das Anrecht des Kindes auf die Eigenschaft eines lebenden Buddha festgestellt, und er wird im Triumphe nach dem Sumeh geführt, dessen Oberlama er fortan sein soll. Unterwegs geräth Alles in Aufregung; die Mongolen kommen in Schaaren herbei, werfen sich vor ihm nieder und bringen Opfer. In seinem Kloster stellt man ihn auf den Altar; Könige, Fürsten, Mandarinen, Lamas, Reich und Arm aus dem Volke drängt sich herbei, neigt die Stirn vor dem Knaben, den man weither aus Thibet geholt hat, und dessen wunderbare Eigenschaften Achtung, Bewunderung und Ehrfurcht erwecken. Jedes mongolische Land hat in seinem berühmtesten Kloster einen lebenden Buddha. Außer diesem Superior besitzt es dann aber noch einen andern Oberlama, der aus den Angehörigen der königlichen Familie gewählt wird. Jener aus Thibet geholte Buddha-Lama residirt im Kloster als lebender Gott, dem die Frommen tagtäglich ihre Verehrung darbringen; dafür giebt er ihnen seinen Segen. Alles was auf Gebete und gottesdienstliche Feierlichkeiten Bezug hat, demnach alles Liturgische, steht unter seiner unmittelbaren Leitung. Der mongolische Oberlama dagegen leitet die Verwaltung und Polizei im Kloster. Unter diesen beiden Oberen stehen mehrere Unterbeamte, welche die eigentlichen Geschäfte der Verwaltung besorgen, die Einkünfte beitreiben lassen, kaufen, verkaufen, und die Klosterzucht aufrechterhalten. Die Schreiber müssen Buch halten und die Verordnungen abfassen, welche der regierende Oberlama zum Besten der Ordnung erläßt. Diese Schreiber sind insgemein gewandte Leute die mongolisch und thibetanisch, manchmal auch das Chinesische und Mandschu verstehen. Sie haben eine strenge Prüfung vor allen Lamas und den Regierungsbeamten zu bestehen, bevor sie ihr Amt bekommen.

Abgesehen von dieser geringen Anzahl hoher und niederer Beamten, zerfallen die Lamas eines Klosters in Lehrer oder Meister und in Schüler. Jeder Lama der Lehrer ist, hat einige Schüler, Schabis, unter Anleitung und Aufsicht; sie stehen in seiner Lehre, wohnen in seinem Hause,

---

*) Herr Huc meint in seinem Texte weiter, „eine blos menschliche Philosophie“ werde dergleichen Thatsachen verwerfen oder für Betrügereien der Lamas erklären, er aber glaube, daß der böse Erzlügner, der Teufel, sein Spiel dabei treibe. Habe doch Satan auch den Simon Magus befähigt Luftfahrten anzustellen. Er könne also auch durch den Mund eines Säuglings reden! Quod erat demonstrandum! A.

und müssen sich allen häuslichen Arbeiten unterziehen. So hüten sie des Lehrers Vieh, melken die Kühe, machen Butter, heben die Sahne ab. Zum Lohn dafür lehrt der Meister sie die Gebete und gottesdienstlichen Gebräuche. Der Schabi muß früh Morgens eher aufstehen als der Lehrer, das Zimmer auskehren, Feuer machen, und Thee bereiten. Dann nimmt er sein Gebetbuch, überreicht dasselbe ehrfurchtsvoll dem Meister, verneigt sich dreimal vor ihm, so daß seine Stirn den Boden berührt, und darf bei alledem kein Wort reden. Durch diese Beweise von Hochachtung will er zu erkennen geben, daß er wünsche, der Meister möge ihm die Aufgabe bezeichnen, welche er im Laufe des Tages zu lernen habe. Der Lehrer öffnet das Buch und liest dem Schüler einige Seiten vor. Dieser verneigt sich wieder dreimal zum Zeichen des Dankes, und entfernt sich. Der Schabi kann seine Gebete studiren und lernen wann und wie er will, denn dafür ist keine feste Stunde angesetzt. Er mag schlafen, mit anderen Zöglingen Kurzweil treiben, ohne daß sein Lehrer sich darum bekümmert. Aber bevor er Abends zur Ruhe geht, muß er seine Aufgabe gelernt haben und ohne Anstoß hersagen. Geht das gut, so hat er seine Schuldigkeit gethan, und das Stillschweigen des Lehrers ist sein Lohn; dagegen wird er tüchtig bestraft, wenn er nicht sattelfest erfunden wird. Dann kommt es gar nicht selten vor, daß der Lehrer seine ernste Würde bei Seite läßt, den Schüler prügelt und entsetzlich schimpft. Dann und wann nimmt wohl ein Schabi Reißaus, wenn die Tracht Schläge ihm zu schwer vorkommt; er zieht weit weg und geht auf Abenteuer aus. Im Allgemeinen unterwerfen sich aber die Schüler sehr geduldig den über sie verhängten Züchtigungen, obwohl sie manchmal sogar mitten im Winter unbekleidet unter freiem Himmel übernachten müssen. Wir haben mannigfachen Verkehr mit Schabis gehabt und oftmals gefragt, ob man denn die Gebete ohne Prügel gar nicht lernen könne. Sie gestanden ganz offen und mit voller Ueberzeugung: das sei ein Ding der Unmöglichkeit. „Man weiß gerade jene Gebete am allerbesten, bei denen man die meisten Schläge bekommen hat. Jene Lamas die nicht beten und kranke Leute nicht heilen können, die nichts vom Vorhersagen der Zukunft wissen, sind gewiß nicht hinlänglich von ihren Meistern durchgebläut worden."

Die Schabis können, abgesehen von diesen häuslichen Studien, im Kloster den öffentlichen Vorlesungen beiwohnen, in welchen theologische und medicinische Bücher erläutert werden. Aber diese Vorträge und Erklärungen sind äußerst dürftig und ungenügend, die gelehrte Ausbildung der Lamas darum auch so mangelhaft, daß überhaupt nur wenige von

ihnen sich genaue Rechenschaft von den Werken geben können welche sie studiren. Wenn man ihnen bemerklich macht, wie schwach es mit ihren Kenntnissen bestellt ist, so sagen sie, daran sei die unergründliche Tiefe der Lehrer schuld. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Lamas findet es am bequemsten, die Gebete rein mechanisch herzusagen und sich um den Inhalt nicht weiter zu bekümmern. Für eigentlich kanonisch gelten nur die thibetanischen Bücher, welche der reformirte Buddhacultus für zulässig erklärt hat. Die mongolischen Lamas studiren daher ihr Lebenlang eine ausländische Sprache ohne sich um ihre inländische zu bekümmern; man trifft daher Viele die in der thibetanischen Literatur wohlbewandert sind, aber nicht einmal die mongolischen Buchstaben kennen. In einzelnen Klöstern wird aber doch auch mongolisch getrieben; man betet sogar in dieser Sprache, aber diese Gebete sind allemal Uebersetzungen aus dem Thibetanischen. Ein Lama der beide Sprachen versteht, gilt für gelehrt, und wird als ein wahres Wunder angestaunt, wenn er auch chinesisch und mandschurisch versteht.

Das Land der Ortus wurde immer wilder und trauriger, je weiter wir kamen, und zu unserm größten Misgeschick erhob sich in den letzten Herbsttagen ein eisiges Sturmwetter. Wir kamen nur mit Mühe in der dürren sandigen Wüste vorwärts, der Schweiß troff uns von der Stirn herab, und die Hitze war außerordentlich drückend. Die Kameele streckten den Hals weit vorne aus, hielten die Schnauze weit geöffnet, und schnappten nach Luft. Da ballten sich gegen Mittag am Horizonte dicke Wolken auf; wir sahen daß Sturm kommen werde, und suchten nach einer passenden Stelle um das Zelt aufzuschlagen. Aber wo? Wir stiegen auf die Hügel, spähten ob irgendwo eine mongolische Wohnung zu entdecken wäre, und suchten nach Feuerung. Aber Alles vergeblich; weit und breit war alles Einöde. Nur dann und wann sahen wir einen Fuchs, der zu seinem Bau eilte, oder Heerden „gelber Ziegen", welche Gebirgsschluchten aufsuchten. Bald waren die Wolken hoch heraufgezogen und der Sturm verkündete sein Herannahen durch einzelne Windstöße. Dann brach ein fürchterliches Gewitter über uns herein, ein eisiger Nordwind peitschte über die Fläche her, und wir eilten einer Bergschlucht zu. Doch bevor wir sie erreichten, hatte der Sturm uns überholt, der Regen goß in Strömen herab, dann folgte Hagelschlag, und als dieser aufhörte fiel Schnee. So waren wir bald bis auf die Haut durchnäßt, und die Kälte drang bis auf die Knochen. Wir stiegen ab, um durch das Gehen uns ein wenig zu erwärmen, aber wir sanken knietief ein und kamen nicht vorwärts.

Dann suchten wir einigermaßen Schutz hinter unseren Kameelen und hielten die Arme dicht an den Leib, um einigermaßen uns zu erwärmen. Inzwischen tobte der Sturm immer fort, und an ein Aufschlagen des Zeltes war nicht zu denken. Wir befanden uns in einer wahrhaft entsetzlichen Lage, und waren nahe daran zu erstarren. Da raffte Einer von uns alle seine Kräfte zusammen, erklomm eine Höhe, und fand einen Pfad der von dort in eine weite Schlucht hinabführte. Diesen verfolgte er und fand am Abhange des Berges große thürähnliche Oeffnungen. Bei diesem Anblicke kehrten ihm Muth und Kraft wieder, er eilte rasch zu den Uebrigen zurück und verkündete die frohe Botschaft: „Wir sind gerettet; ich habe Grotten im Berge gefunden; macht rasch, daß wir dorthin kommen!“ Sogleich setzte sich die kleine Karawane in Bewegung; die Thiere ließen wir vorerst auf der Höhe, um eiligst in die Schlucht hinabzusteigen. Dort fanden wir nicht etwa natürliche Grotten, sondern schöne geräumige Gemächer, die offenbar Menschenhänden ihr Dasein verdankten. Die größte Höhle wählten wir zum Gemach für uns, und waren unaussprechlich froh, denn das Ganze schien uns wie ein Uebergang vom Tode zum Leben.

Diese unterirdischen Wohnungen sind eben so zierlich als dauerhaft; wahrscheinlich sind sie von Chinesen hergerichtet, welche des Ackerbaues wegen ins Land kamen, und später dasselbe wieder verließen, weil sie es doch gar zu unergiebig fanden. An einigen Stellen konnten wir noch Spuren ehemaligen Anbaues wahrnehmen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Chinesen welche sich in der Mongolei ansiedeln, gern Höhlen bereiten, um darin zu wohnen, denn das kostet weniger als Häuserbau, und solche Grotten geben Schutz gegen Unwetter. Dergleichen Wohnungen sind insgemein recht gut eingerichtet; zu beiden Seiten der Eingangsthür sind Fensteröffnungen, durch welche Lüft genug eindringt. Mauern, Wölbung, Oefen, Kang, kurz Alles im Innern ist stuccoartig mit glänzend weißem Kalkmörtel überzogen. Diese Grotten sind im Winter warm und im Sommer kühl; ihr einziger Nachtheil besteht darin, daß es ihnen an freiem Luftzuge fehlt. Uebrigens waren dergleichen Wohnungen für uns nicht etwa neu, weil wir sie von unserer Mission Si-Wan her schon kannten, dort waren sie aber bei weitem nicht so hübsch, als jene im Lande der Ortus. Wir nahmen nun Besitz von jenen unterirdischen Gemächern, und konnten uns eines hellflackernden Feuers erfreuen, weil wir in einer dieser Grotten eine Menge von Hanfstengeln fanden. Auf unserer ganzen Reise hatten wir keinen so guten Brennstoff als damals. Bald waren unsere Kleider getrocknet; wir nannten diese unterirdische

Herberge das Gasthaus zur Vorsehung, und genossen einer erquicklichen Wärme, während Samdadschiemba beschäftigt war in Schöpsenfett kleine Kuchen zu schmoren. Denn in der Freude über ein so glückliches Ereigniß hatten wir unsern Vorrath von Weizenmehl angegriffen. Auch unserm Vieh ging es wohl; denn wir hatten Ställe und Futter für dasselbe gefunden, da eine Grotte Vorrath von Hirse- und Haferstroh hatte. Herzlich froh über ein so glückliches Abenteuer streckten wir uns spät auf dem erwärmten Kang in aller Gemächlichkeit aus, und dachten an keinerlei Ungemach.

Als am andern Tage Samdadschiemba unser Gepäck vollends trocknete, durchmusterten wir die zahlreichen Höhlen, die wir in jenem Berge fanden. Wir waren überrascht als wir bemerkten, daß aus einer dieser Grotten, durch Thür- und Fensteröffnungen, dichte Rauchwolken hervorwirbelten. Wir traten näher und gewahrten im Innern ein mächtiges Feuer von Hanfstengeln, dessen Flamme bis zum Gewölbe empor leckte. In dem dichten Qualme bewegte sich eine Menschengestalt, welche uns mit tiefer Stimme den mongolischen Gruß Mendu entgegen rief, und gleich hinzufügte: „Kommt näher und nehmt am Kessel Platz!" Das Ganze erschien durchaus phantastisch, und wir glaubten uns in die Höhle des Cacus versetzt. Als der Mongole sah daß wir unbeweglich und schweigend stehen blieben, stand er auf und kam näher; wir erfuhren, daß am Abend ihn wie uns das Sturmwetter ereilt hatte, weshalb er eine Zuflucht in diesen Grotten gesucht. Wir luden ihn zum Frühstück ein, und setzten unsere Nachforschungen fort. Während wir uns diese verlassenen Wohnstätten betrachteten, war unsere Neugier mit einem Gefühl von Schauer gemischt. Alle diese Höhlen waren so ziemlich nach ein und demselben Plane gearbeitet und vollkommen gut erhalten. Chinesische Schriftzeichen an den Wänden, viele Porzellanscherben und einige Weiberschuhe bewiesen deutlich, daß vor nicht gar langer Zeit Chinesen hier gehaust hatten. Es überraschte uns, in sämmtlichen Grotten eine große Menge von Sperlingen anzutreffen, die sich Hirse und Hafer wohlschmecken ließen. Den Sperling findet man überall in der (—alten—) Welt; wir sahen ihn stets wo nur Menschen ansässig waren, und er ist überall derselbe muthwillige zänkische Vogel; nur erscheint er in der Mongolei, in Thibet und China noch weit unverschämter als bei uns in Europa, weil ihm Niemand nachstellt, und sein Nest sammt der Brut unangetastet bleibt. Deshalb kommt er ganz keck in die Häuser, benimmt sich sehr

dreist und fühlt sich ganz daheim. Die Chinesen nennen ihn Kianiao eül, das heißt der Familienvogel.

Wir besuchten im Ganzen etwa dreißig Grottenwohnungen, die aber weiter nichts Bemerkenswerthes darboten. Während des Frühstücks kam die Unterhaltung ganz von selbst auf die Chinesen, welche sich jene Behausungen aus dem Fels gegraben hatten, und wir fragten den Mongolen, ob er sie gesehen habe. „Ob ich diese Kitat kannte, welche hier im Thal gewohnt? Gewiß habe ich sie Alle gekannt! Sie haben erst vor etwa zwei Jahren diese Gegend verlassen. Sie hatten kein Recht hier länger zu bleiben, denn sie waren schlechtes Gesindel. Ach, diese Chinesen taugen nichts, sie lügen und betrügen. Im Anfang ließ es sich mit ihnen ganz gut an, aber das dauerte nicht lange. Vor etwa zwanzig Jahren kamen einige Familien hierher und baten um Gastfreundschaft; sie waren arm und wir erlaubten ihnen das Land zu pflügen; sie sollten aber alljährlich nach der Ernte den Taitsi etwas Hafermehl als Abgabe einhändigen. Nach und nach kamen noch mehr Familien, die auch Grotten aushöhlten, und bald war das ganze Thal voll von Chinesen. Sie waren zuerst alle gut und ruhig, und wir lebten mit ihnen wie mit Brüdern. Denn sagt, Herren Lamas, sollen nicht alle Menschen wie Brüder gegen einander handeln? Aber der Friede dauerte nicht lange, weil die Chinesen nichtsnutzige Betrüger waren. Sie begnügten sich nicht mit dem was man ihnen bewilligt hatte, und nahmen ohne Erlaubniß immer mehr Land für sich, und als sie reich wurden, wollten sie auch das Hafermehl nicht mehr geben, sondern traten unverschämt gegen uns auf. Sie stahlen auch Hämmel und Ziegen welche sich in diese Schluchten verliefen. Da berief ein muthiger Taitsi, ein kluger Mann, alle Mongolen der Umgegend zusammen, und sprach: „Die Chinesen nehmen uns viel von unserm Lande weg, stehlen uns Vieh, schimpfen über uns. Da sie nun nicht mehr wie Brüder sich benehmen, so müssen wir sie fortjagen.“ Mit diesen Worten des alten Taitsi waren wir Alle einverstanden. Nach weiterm Berathen wurde beschlossen, die angesehensten Männer zum Könige zu schicken, und ihn um einen Befehl zum Ausweisen der Chinesen zu bitten. Ich war dabei; der König schalt uns, daß wir Fremde ins Land gelassen hätten, die den Acker pflügen, und wir verneigten uns schweigend. Der König ist immer gerecht; er ließ den Befehl schreiben und setzte sein rothes Siegel darunter. Es hieß darin, die Chinesen sollten nicht länger im Lande bleiben, sondern dasselbe vor dem ersten Tage des achten Mondes räumen. Drei Taitsi stiegen zu Pferde, und überbrachten den Be-

fehl. Die Chinesen antworteten den Boten nichts, sondern sprachen untereinander: „Der König befiehlt, daß wir abziehen; es ist gut." Wir erfuhren später, daß sie in einer Versammlung beschlossen hatten, dem Befehl des Königs nicht zu gehorsamen, sondern ihm zum Trotz im Lande zu bleiben. Nun rückte der erste Tag des achten Mondes heran. Sie blieben ruhig wohnen und trafen keine Vorkehrungen zum Abzuge. Am Tage zuvor stiegen alle Mongolen zu Pferde, nahmen ihre Lanzen und trieben ihre Heerden in die Felder der Chinesen. Die Ernte war noch nicht eingebracht; als aber die Sonne aufging war nichts mehr davon übrig, weil das Vieh Alles abgefressen oder zertreten hatte. Die Chinesen schrien und fluchten über die Mongolen, aber die Sache war fertig. Sie nahmen ihre Habseligkeiten, zogen ab, und ließen im östlichen Theile des Landes der Ortus sich nieder, am Paga Gol, unweit vom Gelbem Strom. Ihr seid durch Tschagan Kuren gekommen und müßt sie dort gesehen haben."

Dieser Mongole lud uns dringend und freundlich ein mit ihm zu gehen und einige Tage in seinem Zelte zu bleiben, das nur etwa drei Wegstunden von jener Grotte entfernt stand. Es werde für uns und unser Vieh gut sein nach so schweren Anstrengungen auszuruhen; außerdem wolle sein Sohn am vierten Tage Hochzeit machen und unsere Anwesenheit werde Glück bringen. Wir hätten unter anderen Umständen dieser Einladung sehr gern Folge geleistet; jetzt aber kam für uns Alles darauf an diesem elenden Lande der Ortus baldmöglichst zu entrinnen, denn unser Vieh magerte immer mehr ab, und wir selber befanden uns in kläglichen Umständen. Uebrigens waren wir mit den Hochzeitsgebräuchen des Landes schon wohlbekannt.

Die Mongolen heirathen sehr jung, und dabei haben allein die Aeltern das entscheidende Wort zu sprechen. Die beiden Hauptpersonen werden kaum gefragt oder auch nur von dem unterrichtet, was man mit ihnen vor hat. Braut und Bräutigam brauchen einander nicht zu kennen, haben sich vielleicht noch nie gesehen, und erfahren erst nach der Hochzeit ob ihre Charaktere für einander passen oder nicht. Die Braut bringt niemals eine Mitgift zu, vielmehr muß der Bräutigam der Familie Geschenke machen, deren Werth aber nicht etwa seinem Gutdünken überlassen bleibt. Alles wird im Voraus verabredet, und mit allen Einzelheiten schriftlich gemacht. Man sagt: ich habe für meinen Sohn die Tochter des N. N. gekauft; oder: wir haben unsere Tochter an die und die Familie verkauft. So wird der ganze Heirathsvertrag wie ein Verkaufsgeschäft behandelt,

Die Freiwerber oder Heirathsmäkler bedingen den Preis, und dingen ab oder legen zu, bis sie endlich handelseinig werden. Nun ist die Zahl der Pferde, Ochsen, Schafe, Stücke Zeug, Pfunde Butter, Maaße Branntwein und Weizenmehl bedungen; Alles wird niedergeschrieben, und das Mädchen geht in den Besitz des Käufers über; doch bleibt es noch bei seiner Familie, bis die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber sind. Damit verhält es sich in folgender Weise. Sobald die Freiwerber mit ihrem Geschäft fertig sind, begiebt sich der Vater des Bräutigams, von seinen nächsten Anverwandten begleitet, zur Familie der Braut, und theilt ihr mit, daß die Sache in Ordnung sei. Beim Eintreten ins Zelt verneigen sich Alle vor dem kleinen Hausaltar und opfern vor dem Bilde Buddha's einen gekochten Hammelkopf, Milch und ein weißseidenes Tuch. Darauf bereiten die Verwandten des Bräutigams ein festliches Mahl, und während des Schmauses erhalten sämmtliche Verwandten der Braut ein Geldstück, das in einen mit Milchbranntwein gefüllten Napf geworfen wird. Der Vater der Braut trinkt diesen Branntwein und nimmt die Münzen an sich. Diese Feierlichkeit heißt Tahil Tebihu, d. h. den Vertrag schlagen.

Ein „glücklicher Tag" welcher sich für die Hochzeit eignet, wird von den Lamas bestimmt. Schon ganz früh am Morgen schickt der Bräutigam eine Anzahl seiner Freunde nach dem Zelte seines Schwiegervaters, um das Mädchen abzuholen, aber die Aeltern und Freunde der Braut leisten scheinbar heftigen Widerstand; natürlich wird am Ende die Braut doch hinweggeführt. Sie besteigt ein Pferd, reitet dreimal um die väterliche Wohnung herum, und sprengt dann eilig nach dem für sie eingerichteten Zelte, das sich dicht bei jenen ihres Schwiegervaters befindet. Inzwischen kommen die Nachbarn, Freunde und Verwandten beider Familien herbeigezogen, um Geschenke zu bringen. Diese bestehen in Vieh und Lebensmitteln, gehören dem Vater des Bräutigams und betragen oft den vollen Werth des Kaufpreises, welchen er für die Braut zahlen mußte. Das von den Gästen geschenkte Vieh wird in einen besondern Verschlag getrieben, und ist bei den Hochzeiten reicher Leute in beträchtlicher Menge vorhanden, weil die Eingeladenen sich insgemein sehr freigebig zeigen; sie wissen daß bei ähnlichen Vorfällen ihnen gegenüber dasselbe der Fall ist.

Die Braut wird in vollem Putz dem Schwiegervater zugeführt. Während ein Chor von Lamas die vorgeschriebenen Gebete hersagt, wirft sie sich erst vor dem Bilde Buddha's, dann vor dem Heerde, nachher vor

Vater, Mutter und anderen nahen Verwandten des Bräutigams nieder; während derselben Zeit thut der Bräutigam in einem andern Zelte ganz dasselbe beim Schwiegervater. Darauf geht das Schmausen an, das manchmal sieben oder acht Tage dauert; recht fettes Fleisch, viel Rauchtabak, und große Krüge voll Branntwein sind dabei die Hauptsache; zuweilen wird auch Musik gemacht, und man läßt Toolholos, mongolische Barden, kommen.

Die Mongolen gestatten Vielweiberei. Sie verstößt weder gegen die bürgerlichen Gesetze noch gegen die Landessitte oder gegen ihre Religion. Doch ist die erste Frau Gebieterin im Zelt und das Haupt in der ganzen weiblichen Familie; die Frauen welche der Mann später heirathet, heißen Paga Emeh oder kleine Frauen, und sind der ersten Gehorsam und Achtung schuldig. Für die Mongolen muß man die Polygamie als eine Wohlthat betrachten; sie bildet in ihren gegenwärtigen gesellschaftlichen Zuständen einen Damm gegen Sittenverderbniß und Ausschweifung. Bekanntlich müssen die Lamas unverheirathet bleiben; die Zahl dieser ehelosen Männer mit geschorenem Kopf ist aber außerordentlich groß. Man begreift leicht, welche Unordnungen entstehen würden, wenn die Mädchen nicht als „kleine Frauen" in den Zelten Unterkommen fänden, sondern sich selbst überlassen blieben.

Ehescheidungen kommen bei den Mongolen sehr oft vor. Weder bürgerliche noch geistliche Behörden haben sich darum zu kümmern, und der Mann welcher seine Frau verstößt, bedarf dafür nicht einmal irgend eines Vorwandes. Er schickt ohne alle Umstände die Frau ihren Aeltern zurück, und diese finden die Sache auch völlig in der Ordnung, weil der Mann das Vieh welches er für die Braut gegeben hat, nicht wieder erhält, und die Verstoßene schon wieder einen Liebhaber findet, der dann seinerseits einen Kaufpreis zahlen muß. So verkauft man dieselbe Waare zweimal. Uebrigens führen die Frauen bei den Mongolen ein sehr unabhängiges Leben, und unterliegen gar nicht jenen Beschränkungen welche bei anderen asiatischen Völkern so streng aufrechterhalten werden. Sie gehen und kommen nach Gutdünken, reiten aus und besuchen einander. Die Mongolin hat nicht die weichen und schlaffen Gesichtszüge der Chinesin, sondern ist in Folge ihres thätigen Nomadenlebens stark und kräftig. Auch ihre Tracht giebt ihr ein stolzes männliches Ansehen. Sie trägt hohe Lederstiefel und einen langen Rock von grüner oder violetter Farbe mit einem schwarzen oder blauen Gürtel, und manchmal zieht sie über den Rock noch eine Art von Jacke, deren Schoos über die Hüften herab-

fällt. Das Haar wird in zwei Flechten getheilt, die in Taffetbehältern stecken und vorne über auf die Brust herabhängen. Gürtel und Haar werden mit Gold- und Silberplättchen, Perlen, Korallen und mancherlei anderm kleinen Schmuck verziert.

Neuntes Kapitel.

Ein fruchtbares Thal. — Pilgerzüge. — Lamaische Ceremonien. — Das Kloster Rasche Tschürin. — Gebetmühlen. — Zank zweier Lamas. — Beschreibung des Tabsun Noor oder Salzsees. — Die Kameele in der Mongolei.

Unser mongolischer Freund hatte uns gesagt, daß wir in der Nähe ein hübsches Thal finden würden; dort sei die allerbeste Weide im ganzen Lande der Ortus. Wir machten uns bei heiterm aber kaltem Wetter dorthin auf den Weg, und gelangten nach etwa zwei Stunden in eine allerdings fruchtbare Gegend. Wir schlugen das Zelt unter einem Hügel auf. Gegen Abend wurde es bitter kalt; das Feuer von grünem Holze erfüllte das Zelt mit beißendem, erstickendem Qualm, der unseren Augen wehe that. Sambadschiemba lachte und sprach: „Geistige Väter, eure Augen sind groß und glänzen, können aber keinen Rauch vertragen; meine Augen sind klein und häßlich, leisten mir aber bessern Dienst!" Am andern Mittage zogen wir, bei etwas milderm Wetter, von dannen; Abends war es wieder entsetzlich kalt, und der Erdboden war tief gefroren. Gleich nachher trat abermals milde Witterung ein, und wir mußten den Pelz ablegen. Dergleichen schroffe Temperaturwechsel sind in der Mongolei etwas Gewöhnliches; strenge Kälte weicht drückender Hitze und umgekehrt. Schneefall und Nordwind sind am unangenehmsten und sehr gefährlich. In der nördlichen Mongolei findet man oft Reisende die mitten in der Wüste vor Kälte erstarrt sind und todt da liegen.

Am fünfzehnten Tage des neunten Monats bemerkten wir viele Karawanen, die gleich uns von Osten nach Westen zogen, um das Kloster von Rasche Tschürin zu besuchen, und sehr erstaunt waren als sie hörten daß wir nicht dorthin wollten. Am Ausgang einer Schlucht trafen wir einen alten Lama, der unter schwerer Last langsam einherkeuchte. Wir redeten ihn an: „Du bist alt, Bruder, und hast mehr weiße Haare als schwarze. Du trägst schwer, und wirst leichter gehen wenn Du Dein

Gepäck auf unser Kameel legst.“ Aus Erkenntlichkeit kniete der Greis vor uns. Samdadschiemba mußte sein Gepäck auf ein Kameel laden. Dann sprachen wir weiter: „Wir sind aus einem Lande unter dem westlichen Himmel und mit den Angelegenheiten Deines Landes wenig bekannt. Weshalb treffen wir so viele Wallfahrer in der Wüste an?“ — „Wir gehen Alle nach Rasche Tschürin, wo morgen eine hohe Feierlichkeit stattfindet. Ein Bokte-Lama wird seine Macht zeigen und sich tödten ohne zu sterben.“ Nun begriffen wir vollkommen weshalb die Mongolen im Lande der Ortus in solcher Bewegung waren. Ein Lama wollte sich den Bauch aufschlitzen, Eingeweide herausnehmen, sie vor sich hinlegen und doch gesund bleiben. Dergleichen gräßliche Schaustellungen gehören in den mongolischen Klöstern keineswegs zu den seltenen Erscheinungen. Ein Bokte, welcher auf solche Art „seine Macht zeigen will“, bereitet sich durch langes Fasten und vieles Beten sorgfältig darauf vor. Er meidet all und jeden Verkehr mit anderen Menschen und beobachtet vollkommenes Schweigen. Am Tage der Festlichkeit strömen die Pilgerschaaren in den großen Klosterhof, wo vor dem Eingange zum Tempel ein hoher Altar aufgeschlagen steht. Der Bokte erscheint, geht ernst und gemessen durch die ihm zujauchzende Menge, nimmt auf dem Altar Platz und zieht ein großes Messer aus seinem Gürtel, das er auf die Kniee legt. Um den Altar stehen Lamas im Kreise und singen oder beten. Je weiter dieser Gesang vorrückt, um so mehr geräth der Bokte in Aufregung; er zittert an allen Gliedern und verfällt in Zuckungen; er gleicht einem Besessenen. Dann halten die Lamas keinen Takt mehr, schreien, singen schneller und heftiger, wirr durcheinander, und das Beten schlägt in Geheul um. Jetzt wirft der Bokte rasch seinen Gürtel weg, löst die Schärpe, ergreift das geheiligte Messer und schneidet sich den Bauch der ganzen Länge nach auf. Das Blut strömt nach allen Seiten hinab, die Pilger werfen sich andächtig zur Erde, man fragt den Besessenen um verborgene Dinge, über zukünftige Ereignisse, über das Schicksal welches dieser oder jener Person bevorsteht. Auf alle diese Fragen antwortet der Bokte, und was er sagt, gilt als Orakelspruch. Ist nun die andächtige Neugier der Zuschauer befriedigt, dann heben die Lamas wieder mit ernstem Gesang und gemessenem Gebet an. Der Bokte fängt Blut aus der Wunde in seiner rechten Hand auf, führt sie zum Munde, bläst dreimal darüber hin und sprengt dasselbe unter lautem Geschrei in der Luft umher. Dann fährt er mit derselben Hand über den Bauch, und Alles ist wieder wie vorher; nur ist er in Folge dieser teuflischen Handlung sehr erschöpft. Er umhüllt den Leib

wieder mit der Schärpe, spricht mit leiser Stimme ein kurzes Gebet, dann ist die Feierlichkeit vorbei. Die Pilger gehen auseinander, nur einzelne sehr andächtige bleiben noch, um vor dem blutigen Altar zu beten, nachdem der Heilige denselben verlassen hat.

Dergleichen Schauspiele sind, wie gesagt, in den großen Klöstern der Mongolei und Thibets gar nicht selten. Es fällt uns nicht ein diese Dinge in allen Fällen auf Betrug zurückzuführen; denn nach Allem was wir gesehen und gehört haben, sind wir überzeugt, daß der Teufel dabei eine große Rolle spielt. In dieser Ansicht werden wir durch die Ueberzeugung vieler frommen wohlunterrichteten Buddhisten bestärkt, mit welchen wir in den Klöstern uns unterhielten *). Nicht alle Lamas ohne Ausnahme sind im Stande dergleichen Wunderhandlungen zu verrichten. Bauchaufschneider zum Beispiel findet man nur in den niederen Classen der Lama-Hierarchie; meist sind es einfache Mönche, die in schlechtem Rufe und bei ihren Genossen in gar keiner Achtung stehen. Ordentliche, verständige Lamas wenden sich von solchen Schaustellungen widerwillig ab, weil sie Teufelswerk dahinter vermuthen, und ein guter Lama sich hüten müsse, ein so gottloses Talent zu erwerben. Aber die Klostervorsteher verbieten dergleichen teuflische Handlungen nicht; es sind sogar alljährlich bestimmte Tage dafür festgesetzt. Ohne Zweifel spielt dabei der Eigennutz eine große Rolle; denn dergleichen diabolische Spektakel ziehen eine Menge dummen Volkes herbei, das Kloster kommt in großen Ruf und gewinnt dabei an Opferspenden.

Das Bauchaufschneiden gehört zu den berühmtesten Sie-fa oder „verderblichen Mitteln" der Lamas; denn andere dergleichen, welche auch im Schwange gehen, sind weder so großartig noch beliebt, geben auch nicht Anlaß zu großen Feierlichkeiten in den Klöstern. Manche Lamas lecken rothglühendes Eisen mit der Zunge an, schneiden Wunden in den Körper von denen man schon im nächsten Augenblicke keine Spur mehr sieht. Bei allen diesen Gaukeleien wird gebetet. Wir kannten einen Lama, von dem alle Leute behaupteten, er sei im Stande vermittelst einer bloßen

*) Um den Culturstandpunkt der beiden Lazaristen zu bezeichnen, haben wir das Obige stehen lassen, und ändern auch an den nachfolgenden Betrachtungen nichts. Man wird finden, daß sich das „Teufelswerk" auf Taschenspielerkünste reducirt, die in ganz Asien, vom Mittelmeer bis Japan vorkommen, und die man zum Theil auch auf europäischen Jahrmärkten in den Schaubuden der „Zauberkünstler" sehen kann, jener armen Teufel, denen man nicht gerade nachsagen kann, daß sie Teufelskerle seien.

Gebetsformel ein leeres Gefäß mit Wasser zu füllen. In unserm Beisein wollte er sich jedoch niemals dazu verstehen, weil wir andern Glaubens seien, und deshalb sein Vorhaben mislingen, ja vielleicht sogar schlimme Folgen für ihn haben könne. Er sprach uns aber einmal das Gebet seines Sie-fa vor. Die Formel war kurz; wir erkannten aber in ihr eine directe Anrufung an den Teufel und dessen Beistand. „Ich kenne Dich, Du kennst mich. Jetzt thue, was ich von Dir verlange, alter Freund. Bring Wasser und fülle damit das Gefäß hier. Denn was will es für Deine große Macht bedeuten, daß Du ein Gefäß mit Wasser füllst? Ich weiß, daß Du Dir ein Gefäß voll Wasser theuer bezahlen lässest, aber das schadet nicht; thue nur was ich verlange. Später wollen wir mit einander abrechnen, und am bestimmten Tage magst Du nehmen, was Dir zukommt." Manchmal bleiben diese Formeln ohne Wirkung und an die Stelle des Gebetes treten arge Verwünschungen.

Wir faßten den Entschluß nach dem Kloster Rasche Tschürin uns zu begeben, und durch unsere Gebete die satanischen Anrufungen der Lamas zu nichte zu machen. Wir wollten uns unter die Volksmenge mischen, und sobald der Teufelsspuk anginge, ohne Furcht und Zagen vor den Bokte hintreten und im Namen Jesu Christi ihm feierlich verbieten, von seiner abscheulichen Gewalt Gebrauch zu machen. Wir verhehlten uns die Folgen eines solchen Beginnens nicht, und sahen voraus welche Wuth sich von Seiten der Anbeter Buddha's gegen uns erheben werde; vielleicht war Tod unser Lohn dafür, daß wir die Mongolen bekehren wollten. Aber was hätte das geschadet? Thaten wir doch unsere Schuldigkeit als Missionaire. Aber Gott wollte es anders. Der alte Lama, von welchem schon die Rede war, nahm sein Gepäck vom Kameel, und schlug einen Seitenweg ein, welcher am Hügel entlang führte. Hinter demselben, sagte er, hätten an Festtagen chinesische Kaufleute Buden aufgeschlagen, um Hirse, Hafer- und Weizenmehl, Fleisch und Ziegelthee feil zu halten. Wir hatten seit unserer Abreise von Tschagan Kuren an allen diesen Artikeln großen Abgang gehabt, und hielten die Gelegenheit für günstig, unsern stark zusammengeschmolzenen Vorrath wieder zu ergänzen. Wir wollten jedoch unser Lastvieh nicht durch weite Umwege über steinige Hügel abmatten; deshalb nahm Herr Gabet die Mehlsäcke auf sein Kameel und ritt allein fort um einzukaufen. Wir verabredeten, in einem unweit vom Kloster entlegenen Thale wieder zusammenzutreffen. Wir aber verirrten uns, ritten durch Sambadschiemba's Schuld, einen ganzen Tag in der Irre, Herr Gabet suchte uns vergebens, und erst am nächstfolgenden

Tage fanden wir uns, nach schwerer Mühsal und großer Angst auf beiden Seiten wieder zusammen. Rasche Tschürin erblickten wir am andern Morgen aus der Ferne; seine von einer unzähligen Menge kleiner weißer Häuser umgebenen Gebäude hoben sich scharf von der gelben Farbe der im Hintergrund aufsteigenden Hügel ab. Das Kloster schien hübsch und in gutem Stande zu sein; die drei Buddhatempel, welche sich in der Mitte erheben, sind von eben so zierlicher als großartiger Bauart. Vor dem Eingange zum Haupttempel steigt ein kolossaler viereckiger Thurm empor, an welchem jede Ecke mit ungeheuern aus Granit gehauenen Drachen verziert ist. Wir ritten durch die Hauptstraßen; in allen herrschte feierliche Stille; nur dann und wann sahen wir einen Lama in seiner rothen Schärpe; er wünschte uns mit leiser Stimme glückliche Reise, und schritt würdigen Ganges fürbaß. Am östlichen Ausgange der Klosterstadt wurde plötzlich das kleine Maulthier Samdadschiemba's wild, rannte fort und zog die beiden Kameele nach sich. Auch die Thiere welche wir Missionaire ritten, blieben nicht ruhig. Die Unordnung wurde dadurch verursacht, daß ein junger Lama seiner ganzen Länge nach, mitten im Wege lag. Dieser Geistliche beobachtete eben einen bei den Buddhisten üblichen Gebrauch; er machte nämlich eine Wanderung um das Kloster in der Weise, daß er nach jedem Schritte sich auf die Erde niederwarf. Die Zahl der Andächtigen welche diese fromme Handlung verrichten, ist manchmal äußerst beträchtlich; sie gehen dann in langer Reihe, Einer hinter dem Andern, auf einem Pfade, welcher um die sämmtlichen Klostergebäude herumführt. Um keinen Preis darf man auch nur im Geringsten von der vorgeschriebenen Linie abweichen, sonst wird die fromme Handlung nichtig und aller erwartete Lohn geht verloren. Bei Klosterörtern von großem Umfang reicht kaum ein ganzer Tag zu einem solchen Umgang hin, wenn der Andächtige sich nach Vorschrift bei jedem Schritte, welchen er vorwärts macht, zu Boden wirft. Deshalb beginnen diese Pilger schon am frühen Morgen mit ihrer Tagesarbeit, und werden dennoch zuweilen erst am Abend damit fertig. Die Sache muß in einem Male abgemacht und darf nicht unterbrochen werden; der Wallfahrer darf nicht einmal eine Pause machen, um etwas Nahrung zu genießen. Denn wenn er anhält, so zählt Alles nicht was er schon zurückgelegt hat; die Wanderung ist ohne Verdienst und bringt keinen Vortheil im Himmel. Auch muß der Körper nach jedem Schritte der ganzen Länge nach ausgestreckt liegen und mit der Stirn der Erdboden berührt werden; auch die Arme soll man in ihrer ganzen Länge ausstrecken und die Hände falten. Bevor der Pilger

aufsteht, beschreibt er mit zwei Bockshörnern, die er in den Händen hält, einen Bogen, und zieht dann die Arme an seinem Leibe hinauf. Gesicht und Kleider dieser Andächtigen sind mit Staub und Schmuz völlig bedeckt, denn diese frommen Uebungen finden auch bei schlechtestem Wetter statt, und werden weder bei Regen noch bei Schnee oder Frostwetter unterbrochen. Uebrigens giebt es mehr als eine Art die Wallfahrt um ein Kloster zu machen. Manche Pilger werfen sich gar nicht zur Erde, sondern tragen auf den Rücken ganze Stöße von Gebetbüchern, die irgend ein Lama ihnen aufgepackt hat. Man begegnet Greisen, Frauen und Kindern, die sich mit ihrer Bürde kaum fortbewegen können. Man nimmt an, daß sie, wenn einmal der ihnen vorgezeichnete Weg zurückgelegt worden ist, alle Gebete hergesagt haben, deren Lastträger sie waren. Andere machen nur Spaziergänge, beten ihre Rosenkränze ab, oder setzen kleine Gebetmühlen in Bewegung, die sie an ihrer rechten Hand befestigen und die in sehr raschem Gange bleiben. Solch eine Mühle heißt Tschü Kor, d. h. ein Gebet das sich dreht. Dergleichen Tschü Kor findet man an den Ufern der Bäche und Flüsse in großer Menge, und sie beten dann, vom Wasser in Bewegung gesetzt, Tag und Nacht, zu Gunsten dessen der sie errichtete. Auch auf dem Heerd werden dergleichen angebracht; sie sind in Bewegung um der ganzen Familie Glück zu bringen. Die Buddhisten haben auch ein sehr bequemes Mittel ersonnen um ihre Wallfahrten und überhaupt ihre Andachtsgebräuche zu vereinfachen. In großen Klosterstädten, werden an verschiedenen Stellen große Fässer aufgestellt, die sich um eine Achse drehen. Sie sind aus starker Pappe verfertigt, und enthalten eine unzählige Menge aneinander geleimter Papierbogen, auf welchen in thibetanischen Schriftzeichen die am Ort und in der Umgegend beliebtesten Gebete geschrieben stehen. Wer nun seine Schultern nicht mit einem schweren Pack von Gebetbüchern belasten, oder nicht nach jedem Schritte sich zur Erde werfen und bei Hitze oder Kälte um ein Kloster pilgern, aber doch fromm sein will, der läßt solch eine Tonne voll Gebete in Bewegung setzen, oder dreht sie selbst. Sie bleibt vermöge einer eigenthümlichen Vorkehrung sehr lange in Bewegung, wenn einmal der Anstoß gegeben worden ist, und während die Maschine für den Frommen betet, kann dieser ganz gemächlich essen, trinken oder schlafen.

Wir waren einmal zugegen als zwei Lamas bei einer solchen lebenden Tonne in heftigen Streit geriethen; sie waren in frommem Eifer nahe daran handgemein zu werden. Der eine hatte das Betfaß in Bewegung gesetzt und sich darauf bescheiden in seine Zelle begeben. Von dort aus

bemerkte er aber, daß ein anderer Mönch sehr gewissenlos die Maschine anhielt und dann gleichsam für seine eigene Rechnung wieder in Schwung setzte. Ueber diesen frommen Betrug ärgerte er sich und wollte sein früheres Anrecht auf die Gebete wahren; sein Gegner aber widersetzte sich, und es war schon zu argem Zanke gekommen, als zu rechter Zeit ein alter Lama erschien, zur Ruhe mahnte und dem Streite dadurch ein Ende machte, daß er zu Gunsten Beider die Tonne in Bewegung brachte; sie betete dann auf einmal für zwei Leute. Außer Wallfahrern die sich in und bei den Klöstern einfinden, trifft man auch Pilger, die sehr weite Reisen zurückgelegt, und sich während derselben nach jedem Schritte zur Erde geworfen haben. Sie leiden dabei ganz unsägliche Beschwerden.

Wir hielten im Kloster Rasche Tschürin nicht an, sondern ritten vorüber, und fanden jenseits eine breite wohl unterhaltene Landstraße. Wir trafen eine beträchtliche Anzahl Reisender, die nach dem Dabsun Noor oder Salzsee wollten, der in der ganzen westlichen Mongolei bekannt, und nicht nur für das Land selbst sondern auch für mehrere Provinzen China's die Hauptbezugsquelle ist, von welcher sie ihren Bedarf an Salz beziehen. Wir mochten noch eine Tagereise vom Salzsee entfernt sein, als uns schon auffiel wie die Bodenverhältnisse einen ganz andern Charakter gewannen. Allmälig verschwindet der gelbe Sand und die Erde erscheint so weiß als wäre sie mit einer dünnen Lage Schnee überzogen. Auch sieht man unzählige Bodenanschwellungen, kleine kegelförmige Hügel von so regelrechter Gestalt, daß man anfangs meinen könnte, künstliches Menschenwerk vor sich zu sehen. Oft liegen sie übereinander und sehen aus wie eine Schüssel mit großen dicken Birnen; einige dieser Hügel sind klein, andere größer, und viele schon im Stadium des Verfalls. Dort wo diese eigenthümliche Erscheinung sich zu zeigen beginnt, treten auch kriechende dornige Gesträuche auf, an denen wir weder Blumen noch Blätter bemerkten; sie sind in und durcheinander verschlungen, und überziehen diese Bodenschwellungen wie mit einer gestrickten Mütze. Auf den regelmäßigen Hügeln selbst gewahrt man dergleichen Dornengesträuch nie; letzteres ist manchmal sehr dick und weitverzweigt; aber auf alten verfallenen Hügeln fanden wir dergleichen, vertrocknet, gleichsam calcinirt, und so leicht zerbrechlich, daß es von selbst in Stückchen zerfiel. Die ganze Gegend hat etwas Eigenthümliches. Das ganze Land der Ortus ist wasserarm, hier jedoch sind sehr viele, zumeist sehr salzhaltige Quellen; manchmal aber liegt in sehr geringer Entfernung von dergleichen ein Spring

süßen klaren Wassers. Solche Quellen werden mit Stangen und Fähnchen bezeichnet.

Der Dabsun Noor ist nicht etwa ein See sondern vielmehr ein großes Becken von Steinsalz, auf welchem sich überall Salpeterausschläge zeigen, die matt weiß, und zwischen den Fingern leicht zerreiblich sind; die Farbe des Salzes zeigt dagegen einen Anflug von grau, und es hat einen leichten krystallinischen Bruch. Der Dabsun Noor mißt ungefähr zwanzig Li, also reichlich eine deutsche Meile im Umfang; in seiner Umgebung stehen da und dort einige Jurten, deren mongolische Bewohner dieses prächtige Salzwerk ausbeuten. Doch sind auch dabei einige Chinesen Theilhaber am Geschäft, denn sie fehlen nirgends wo es sich um Gewerbe, Kauf und Verkauf handelt. Das Salz wird auf die einfachste Weise gewonnen; man sammelt es an einer beliebigen Stelle, schüttet es auf einen Haufen und bedeckt denselben mit einer Lage von Thon oder Lehm. So reinigt es sich gleichsam von selbst, wird dann von den Mongolen auf die nächstliegenden chinesischen Märkte gebracht und gegen Thee, Tabak, Branntwein und allerlei andere Waaren vertauscht. An Ort und Stelle selbst hat es gar keinen Geldwerth, da man es überall in unerschöpflicher Menge findet. Wir füllten einen Sack für unsern Gebrauch und um gelegentlich den Kameelen davon zu geben, die sehr gern Salz lecken.

Wir durchzogen den Dabsur Noor von Osten nach Westen in seiner ganzen Breite, mußten aber dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil der Boden immer feucht und sehr beweglich ist. Die Mongolen riethen uns, die betretenen Pfade nicht zu verlassen, und ja uns von jenen Stellen fern zu halten, an denen Wasser hervorquillt; denn es seien viele Abgründe vorhanden, deren Tiefe noch gar nicht habe ermittelt werden können. Der See, oder wie man im Lande sagt, der Noor, mag also in der That vorhanden sein; es scheint als sei er mit einer festen Decke überwölbt, die aus festem Salz und Salpeter besteht, und stark genug ist, um Menschen und Thiere zu tragen. Im ganzen Lande der Ortus findet man Salzwasser, und den dürren Boden mit salzigen Ausschlägen bedeckt; der Mangel an guten Weiden und frischem Wasser ist der Viehzucht hinderlich; nur das Kameel, dessen Dauerbarkeit und Abhärtung bewundernswürdig sind, fühlt sich auch in jenen wüsten Gebirgsgegenden wohl und gedeiht im Lande der Ortus, weil es mit dem dürftigsten Futter sich begnügt. Es ist in der That recht eigentlich ein Schatz der Wüste, dessen Nützlichkeit nicht hoch genug gewürdigt werden kann.

Das Kameel trägt eine Last von sieben bis acht Centnern und legt damit Tagereisen von zehn starken Wegstunden zurück. Zum Schnelllauf abgerichtete Kameele, die man zum Befördern von Botschaften verwendet und welche weiter nichts als den Reiter zu tragen haben, sollen manchmal achtzig Wegstunden zurücklegen. In einigen mongolischen Ländern wird das Kameel von Königen und Fürsten auch als Zugvieh vor den Wagen gespannt oder zum Tragen von Sänften benutzt; das kann aber nur in flachen Gegenden der Fall sein, weil die fleischigen Füße das Thier nicht befähigen Lasten bergauf zu ziehen. Die Abrichtung des jungen Kameeles erfordert große Sorgfalt. In den ersten acht Tagen nach der Geburt kann es noch nicht auf den Beinen stehen, auch ohne menschliche Beihilfe nicht saugen. Der lange Hals ist dann noch so schlaff und schwach, daß er gestützt werden muß. Uebrigens scheint das Thier von früh an zu fühlen, wie schwer das Joch ist, unter welchem es sein Lebenlang stehen wird. Man sieht die jungen Kameele nie froh umherspielen wie junge Pferde oder Kälber; sie sind man möchte sagen ernst, von melancholischem Temperament, gehen langsam und beschleunigen ihre Tritte nur auf Geheiß des Treibers. Bei Nacht und manchmal auch am Tage läßt das Kameel klagende Töne hören. Das Junge wächst nur langsam heran, kann erst im dritten Jahre einen Reiter tragen, und ist in voller Kraft und Stärke nicht vor dem achten Jahre. Dann werden ihm schwere Traglasten aufgebürdet, und es gilt für einen Beweis daß es sie auf der Reise zu tragen vermag, wenn es im Stande war sich damit aus seiner liegenden Stellung zu erheben. Bei kleinen Reisen wird es manchmal übermäßig belastet, und man muß ihm mit Hebeln und Stangen auf die Beine helfen. Es bleibt sehr lange vollkräftig und kann wohl fünfzig Jahre lang gute Dienste verrichten, wenn man es nur zuweilen schont, und auf die Weide gehen läßt. Die Natur hat diesem Thiere keine Vertheidigungswaffe gegeben; doch erschreckt es andere Thiere durch sein langgezogenes durchdringendes Geschrei und die unförmliche Körpermasse, welche aus der Ferne gesehen, einem Haufen von Ruinen gleicht. Es schlägt nur selten nach hinten aus, und der Schlag mit dem weichen fleischigen Hufe richtet kaum Schaden an. Auch kann es seinen Feind nicht beißen, und hat kein anderes Vertheidigungsmittel als daß es seinem Gegner aus Maul und Nase eine Masse flüssigen Schmuzes ins Gesicht spritzt.

Die Mongolen haben für das Kameel als allgemeine Benennung Temen; ein Kameelhengst heißt Boré. Wenn, im zwölften Monde, die Zeit der Brunst eintritt, geht mit ihm eine völlige Veränderung vor;

sein Auge wird roth und hat einen wilden Ausdruck, aus dem Kopfe schwitzt eine ölige Feuchtigkeit hervor, das Maul schäumt und er mag weder fressen noch saufen. In diesem Zustande stürzt er über Alles her was ihm in den Weg kommt, gleichviel ob Menschen oder Vieh, und so schnell daß man ihm nur schwer ausweichen kann. Was er umrennt zerstampft er mit den Füßen. Nach der Begattungszeit wird er wieder sanft und arbeitsam wie zuvor. Das Weibchen wirft erst im sechsten oder siebenten Jahre ein Junges und ist vierzehn Monate trächtig. Die Mehrzahl der Hengstfüllen wird verschnitten, und diese Wallachen werden stark, groß und dick; dabei haben sie eine feine Stimme, und manche verlieren dieselbe ganz; auch ist ihr Haar kürzer und gröber als jenes der Hengste. Das Kameel hat ein abstoßendes Aeußere und sieht sehr unbeholfen aus; sein Athem riecht abscheulich, die vorstehende und gespaltene Schnauze und die vielen Schwielen an verschiedenen Körpertheilen machen einen unangenehmen Eindruck. Dagegen ist es wunderbar mäßig und genügsam, gelehrig und folgsam, leistet unschätzbare Dienste, und so gewöhnt man sich bald daran, über Alles hinwegzusehen was häßlich an ihm ist. Es kann seiner weichen Füße ungeachtet, auf holperigem Boden, spitzigen Steinen, über Dornen und Wurzelwerk gehen, ohne sich zu beschädigen. Aber bei langanhaltenden Reisen und starken Tagemärschen muß man ihm manchmal einige Rasttage gönnen, sonst läuft es die Sohlen ab und das rohe Fleisch kommt zum Vorschein. Dann ziehen die Mongolen ihm Schuhe aus Schöpfenleder an. Das ist jedoch kaum ein Nothbehelf, denn allein Ruhe kann den Schaden wieder gut machen. Feuchter und sumpfiger Boden ist dem Kameel im höchsten Grade zuwider, es gleitet darin aus, schwankt und schaukelt wie ein betrunkener Mensch, und fällt manchmal platt auf die Seite hin. In jedem Frühling verliert es sein Haar völlig, und ist etwa drei Wochen lang wie glatt geschoren vom Kopfe bis zum Ende des Schwanzes; dann zeigt es sich gegen Kälte und Nässe höchst empfindlich, und zittert an allen Gliedern. Allmälig kommt das Haar wieder; Anfangs ist es ein dünner wolliger Flaum von größter Feinheit, der sehr hübsch aussieht; später erhält es einen langen dicken Pelz, in welchem es der strengsten Kälte trotzbietet. Sehr gern geht es dem Nordwind entgegen, oder stellt sich oben auf eine Anhöhe, um sich recht vom Winde peitschen zu lassen und den kalten Wind einzuathmen. Die Haarmenge, welche ein Kameel auf dem Leibe trägt, mag etwa zehn Pfund schwer sein, ist länger als Schafwolle und in manchen Fällen so fein wie Seide. Das Haar welches der Hengst unter dem Halse und an

den Beinen hat ist grob, klumpig und schwarz, das übrige gewöhnlich rothbraun, und nur zuweilen ins Graue spielend oder Weiß. Die Mongolen benützen das Kameelhaar nicht; der Reisende findet es in Menge umherliegen, meist vom Winde zu filzartigen Lumpen zusammengeweht. Hin und wieder bereitet man Seile oder ein grobes Zeug zu Säcken und Teppichdecken daraus. Die Kameelmilch ist vortrefflich; man macht Butter und Käse aus derselben; das Fleisch ist zäh und von schlechtem Geschmack. Die Mongolen halten aber den Höcker für einen Leckerbissen, schneiden Stücke davon ab, und werfen diese statt der Butter in den Thee. Das schmeckt ganz abscheulich.

Zehntes Kapitel.

Mongolisches Festgelag. — Tiefe Brunnen. — Der Lagerplatz bei den Hundert Brunnen. — Begegnung mit dem Könige von Aleschan. — Die jährlichen Reisen der Mongolenfürsten nach Peking. — Der Kaiser als Falschmünzer. — Die Teufelscisterne. — Ein Uebergang über den Hoang Ho.

In der Gegend am Dabsun Noor werden viele Ziegen und Schafe gehalten, welche das Haidekraut und das dornige Gesträuch gern fressen, und mit Begierde Salz lecken. Fleisch ist in jener Gegend sehr billig, und wir kauften einen Hammel, weil er uns wohlfeiler zu stehen kam als Mehl. Wir trafen zwei Tage nachdem wir den „See" verlassen, ein Thal an, das dicht mit einem wohlriechenden, thymianartigen Kraut bestanden war. Unweit von einem Zelte, auf einem kleinen Hügel, saß ein Lama, der Seile aus Kameelhaaren drehte. Wir fragten, ob er uns einen Schöps verkaufen wolle. „Recht gern, und zwar einen sehr guten; über den Preis wollen wir uns schon einigen. Wir Männer des Gebets sind ja nicht wie die Kaufleute." Gleich darauf kamen alle Insassen des Zeltes herbeigeeilt, waren uns beim Abladen der Kameele behilflich, schlugen unser Zelt auf und waren ungemein freundlich und dienstwillig. Der Lama bemerkte daß unser Pferd und das Maulthier ein wenig gedrückt waren. Sogleich zog er ein Messer aus seinem Gürtel, nahm die Sättel, schnitt am Holze herum, und sagte dann: „Nun könnt ihr unbedenklich weiter reisen, die Thiere spüren nun keinen Druck mehr. Am andern Morgen trat er in unser Zelt um uns zu wecken, und lud uns ein ihm zu folgen, um selbst

aus der Heerde einen Hammel auszusuchen, der uns anstände. Wir sagten ihm, daß wir zuvor beten müßten. „Welche schöne Sachen!" rief er, „die Regeln des Abendlandes sind so heilig!" Dann stieg er rasch zu Pferde, war schon zurück, ehe wir unser Gebet noch vollendet hatten, und warf einen prächtigen Hammel zur Erde. Wir fragten ihn nach dem Preise, und boten ihm eine Unze Silbers, wollten auch die Waagschale hervorlangen, damit er sich überzeugen könne, daß jene vollwichtig sei. Da trat er einen Schritt zurück, streckte die Hände gegen uns aus und sprach: „Dort oben ist ein Himmel, hier unten eine Erde, und Buddha ist der Herr und Gebieter aller Dinge. Er will daß alle Menschen sich einander als Brüder betrachten. Ihr seid aus dem Abendlande, ich bin aus dem Morgenlande, sollen wir deshalb nicht redlich und freundlich mit einander verkehren; Ihr habt nichts abgedungen; ich nehme Euer Geld auf Treu und Glauben." Wir entgegneten: „Das ist vortrefflich gedacht; aber setze Dich und trinke Thee mit uns, wir müssen noch eine Sache besprechen." — „Ich weiß, was Ihr sagen wollt; wir unsrerseits dürfen die Seelenwanderung dieses lebendigen Hammels nicht bewerkstelligen. Es muß ein schwarzer Mann geholt werden, der die Sache versteht; ihr habt ohnehin wohl keine Uebung darin." Dann stieg er wieder zu Pferde und trabte nach einem kleinen Seitenthal, kam bald wieder von dort zurück, ritt nach seinem Zelte, nahm seinem Pferde das Geschirr ab und jagte es auf die Weide. Bald erschienen seine beiden Brüder und die alte Mutter sämmtlich schwer bepackt; der Lama selbst trug einen großen Kochkessel auf seinem Kopfe, die Mutter einen großen Korb mit Argols, die Anderen hatten einen Dreifuß, eiserne Löffel und anderes Küchengeräth. Bei diesem Anblick wurde Sambadschiemba äußerst froh, denn ihm stand ein Schmaus bevor. Als nun die Vorbereitungen alle getroffen waren, fragte der Lama, ob wir nicht ins Zelt gehen wollten; wir setzten uns aber in einiger Entfernung auf den Rasen und sahen zu. Nun erschien auch der „schwarze" Mann, welcher den Hammel schlachten sollte. Eine wunderliche Gestalt, lächerlich anzuschauen! Der Mann mochte etwa funfzig Jahre alt sein, war aber nicht über drei Fuß hoch; auf seinem spitz zulaufenden Kopfe stand ein Büschel aufgekämmter Haare empor, und am Kinn trug er einen Bart, der dünn und zum Theil greis war. Dabei hatte er einen Höcker vor der Brust, und einen andern auf dem Rücken, so daß dieser mongolische Schlächter aussah wie ein Aesop, wie wir ihn vor den Fabelbüchern abgebildet sehen. Aber dieses kleine verwachsene Männchen hatte eine volltönende Stimme und ging ohne Umstände an seine Arbeit. Er betastete

den Hammelschwanz, um zu wissen ob derselbe fett sei, warf das Thier mit einem Ruck um, band ihm die vier Füße zusammen, zog ein langes Messer hervor, stieß es dem Hammel in den Leib, und das Thier hatte zu leben aufgehört, ohne daß auch nur ein Tropfen Blut zu sehen war. „Wir Mongolen schlachten anders als die Kitat, schneiden nicht den Hals ab, sondern treffen mit einem Stoße das Herz. Das thut nicht weh und es geht kein Blut verloren.“ Nun war die Transmigration bewerkstelligt, und damit jedes Bedenken verschwunden. Unser Dschiahur und der Lama krämpten die Aermel auf und gingen dem kleinen Metzger fleißig zur Hand. Die alte Mutter hielt zwei Kessel voll siedenden Wassers bereit, wusch die Eingeweide, und warf sie nebst Blut und Hafermehl in die Töpfe. Der Schlächter löste indessen mit wunderbarer Schnelligkeit und sehr gewandt alles Fleisch von den Knochen, so daß an der Stange nur noch das Geripp des Hammels hängen blieb. Gleich darauf nahmen wir rund um die Kessel Platz. Die alte Mongolin zog Kaldaunen, Herz, Lungen, Leber und Nieren hervor; Alles war noch beisammen. Jedem wurden einige Stücke zugeworfen; der grüne Rasen war Sitz, Tisch, Teller und Serviette zugleich, die zehn Finger verrichteten ihre Dienste der Gabel. Uns wollte das mongolische Gericht durchaus nicht munden, aber Sambadschiemba war überglücklich, und schob uns Lunge und Leber zu, auf welche er Salz streute. So wurden wir doch satt. Die Mongolen aßen erst das Fleisch, darauf tranken sie die Brühe. Endlich grüßte uns der kleine schwarze Mann, nahm die vier Füße des Hammels als seine Gebühr mit und ging fort. Wir gaben ihm noch etwas Theeblätter.

Der junge Lama blieb noch einige Zeit, sprach viel vom Morgenlande und vom Abendlande, nahm das Geripp auseinander, und theilte uns singend die Benennung jedes einzelnen Knochens mit. Er war sehr erstaunt daß wir davon nur wenig wußten, und daß in unsrer Heimat die Benennungen der Hammelknochen mit dem theologischen Studium nichts zu schaffen haben. Alle Mongolen kennen genau jeden Thierknochen, und zerbrechen beim Schlachten nie einen derselben. Auch sind sie in der Thierarzneikunst sehr erfahren, und wissen welche Kräuter der Steppe Heilkraft besitzen. Abkochungen bringen sie dem Vieh vermittelst eines großen Ochsenhornes bei; sie stecken ihm das dünne Ende in's Maul und schütten die Arznei oben hinein, im Nothfall auch wohl durch die Nasenlöcher. Auch geben sie Klystiere vermittelst eines Ochsenhornes; dabei dient eine große mit Luft angefüllte Blase als Pumpe. Die Menschen nehmen innerlich nur selten Arzenei, sondern ziehen das Punktiren oder Einschnei-

den vor. Ihre Operationen sind manchmal geradezu lächerlich. Wir waren zugegen, als ein Mongole zu einem Heilkünstler eine kranke Kuh brachte. Der Letztere betrachtete sie mit einem prüfenden Blicke, öffnete das Maul und kratzte mit dem Nagel an den Vorderzähnen. Dann sprach er: „Du Dummkopf, warum hast Du so lange gezögert? Deine Kuh wird wohl sterben, sie kann höchstens noch einen Tag leben; indessen will ich doch ein Mittel versuchen. Stirbt sie, so ist die Schuld Dein; wird sie gesund, so danke es der Wohlthat Hormusda's und mir." Einige Sclaven mußten die Kuh halten; er selber nahm einen Hammer, schlug ihr einen Nagel in den Leib faßte darauf den Schwanz, und die Kuh mußte fortlaufen; den Thierarzt schleppte sie hinter sich her. Endlich ließ er los, kam zurück und sagte, das Thier werde gesund, er habe das abnehmen können, weil der Schwanz noch straff sei. Gewöhnlich werden Operationen nur an Kopf, Ohren, Schläfen, Oberlippe oder an den Augen vorgenommen. Das Letztere ist namentlich der Fall bei einer Krankheit, an welcher manchmal Maulthiere leiden; die Mongolen nennen sie „Hühnermist". Das Thier magert dabei ab, frißt nicht und kann sich kaum auf den Beinen halten; in den Augenwinkeln zeigt sich ein fleischiger Auswuchs, welcher dem Hühnerkoth gleicht, und von den Augenlidern verdeckt ist. Man muß ihn gleich ausschneiden, sobald man ihn bemerkt, sonst stirbt das Maulthier. Punktiren und Aderlassen werden vermittelst eines gewöhnlichen Messers oder einer Schusterahle vorgenommen, mit welcher sie auch ihre Tabakspfeifen reinigen, und Sättel oder Stiefel ausbessern.

Unser junger Lama erzählte uns mancherlei Ergötzliches über die Thierarzneikunst, in welcher er wohl bewandert war. Werthvoller erschienen uns seine Nachweisungen über den Weg, den wir einzuschlagen hatten. Wir mußten noch etwa vierzehn Tage lang durch das Land der Ortus wandern, durch Strecken in welchen Wasser nur auf sehr weiten Zwischenräumen zu finden war, manchmal sogar zwei Tagereisen von einander. Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns. Unter den Mongolen, die ein nomadisches Hirtenvolk sind, wird man unwillkürlich sehr oft an die Zeiten und Sitten der biblischen Patriarchen erinnert.

Gegen Abend lagerten wir uns bei einem Brunnen. Bald kamen mongolische Reiter herbeigesprengt, um Wasser zu schöpfen und ihr Vieh zu tränken, das herbeigerannt kam, als es seine Hirten erblickte, und sich bei der Tränke aufstellte. Wir waren Zeugen eines sehr lebhaften Schauspiels. Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen und Kameele drängten sich durch einander; zwei der eben erwähnten Reiter hielten das Vieh einigerma-

ßen in Ordnung; zwei schöpften Wasser auf eine ganz eigenthümliche Weise. Statt des Wassereimers bedienten sie sich einer Bockshaut, die an den vier Fußenden zusammengeknüpft war, und nur am Halse eine Oeffnung hatte. Ein großer Ring war so angebracht, daß er das Zusammenschrumpfen verhinderte, an einem Stück in der Mitte des Ringes querüber ausgespannten Holzes war ein starkes Seil aus Kameelhaar befestigt, und dieser Strick war wieder an dem Sattel des einen Mongolen festgebunden. Sobald man den Schlauch gefüllt hatte spornte der Reiter sein Pferd an, und zog solchergestalt dieses Gefäß bis an den Rand des Brunnens; von wo ab ein anderer Mongole das Wasser in in die Tröge laufen ließ. Der Brunnen war außerordentlich tief; das Seil schien uns weit über hundert Fuß Länge zu haben; es lief nicht über eine Rolle, sondern ganz einfach über einen großen Stein. Erst bei Einbruch der Dunkelheit war alles Vieh getränkt, und nun holten auch wir unsere fünf Thiere herbei. Ohne die freundliche Dienstbeflissenheit der Mongolen hätten wir aus dem tiefen Brunnen kein Wasser schöpfen können. Diese Leute waren mit ihrem Heimatlande nicht zufrieden, und priesen die Mongolen anderer Länder glücklich, in denen saftige Viehweiden liegen. Sie riethen uns am andern Morgen recht früh aufzubrechen, damit wir noch bei Tage die Hundert Brunnen erreichten. Aber es wurde dunkel und noch immer sahen wir nichts von denselben. Endlich fanden wir einen Wasserplatz. Als wir unsere Thiere tränken wollten, waren sie fortgelaufen. Es war stockdüster, aber wir mußten sie aufsuchen. Lange irrten wir nach allen möglichen Richtungen umher, ohne etwas von ihnen zu hören oder zu sehen, und mußten endlich unverrichteter Dinge umkehren, um uns nicht zu verlaufen. Wie groß war unser Schrecken, als dort, wo wir unser Zelt aufgeschlagen hatten ein mächtiges Feuer hoch emporloderte! Wir zweifelten nicht daß auch unser Sambadschiemba sich entfernt hatte, um die Thiere zu suchen und während seiner Abwesenheit das Zelt Feuer gefangen habe. Da standen wir nun, mitten in der Wüste, zweitausend Li von unseren christlichen Gemeinden entfernt, und unser einziger Schutz ging in Rauch auf. Wir hörten Sambadschiemba laut schreien, liefen eilig zu ihm hin, und sahen nun daß er ruhig an einem gewaltigen Feuer saß, und mit der größten Gemüthsruhe Thee trank! Das Zelt war unversehrt, unser Vieh lag ruhig in der Nähe! Der Dschiahur hatte es bald wieder gefunden, und dann ein großes Feuer gemacht, um uns die Richtung anzudeuten welche wir auf dem Rückwege nehmen mußten.

Als wir am andern Morgen aus dem Zelte traten, durchbebte ein

Schauerfrost unsere Glieder, denn wir sahen uns auf allen Seiten von tiefen Brunnen umgeben. Die Benennung Hundert Brunnen darf allerdings buchstäblich genommen werden. Am Abend hatten wir von den tiefen Löchern und Abgründen nichts bemerken können, und waren ganz unbesorgt in dieses Labyrinth hineingegangen; als wir unser Vieh suchten und umherirrten, mußten wir nothwendig oft ganz dicht an diesen gefährlichen Stellen vorübergekommen sein, und es ist ein Wunder daß wir unversehrt blieben. Zum Dank für Gottes Güte errichteten wir neben einem Brunnen ein kleines hölzernes Kreuz.

Um Mittag kam uns eine Karawane entgegen; die Kameele waren schwer bepackt; die, wie es schien, sehr wohlgekleideten Reiter trabten nebenher. Vier derselben welche als Vortrab den Zug eröffneten, sprengten uns entgegen; es waren Mandarinen vom blauen Knopfe. „Friede sei mit euch, Herren Lamas! Nach welcher Himmelsgegend lenkt ihr eure Schritte?“ — „Wir sind aus dem Lande im Westen und lenken unsere Schritte gen Abend. Und wohin, mongolische Brüder, wollt ihr mit so vielem Vieh und prächtiger Ausrüstung?“ — „Wir sind aus dem Königreich Aleschan; unser König reist nach Peking, um sich zu den Füßen Dessen zu werfen, der unter dem Himmel herrscht.“ Die vier Reiter grüßten uns und begaben sich wieder zur Karawane. Wir sahen also einen der zinspflichtigen Fürsten, die allesammt am ersten Tage des ersten Monats dem chinesischen Kaiser in seiner Hauptstadt persönlich ihren Glückwunsch darbringen müssen. Hinter dem Vortrabe kam ein Palankin, den zwei prächtig aufgeschirrte Maulthiere auf vergoldeter Bahre trugen, und zwar so daß ein Thier hinter dem andern ging. Der Palankin war viereckig, keineswegs zierlich und ohne Schmuck; nur war die Decke mit einigen seidenen Franzen umhängt, und auf jeder der vier Seiten ein Drache, ein Vogel oder ein Blumenstrauß gemalt. Der mongolische Fürst hatte keinen Sessel, sondern saß nach morgenländischer Weise mit übereinander geschlagenen Beinen. Er schien etwa fünfzig Jahre alt, und sah bei seiner Wohlbeleibtheit recht gutmüthig aus. Als wir ihm begegneten, sprachen wir ihn an: „König der Aleschan, möge Glück und Frieden Dich auf Deinem Wege begleiten.“ — „Auch mit euch möge Frieden sein, Männer des Gebetes!“ gab er uns freundlich zur Antwort. Ein alter weißbärtiger Lama, der ein sehr schönes Pferd ritt, führte das vordere Maulthier am Zaum; er galt für den eigentlichen Hüter der Karawane, wie denn überhaupt auf weiten Reisen der ehrwürdigste Lama eines Landes den Zug unter seine Obhut nimmt. In einem solchen Falle kann ihm, meinen die Mongolen, nichts Böses

wiederfahren, weil sie an ihrer Spitze ja einen Vertreter der Gottheit, oder vielmehr die in der Person des Lama Fleisch gewordene Gottheit selber an der Spitze haben. Den königlichen Tragsessel umgaben viele Reiter in buntem Durcheinander; hinter dem Tragsessel kam ein weißes Kameel von ungewöhnlicher Größe und schönem Wuchs; es wurde von einem jungen Mongolen, der zu Fuße ging, an einer seidenen Schnur geleitet, und war nicht beladen. Oben auf seinen Ohren und auf seinen beiden Höckern, die wie kleine Pyramiden emporragten, flatterten Bändchen von gelbem Taffet. Dieses schöne Thier war ein Geschenk für den Kaiser.

Nachdem die große Karawane längst an uns vorübergezogen war, wählten wir unsern Lagerplatz dicht bei einem Brunnen. Dort kamen drei Mongolen in unser Zelt, der eine trug einen rothen Knopf, die beiden andern hatten die blaue Kugel. Sie fragten nach der großen Karawane, und entschlossen sich, lieber bei uns zu bleiben als in dunkler Nacht bis zu den Hundert Brunnen zu reiten, sattelten flugs ab und nahmen an unserm Feuer Platz. Alle Drei waren Taitsi aus dem Königreiche der Aleschan, und jener mit dem rothen Knopfe bekleidete die Stelle eines Ministers. Sie hatten unterwegs einen mit ihnen befreundeten Fürsten der Ortus besucht, und die Karawane vorausziehen lassen. Der Minister war ein Mann von offener Gemüthsart und scharfem Geiste, echtmongolisch gutmüthig, dabei aber lebhaft und von eleganter Haltung. Er fragte viel über die Verhältnisse der Staaten im Abendlande, und erzählte, daß vor drei Jahren viele Occidentalen aus verschiedenen Reichen nach Peking gekommen seien, um dem Kaiser zu huldigen. Mit der geographischen Kunde der Mongolen ist es natürlich sehr schwach bestellt. Für sie besteht das „Abendland" aus Thibet und einigen anderen Ländern, von welchen die Lamas erzählen, welche Pilgerfahrten nach Lha-Ssa gemacht haben. Hinter Thibet liegt gar nichts mehr. Dort, sagen sie, hat die Welt ein Ende, und es beginnt ein Meer ohne Ufer. Wir richteten unsrerseits an den Mandarin mit dem rothen Knopfe allerlei Fragen, die er gern beantwortete. Es ist herkömmlich, so behauptete er, daß alle Fürsten der Welt zum Neujahrsfeste sich in Peking einfinden. Die aus nahe liegenden Ländern müssen alljährlich erscheinen; die anderen, welche am Ende der Erde wohnen wenigstens nach jedem dritten Jahre. Auf die Bemerkung, zu welchem Zwecke die drei Mandarinen jetzt nach Peking reisten, sagte er: „Wir reisen im Gefolge unsers Königs; nur die Könige haben das Glück, sich vor dem Alten Buddha, das heißt dem Kaiser, verneigen zu dürfen." Dann erzählte er ausführlich, was bei den Audienzen am Neu-

jahrstage vorgeht. Die Könige und Fürsten erscheinen in Peking um dem Kaiser ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen und Tribut zu überbringen. Die Vasallen bezeichnen ihn als Opfergabe oder Geschenk, er ist aber eine Abgabe welche keiner verweigern darf. Sie besteht in Kameelen und schönen Pferden, welche der Kaiser auf seine Roßweiden in Tschakar treiben läßt. Außerdem muß jeder Mongolenfürst noch allerlei werthvolle Erzeugnisse seines Landes bringen: Fleisch von Rehen, Hirschen und Bären, werthvolle Pflanzen, Fasanen, Fische, Champignons und dergleichen mehr (— Pelzwerk nicht zu vergessen —). Die Huldigungsreise nach Peking findet im Winter statt; alle jene Eßwaaren sind gefroren und vertragen den Transport. Eines der Banner von Tschakar ist insbesondere verpflichtet, alljährlich eine große Menge Fasaneneier nach Peking zu schicken. Sie werden nicht etwa gegessen, sondern, wie unser Mongole mit der rothen Knopfkugel erzählte, von den Frauen des Kaisers zu Haarpomade verwendet. Die vornehmen Damen in Peking sind der Meinung daß ihr Haar dadurch einen ganz besondern Glanz erhalte.

Diese jährlichen Huldigungsbesuche sind sehr kostspielig und für den gemeinen Mann in der Mongolei sehr lästig und drückend, denn sie müssen für ihre Herren frohnden, und Kameele und Pferde für König und Adel stellen. Diese Lastthiere finden unterwegs nur wenig Futter, besonders wenn sie aus dem Graslande in das angebaute eigentliche China kommen. Deshalb ist das Vieh, namentlich auf der Rückreise, in einem äußerst kläglichen Zustande, und ein beträchtlicher Theil geht unterwegs verloren.

Die Neujahrsfeierlichkeit nimmt folgenden Verlauf. In Peking begeben sich die zinspflichtigen Fürsten nach einem besondern Stadtviertel im Innern der Stadt, das ihnen zum Aufenthalt angewiesen wird. Manchmal beträgt die Zahl dieser Vasallen nahe an zweihundert, und jeder von ihnen hat eine besondere Herberge, in welcher auch sein Gefolge Unterkommen findet. Dieses Stadtviertel wird von einem hohen Würdenträger des Reiches beaufsichtigt; er hält Ruhe und schafft im Nothfall auch Ordnung. Der Tribut wird einem besonders dazu ernannten Mandarinen, einer Art Intendanten der Civilisten, übergeben. Alle diese Vasallen kommen während ihres Aufenthalts in Peking mit dem Kaiser in gar keine persönliche Berührung, keiner von ihnen erhält eine besondere feierliche Audienz. Falls einer vom Kaiser empfangen wird, so geschieht das nur mehr privatim, und wenn es sich um Geschäfte handelt, welche der Monarch selbst abmachen will. Aber am Neujahrstage findet die große Feierlichkeit statt, bei welcher die Vasallenfürsten wenigstens in eine wenn

auch ziemlich entfernte Berührung mit dem großen Herrscher kommen, mit jenem Monarchen der unter dem Himmel thront, und nach seinem Willen die vier Weltmeere und die zehntausend Völker lenkt. Der Kaiser muß herkömmlich allemal am ersten Tage des ersten Mondes den Tempel seiner Vorfahren besuchen und sich vor ihrer Namenstafel andächtig niederwerfen. Zur Eingangspforte führt ein großer breiter Gang, und in diesem stellen die Fürsten sich auf, zur Rechten und Linken des Peristyls je in drei Reihen, und nach Rang und Würde jedes Einzelnen. Dort stehen sie schweigend und harren des Kaisers; sie tragen ihre mit Gold und Silber verzierten seidenen Staatskleider, und gewähren in ihren verschiedenen volksthümlichen Trachten einen eben so prachtvollen als eigenthümlichen Anblick. Inzwischen zieht der Kaiser mit vollem Pomp aus seiner Gelben Stadt durch die stillen menschenleeren Straßen von Peking, denn alle Thüren müssen verschlossen, die Einwohner in ihren Häusern bleiben, wenn der Gebieter Asiens erscheint. Ein Uebertreten des Gebotes wird mit dem Tode bestraft. So gelangt der Kaiser zum Tempel seiner Vorfahren. Sobald er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzt welche zur Galerie führt, auf der alle die Fürsten stehen, erschallt der Ruf seiner Herolde: „Jeder werfe sich zur Erde, denn der Erde Gebieter ist da!“ Die Könige alle rufen: „Zehntausendmal Glück!“ werfen sich zur Erde, und der Sohn des Himmels schreitet durch ihre Reihen. Im Tempel wirft er sich vor dem Schrein derselben dreimal nieder. Inzwischen bleiben die zweihundert Fürsten am Boden liegen, und dürfen erst wieder aufstehen nachdem der Kaiser auf dem Rückwege abermals durch ihre Reihen geschritten ist. Dann steigen sie in ihre Sänften und begeben sich wieder in ihre Herbergen. Damit sind alle Feierlichkeiten beendigt, und dieses einen Auftrittes wegen müssen die Vasallen mitten im Winter aus fernen Gegenden nach Peking kommen. Der Kaiser hat einen hohen Begriff von seiner Allmacht, und viele der mongolischen Stammfürsten machen sich eine Ehre daraus, ihm eine solche Huldigung darzubringen. Der Minister des Königs der Aleschan sagte uns, es sei schwer des Kaisers auch nur ansichtig zu werden. Er selber hatte einmal als Stellvertreter seines erkrankten Gebieters nach Peking reisen müssen, um der Neujahrsfeierlichkeit beizuwohnen; es gelang ihm aber nicht, den „Alten Buddha“ mit Augen zu sehen, da er als Minister in der dritten Reihe, hinter den Fürsten, Platz nehmen, und sich dann zur Erde werfen mußte. Er meinte daß jene in der ersten Reihe wohl von der Person des Kaisers etwas erblicken könnten; sie müßten aber dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen,

denn sie würden schwerer Bestrafung nicht entgehen, wenn man nur das Geringste merke.

Alle mongolischen Fürsten erhalten ein freilich nur unbeträchtliches Jahrgeld vom Kaiser, sie betrachten sich auch deshalb als seine Untergebenen, und er hat ein Recht, von ihnen Gehorsam und Dienstleistungen zu fordern. Jenes Jahrgeld beziehen sie um Neujahr in Peking; die Auszahlung wird von einigen Mandarinen besorgt, denen man wohl nicht ohne Grund nachsagt, daß sie an den Mongolen ganz unbarmherzige Betrügereien verüben. Der Minister des Königs der Aleschan erzählte uns eine höchst erbauliche Geschichte. Sämmtliche Vasallenfürsten erhielten einst ihr Jahrgeld in versilberten Kupferbarren. Niemand täuschte sich darüber, aber Keiner mochte laut von der Sache reden, um nicht möglicherweise hohe Würdenträger bloszustellen, und selbst die mongolischen Könige in Verlegenheit zu bringen. Mann nimmt an, daß diese Letzteren ihre Jahrgelder aus der eigenen Hand des Kaisers empfangen; eine Beschwerde hätte demnach den Alten Buddha selber getroffen, und der Sohn des Himmels hätte als Falschmünzer dagestanden. Sie nahmen also das versilberte Kupfer und verneigten sich. Erst in ihrem mongolischen Lande sprachen sie laut über die Sache, gaben ihr aber eine geschickte Wendung. Sie sagten nämlich, der Kaiser sei an dem Betrug unschuldig und die mit der Auszahlung beauftragten Mandarinen seien von den Pekinger Bankiers übervortheilt worden. Auch unser mongolischer Mandarin mit dem rothen Knopfe gab zu verstehen daß er dieselbe Meinung hege, und wir hüteten uns sehr wohl, ihm zu widersprechen. Wir unsrerseits aber trauen der Pekinger Regierung nur einen geringen Grad von Rechtlichkeit zu und hegen die feste Ueberzeugung, daß der Kaiser die mongolischen Fürsten plattweg betrogen hat. Das wird um so wahrscheinlicher weil er eben damals mit den Engländern in Krieg verwickelt war, in äußerster Geldnoth steckte und nicht wußte woher er den Sold seiner darbenden Truppen nehmen sollte.

Der Verkehr mit den drei Mandarinen aus dem Lande der Aleschan war uns auch deshalb ersprießlich, weil sie uns zuverlässige Nachrichten über die Gegenden mittheilten, durch welche wir reisen wollten. Sie riethen uns dringend, ja nicht nach ihrem Heimatlande zu gehen; dasselbe sei ohne alle Weide für unser Vieh, und noch weit armseliger als selbst jenes der Ortus. Es besteht aus hohen mit Sand bedeckten Gebirgen und man kann Tage lang reisen, ohne auch nur eine Spur von Pflanzenwuchs anzutreffen; nur dann und wann bietet ein nichts weniger als um-

fangreiches Thal den Heerden ein mageres dorniges Futter. Aleschan ist daher sehr schwach bevölkert, noch weit dünner als die übrigen Theile der Mongolei. Die Mandarinen fügten hinzu, in Folge der großen Dürre, die im Laufe dieses Jahres die ganze Mongolei heimgesucht habe, sei Aleschan beinahe zu Grunde gerichtet; wenigstens der dritte Theil der Heerden war verhungert und verdürstet, und Räuberbanden zogen umher um zu plündern. Das Alles bewog uns, unsern Reiseplan abzuändern; wir wollten das unglückselige Aleschan nicht berühren. Dann blieb allerdings keine andere Wahl als noch einmal über den Gelben Strom zu setzen, und innerhalb der großen Mauer durch die Provinz Kan Su nach dem Lande der Mongolen vom Ku-Ku-Noor vorzudringen. Noch vor wenigen Monaten wäre es mehr als vermessen gewesen solch ein Wagstück zu unternehmen. Wir waren gewöhnt in unseren christlichen Gemeinden versteckt zu leben, hätten unmöglich ohne Mithilfe eines Katecheten reisen können, und auch dann wäre wohl eine Hinrichtung durch die chinesischen Behörden unvermeidlich gewesen. Jetzt lagen die Dinge anders. Wir waren schon zwei Monate unterwegs, und wir meinten in China eben so sicher reisen zu können wie in der Mongolei. Wir hatten in großen Handelsstädten verweilt, dort unsere Angelegenheiten selber besorgt, und uns mit dem Treiben der Chinesen vertraut gemacht. Auch war die Sprache kein Hinderniß, wir verstanden schon die Ausdrucksweise des gemeinen Lebens, welche man in den Missionsplätzen nur schwer oder gar nicht lernt, weil die Christen aus Liebedienerei und Schmeichelei keiner anderen Redewendungen sich bedienen, als jene welche sie in den Büchern finden. Auch hatte die Reise durch die Wüste unsere Körper gestählt; wir waren durch Regen, Sturm und Sonnenschein abgehärtet, unser Gesicht war gebräunt und wir sahen wild genug aus.

Wir theilten nun Samdadschiemba mit, daß wir nicht ferner im Graslande sondern durch China weiter reisen würden, und er war vollkommen damit einverstanden, weil wir nun guten Thee und gute Herbergen zu erwarten hätten. Wir bemerkten, indem wir ihm die Landkarte zeigten, daß unser Weg in der Nähe seiner Heimat vorüber führe, und wiesen ihm auf derselben das Land der Dschiahur, welches die Chinesen als die Drei Thäler, San Tschuen, bezeichnen. Er bat uns sein Vaterhaus besuchen zu dürfen, welches er seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte; er wollte versuchen ob er seine alte Mutter, falls sie noch am Leben war, zum Christenthum bekehren könne.

Wir verließen nun die Richtung nach Westen, welche wir seither

inne gehalten hatten, und gingen etwas südlich. Ueberall fanden wir brackiges Wasser. Ein Mongole welchem wir begegneten, sagte daß wir in zwei Tagen den Hoang Ho erreichen und jenseit desselben auf chinesischem Boden sein würden, aber Wasserplätze wären bis dorthin nur spärlich vorhanden; die einzige ehemals gute Cisterne sei schlecht geworden, seitdem ein Tschütgur, das heißt ein Teufel, das süße Wasser brackig gemacht habe. Wir erreichten dieselbe kurz vor Sonnenuntergang, und in der That war das Wasser ungenießbar; oben auf schwammen fettige Tropfen, und es hatte einen abscheulichen Geruch. Und doch mußten wir es trinken, wenn wir nicht verdursten wollten, suchten uns aber zu helfen so gut es eben gehen wollte. Wir sammelten Wurzeln, verbrannten sie zu Kohle, zerstießen dieselbe und thaten sie nebst dem Wasser aus der Teufelscisterne in unsern großen Kessel. So machten wir dasselber einigermaßen genießbar. Unsere Nachtruhe wurde durch ein eigenthümliches Geräusch unterbrochen. Ein lautes langezogenes Klagegeschrei drang an unser Ohr; es war nicht das Geheul des Wolfes, und auch kein Tigergebrüll; wir wußten daß im Lande der Ortus reißende Thiere sich nicht aufhalten; was war es nun? Wir standen auf, zündeten vor dem Zelte ein Feuer an und schrien alle Drei aus vollen Kräften. Am Ende sahen wir ein Thier mit röthlichem Haar, das weglief als wir ihm nahe kamen. Sambadschiemba glaubte einen Hund zu erkennen, und er hatte recht. Wir setzten eine Schüssel mit Wasser und etwas Hafermehl vor den Eingang des Zeltes, und bald erschien der Hund um sich zu sättigen. Dann legte er sich ruhig nieder und war am andern Morgen sehr zutraulich. Dieser Hund hatte rothbraunes Haar und eine ungewöhnliche Größe; er hing nur in Haut und Knochen, und hatte offenbar seit längerer Zeit seinen Herrn verloren. Er war uns nun ein treuer Begleiter.

Nach einer zweitägigen Reise kamen wir an eine Gebirgskette, deren Gipfel sich in den Wolken verloren. Wir stiegen aufwärts, aber der Weg war namentlich für die Kameele höchst beschwerlich. In den Thälern und Schluchten lag Glimmer und zertrümmertes schieferiges Gestein in ungeheurer Menge; diese Geschiebe sind allem Anschein nach durch eine gewaltige Wasserfluth dorthin gelangt, denn das Gebirge selbst besteht aus Granit. Weiter nach dem Gipfel zu wird die Gestaltung immer seltsamer; mächtige Quader sind durch einander geworfen und über einander gethürmt, und lagern so fest aufeinander, als ob sie verkittet wären. Dieses Gestein ist mit Muscheln wie überzogen, und zeigt Ueberreste von Pflanzen die dem Seetang, den Meeralgen, gleichen. Die Granitmassen sind

überall wie abgespült, abgenagt und verwittert. Nach jeder Seite hin, sahen wir Höhlen und Löcher in den verschiedensten Windungen; es sah aus als wenn dort oben auf dem Gebirge ungeheure Würmer in dem Gestein gearbeitet hätten. Auch der Granit hat tiefe Aushöhlungen. Es kam uns vor als ob wir auf dem Boden eines ausgetrockneten Meeres uns befänden, das hier einst mächtig gearbeitet und Spuren seiner Thätigkeit zurückgelassen hat. Vom Gipfel des Gebirges herab erblickten wir den Gelben Strom, der majestätisch von Süden nach Norden floß. Es war um Mittag, und wir hofften gegen Abend die kleine chinesische Stadt Sche tsui dze zu erreichen, denn wir sahen, daß sie auf der andern Seite des Flusses an einem Hügel lag. Vor Einbruch der Dunkelheit kamen wir an die Fähre, welche von Mongolen gepachtet war, die unsere Börse nur mäßig in Anspruch nahmen. Sie setzten uns über, wollten aber den Hund nicht mitnehmen, weil der Nachen für Menschen und solche Thiere bestimmt sei, die nicht schwimmen können.

Auf dem jenseitigen Ufer betraten wir China und sagten der Mongolei für einige Zeit Lebewohl.

Elftes Kapitel.

Herberge zur Gerechtigkeit und zum Erbarmen. — Die Provinz Kan Su. — Ackerbau und Bewässerung. — Ning Hia. — Herberge zu den fünf Glückseligkeiten. — Sandberge. — Der Weg nach Ili. — Die große Mauer. — Die Dschiahurs. — Verkehr mit einem lebenden Buddha. — Herberge zum gemäßigten Klima. — Das Ping Keugebirge. — Wassermühlen. — Si Ning Fu. — Ankunft in Tang keu eül.

Seitdem wir das Thal der schwarzen Gewässer verlassen, waren zwei Monate verflossen. Wir hatten große Beschwerlichkeiten erduldet, und wenn unsere Gesundheit auch noch nicht gelitten hatte, so waren wir doch einiger Erholung bedürftig, die wir in Sche tsui dze zu finden hofften. Diese kleine Grenzstadt ist von Hoang Ho nur durch einen Strich sandigen Bodens getrennt. Wir stiegen in der Herberge zur Gerechtigkeit und zum Erbarmen ab, Jen y tieu. Das Haus war neu, und mit Ausnahme des aus Ziegeln bestehenden Grundbaues, durchaus von Holz. Der Wirth empfing uns ungemein höflich; er selber war äußerst häßlich und schielte mit beiden Augen, aber seine Zunge war wunderbar geläufig.

Er war, wie er sagte, früher Soldat gewesen, hatte viel gesehen, gehört und behalten, kannte alle Länder und alle Menschen, und wir zogen bei ihm allerlei für uns nützliche Nachrichten ein. Er kannte auch das Land am Ku-Ku-Noor und hatte den Krieg gegen die Si fan mitgemacht. Am nächsten Morgen brachte er uns ein Blatt Papier, auf welchem der Reihe nach die Namen aller Ortschaften verzeichnet standen, welche wir in der Provinz Kan Su berühren mußten. Sche tsui dze liegt in der Spitze eines Winkels der vom Hoang Ho und den Aleschanbergen gebildet wird. Der Strom fließt an dunkelen Hügeln hin, aus welchen Steinkohlen gewonnen werden; diesen verdanken die Bewohner ihren Wohlstand. In den Vorstädten wird die Fabrikation von Töpferwaaren verschiedener Art sehr schwunghaft betrieben; sie finden in ganz Kan Su Absatz. Lebensmittel sind in Menge vorhanden und ungemein wohlfeil; wandernde Garköche bringen allerlei Speisen in die Häuser, Suppe, Ragouts von Hammel- und Ochsenfleisch, Gemüse, Pasteten und Bäckereien, Fadennudeln und dergleichen mehr. Insgemein sind diese Garköche Muselmänner; sie tragen ein blaues Käppchen und unterscheiden sich dadurch von den Chinesen.

Nach zwei Tagen reisten wir ab. Die Umgegend ist sandig und kann nicht bebaut werden, weil der Strom sie überschwemmt; weiter landeinwärts wird der Boden schon besser. Etwa eine Stunde von Sche tsui dze passirten wir die große Mauer, die aber hier nur aus elendem Getrümmer besteht. Dann wird die Gegend hübsch und wir mußten die Geschicklichkeit der Chinesen im Ackerbau loben. Auf der ganzen Strecke der Provinz Kan Su welche wir durchwanderten, sind die Felder künstlich bewässert; man hat mit vieler Mühe Canäle gegraben, welche der Hoang Ho speist; aus den größeren Wassergräben fließen kleinere Rinnen ab, und überall hat man es in der Gewalt vermittelst einfacher Schleusen den Wasserstand nach Belieben zu regeln. Die Vertheilung des Wassers wird mit äußerster Ordnung vorgenommen. Dörfer sieht man nicht häufig, wohl aber viele einzelne Gehöfte mitten in den Feldern; Gebüsche oder Ziergärten sind gar nicht vorhanden; das Land ist für den Getreidebau bestimmt und nur bei den Häusern stehen einige Bäume. Nicht einmal so viel Platz läßt man unbenutzt, daß die vom Felde heimgebrachten Garben etwa in einem Hofraum aufgespeichert werden könnten; denn ein solcher ist nicht vorhanden, und man wirft das Stroh dicht um das Haus und bis auf das innere platte Dach. An Tagen wo alle Aecker bewässert werden, glaubt man sich in das überschwemmte Nilland versetzt. Die Bauern schiffen in kleinen Kähnen durch ihre Felder, oder fahren auf ganz

leichten Karren mit ungeheuer hohen Rädern, vor welche sie Büffel gespannt haben. Aus den chinesischen Jahrbüchern ergiebt sich, daß dieser Theil von Kan Su ehemals von Mongolen bewohnt war, die man Kao Tsche oder hohe Räder nannte. Für den Reisenden sind diese Bewässerungen sehr lästig, denn sie überziehen die Straßen mit Schlamm, in welchem die Kameele ausgleiten.

Am Abend kamen wir zum Dorfe Wang ho po, wo wir nicht solche Bequemlichkeiten fanden wie in der Stadt; der Wirth gab uns nur Wasser, Kohlen und einen Kessel; kochen mußten wir selbst. Etwas nach uns langte eine Karawane an; es waren chinesische Kaufleute welche mit ihren Kameelen nach Ning Hia wollten. Dorthin mußten wir auch, und beschlossen daher mit jenen Chinesen zu reisen, die einen kürzern und bessern Weg kannten als die gewöhnliche Landstraße. Unser Wirth hielt uns für Mongolen und glaubte deshalb uns eine unverschämte Zeche machen zu können. Tagtäglich haben wir in der Provinz Kan Su Zank mit den Gasthaltern gehabt; man muß jeden einzelnen Punkt behandeln, Zimmer und Stall, Tränke und Kochkessel, Kohlen und Lampe; nach langen Streiten einigt man sich und bleibt gut Freund. Nach Mitternacht brachen unsere Reisegefährten auf; wir waren etwas später fertig und zogen in tiefster Dunkelheit hinter ihnen her, verfehlten den Weg, blieben in einem bewässerten Felde stecken und mußten das Tageslicht abwarten. Dann begaben wir uns nach einem großen mit Mauern umzogenen Orte; es war Ping Lu Hien, eine Stadt dritter Classe. Dort entstand große Unordnung, weil die vielen Maulthiere in den Straßen allesammt wild wurden als sie unsere Kameele erblickten; sie rissen sich los und warfen Buden um, die Leute wurden ärgerlich, rotteten sich zusammen, schimpften auf die „stinkenden Mongolen", verwünschten die Kameele und steigerten nur noch die Unordnung, die erst nachließ als wir zur Stadt hinaus waren. Dann trafen wir eines jener Straßenwachthäuser, von denen laut dem Gesetz eines für jede Strecke von einer halben Wegstunde vorhanden sein muß. Es sind kleine wohlgeweißte Häuser in echt chinesischem Geschmack; in der Mitte befindet sich eine Art von großer Scheune, damit Reisende, die sich verirren und Abends keine Herberge erreichen können, eine Unterkunft finden. An beiden Seiten hat das Haus zwei kleine Gemächer mit Thüren und Fenstern und einer rothbemalten Bank; weiteres Hausgeräth ist nicht vorhanden. Die äußeren Wände sind mit roher Malerei verziert, mit Figuren der Kriegsgötter, mit Reitern und fabelhaften Thieren. An den Scheunenwänden werden alle möglichen in China

gebräuchlichen Waffen dargestellt, Lanzen, Bogen, Luntenflinten, Schilde und Säbel. Unweit vom Hause steht allemal zur Rechten ein viereckiges Thürmchen, und zur Linken sieht man fünf kleine Grenzsteine, welche die Strecke von fünf Lis bezeichnen; denn so weit ist es von einem Wachthause bis zum andern. Manchmal steht auch ein großes Schild da, auf welchem man die Namen der nächsten Ortschaften liest. Wir fanden nachstehende Aufschrift: „Von Ping Lu Hien nach Ning Hia 50 Lis; nach Norden bis Ping Lu Hien 5 Lis; nach Süden bis Ning Hia 45 Lis. In Kriegszeiten werden auf den viereckigen Thürmen in vorschriftsmäßiger Weise Signalfeuer angezündet. Die Chinesen erzählen, daß der Kaiser Yeu Wang (der dreizehnte aus der Dynastie der Tscheu, etwa 780 vor Christus) einst einer thörigen Bitte seiner Gemahlin nachgab, und ohne Ursache die Lärmsignale geben ließ. Die Kaiserin wollte einmal sehen, ob wohl im Nothfall die Soldaten im ganzen Reiche bereit wären, jeden Augenblick zum Schutze der Hauptstadt sich in Bewegung zu setzen. Alles gelang; die Statthalter der einzelnen Provinzen schickten eilig die Militairmandarinen nach Peking, wo sie zu ihrem größten Aerger vernahmen, daß sie wegen einer Weiberlaune sich in Bewegung gesetzt hatten. Einige Zeit nachher brachen die Mongolen ins Land, und drangen rasch bis in die Nähe der Hauptstadt vor. Diesmal war es mit den Feuerzeichen auf den Thürmen ernsthaft gemeint, nun aber rührte sich in den Provinzen Niemand. Die Mongolen erstürmten Peking und hieben die kaiserliche Familie nieder.

China hat zweihundert Jahre lang keinen Feind im Innern zu bekämpfen gehabt, und die Wachthäuser sind deshalb nicht mehr von so großer Bedeutung als ehemals*); man hat Viele von ihnen verfallen lassen und nicht wieder ausgebessert; die meisten sind unbewohnt und haben weder Thüren noch Fenster mehr. Auf sehr besuchten Landstraßen wird aber immer noch dafür gesorgt, daß die oben erwähnten Wegweiser immer lesbar bleiben. Das Wachthaus bei welchem wir anhielten, war unbewohnt; wir fanden aber mehrere Reisende darin, welche über uns drei „Mongolen" lachten. Nachdem wir unser Mahl eingenommen hatten, zogen wir weiter, einem prächtigen Canal entlang der sein Wasser aus dem Hoang Ho bekommt. Uns begegnete ein Trupp von Reitern, vor welchen die zahlreichen Arbeiter, die mit Uferbauten beschäftigt waren,

*) Seit der großen Rebellion der Tai ping wang, welche nach und nach fast alle Provinzen des eigentlichen China ergriffen hat, ist das anders.

sich zu Boden warfen; sie riefen: „Heil und Frieden unserm Vater und unserer Mutter!“ So wußten wir denn, daß ein Obermandarin im Anzuge war. Nach den Formeln chinesischer Höflichkeit hätten wir absteigen und uns gleichfalls zur Erde werfen müssen; wir glaubten aber als Lamas aus den westlichen Landen dazu nicht verpflichtet zu sein, und ritten weiter. Der Mandarin selbst kam mit seinem Pferde nahe zu uns heran, grüßte höflich und fragte in mongolischer Sprache, ob wir uns wohl befänden und wohin wir zu reisen gedächten. Sein Roß scheute starr vor unseren Kameelen und so wendete er rasch um. Der Mandarin schien ein Mandschu zu sein, und besichtigte die Canalarbeiten.

Nach einer Weile erblickten wir die hohen Wallmauern von Ning Hia und eine Menge von Pagodenthürmen, die sich in der Ferne wie Cedern ausnahmen. Die Backsteinmauern von Ning Hia sind sehr alt, mit Moos und Flechten überzogen, aber gut erhalten und mit Morästen umgeben. Im Innern gewährt die Stadt mit ihren engen schmuzigen Gassen einen höchst armseligen Anblick; viele Häuser sind von Rauch geschwärzt und die Wände aus dem Loth gegangen. Man sieht, daß Ning Hia sehr alt ist; als Handelsplatz hat es gar keine Bedeutung, obwohl es der mongolischen Grenze so nahe liegt. In der Herberge wo wir einkehrten, forderten drei Leute uns Reisepässe ab, wir zweifelten aber keinen Augenblick, daß wir es hier mit Gaunern zu thun hätten. Wir fragten: „Wer seid ihr denn, daß ihr euch anmaßt uns Pässe abzuverlangen?“ — „Wir sind Beamtete beim Obergericht. Kein Fremder darf ohne Paß durch Ning Hia reisen.“ — Wir antworteten nichts sondern riefen den Wirth und verlangten daß er uns seinen und seiner Herberge Namen aufschreiben müsse; damit, fügten wir hinzu, würden wir flugs zum Tribunal gehen und dem Mandarin sagen, daß er in seinem Gasthause drei Betrüger habe. Die drei Gauner machten sich darauf eilig aus dem Staube, der Wirth schimpfte hinter ihnen her und die anwesenden Gäste lachten hell auf. Am andern Morgen war im Hofe ein gewaltiger Lärmen; man schimpfte auf die stinkenden Mongolen, sprach von Kameelen, vom Tribunal und dergleichen mehr. Die Sache war folgende: Unsere Kameele hatten Nachts sich vom Halfter losgerissen und einige Bündel Korbmacherweiden aufgefressen. Da wir am Abend vorher dem Wirthe gesagt hatten, er möge dieselben fortnehmen um jeden Schaden zu verhüten, so mußte er den Nachtheil tragen. Darüber waren alle einverstanden, und der Mann fügte sich auch. Dann reisten wir weiter; im südlichen Theile der Stadt fanden wir ganze Viertel unbewohnt und im Ver-

fall und sahen nur Schweine. Die meisten Bewohner trugen zerlumpte Kleider, sahen bleich und mager aus und man konnte nicht zweifeln, daß es ihnen am Nothwendigsten mangelte. Und doch war Ning Hia einst eine königliche Stadt, reich und blühend. Im zehnten Jahrhundert hatte ein Mongolenfürst aus Tu Pa, das jetzt den Si fan unterworfen ist, am Hoang Ho einen kleinen Staat gegründet, dessen Hauptstadt Hia Tscheu war, derselbe Ort welcher jetzt Ning Hia genannt wird. Dieser Staat hielt sich volle zwei Jahrhunderte gegen die Chinesen; verlor aber 1227 zu Tscheng Kis Khans Zeiten seine Selbstständigkeit. Ning Hia ist nun eine Stadt ersten Ranges in der Provinz Kan Su. Außerhalb derselben fanden wir eine schöne Landstraße, und an derselben viele kleine Gasthäuser, in welchen der Reisende für wenig Geld Thee, hartgesottene Eier, in Oel gebackene Bohnen und mit Zucker oder Salz eingemachte Früchte bekommt. Das Land gefiel uns sehr und offenbar auch unseren Kameelen, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Der nächste Ort war das Dorf Hia Ho Po, wo wir in der Herberge zu den fünf Glückseligkeiten, U-fu-tien, abstiegen. Bald erschien ein Reiter, er war Inhaber des weißen Knopfes, grüßte nicht, sondern verlangte barsch, der Wirth solle sogleich Alles rein auskehren lassen und die Mongolen, das heißt uns, mit ihren Kameelen fortschicken; ein Obermandarin werde gleich erscheinen und wolle beherbergt sein. Wir thaten als hätten wir nichts gehört; der Wirth aber kam und setzte höflich und verlegen den Stand der Dinge auseinander. Wir blieben jedoch fest und ruhig: „Sag dem da mit dem weißen Knopfe, daß wir einmal in Deiner Herberge sind und bleiben; der Mandarin hat kein Recht andere Reisende auszutreiben.“ Der Wirth gab dem Reiter diesen Bescheid, darauf stieg dieser ab, und sprach zu uns: „Der Obermandarin kommt, sein Gefolge ist zahlreich, und seine Pferde können doch nicht hier im Hofe neben den Kameelen stehen!“ — „Ein Mann aus dem Gefolge eines Obermandarinen, ein Mann mit dem weißen Knopfe, sollte sich mit Höflichkeit ausdrücken und nichts Unbilliges verlangen. Wir haben ein Recht hier zu bleiben. Wir würden uns nicht beeinträchtigen lassen,“ fügten wir hinzu, „seien Lamas aus den westlichen Landen, und wollten nöthigenfalls die weite Reise nach Peking nicht scheuen, um uns Genugthuung zu verschaffen.“ Das half und der Wirth freute sich; von uns erhalte er doch Bezahlung, vom Mandarin, der in seinem Hause das Oberste zu unterst kehre, werde er aber nichts bekommen. Einige Zeit nachher kam der Mann mit dem weißen Knopfe wieder, war sehr höflich, meinte wir seien doch Alle Reisende

und müßten uns behelfen wie Brüder. Darauf gingen wir ein. Gegen Abend erschien der Obermandarin, die Flügelthüren des Hofes wurden aufgeschlagen, und ein von drei Maulthieren gezogener Wagen fuhr herein; viele Reiter kamen hinterher. Der Mandarin, ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit grauem Barte, trug eine rothe Mütze; er blickte scharf umher, und machte eine ärgerliche Miene als er unsere drei Kameele hinten im Hofe stehen sah. „Was ist das, was wollen diese Mongolen hier?" rief er sehr verdrießlich, „man schaffe mir den Wirth hierher!" Der Mann mit dem weißen Knopfe kniete nieder und sagte ihm etwas ins Ohr. Darauf grüßte der Mandarin ziemlich vornehm mit der Hand und ging in das für ihn hergerichtete kleine Zimmer. Das war ein Triumph für uns, in einem Lande das wir bei Todesstrafe nicht betreten durften. Denn zu jener Zeit war der Vertrag zwischen Frankreich und China noch nicht abgeschlossen, und jeder Missionair welcher den Boden des himmlischen Reiches betrat, war schon dadurch dem strengen Gebote des Kaisers verfallen. Von nun an fühlten wir uns doppelt sicher und alle Furcht war verschwunden.

Zwei Tage später waren wir wieder am Gelben Strom in Tschong Weï, einer mittelgroßen Stadt, deren wohlhabendes Ansehen scharf gegen das Elend in den häßlichen Ning Hia abstach. Die vielen Waarenläden waren voll von Käufern, die Straßen belebt, und der Handelsverkehr ist beträchtlich. Es fällt auf, daß man auf dem Hoang Ho keine Schiffe sieht, und daß die sonst überall der Schifffahrt leidenschaftlich zugeneigten Chinesen sich hier vom Wasser fern halten. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß die Bewohner dieses Theils von Kan Su, von mongolischer und thibetanischer Abstammung seien. Hinter Tschong Weï kamen wir abermals über die große Mauer, die hier lediglich aus lose aufeinander geworfenen Steinen gebildet war. Wir befanden uns jetzt wieder für die nächsten Tage in der Mongolei im Königreich der Aleschan. Manche Lamas hatten uns von dem gleichnamigen Gebirge eine wahrhaft entsetzliche Schilderung entworfen; jetzt konnten wir uns persönlich überzeugen, daß sie nicht im Mindesten übertrieben hatten. Die Aleschan sind eine lange Gebirgskette die aus beweglichem Sande besteht; er ist so fein, daß er wie Wasser durch die Finger rinnt. Auf diesen ungeheuren Sandmassen sieht man auch nicht eine Spur von Pflanzenwuchs; hin und wieder gewahrt man feine Linien, welche von den Füßen der sich fortbewegenden kleinen Insekten herrühren. Für uns war das Reisen hier furchtbar beschwerlich. Die Kameele versanken bei jedem Schritte bis an

den Bauch in den Sand, und den Pferden erging es noch schlimmer, weil ihre Hufe dem Sande nicht so viel Widerstand leisten konnten, als die massenhafteren Füße der Kameele. Wir selber gingen zu Fuß und mußten wohl aufpassen, um nicht von diesen gefährlichen Bergen hinab in den Hoang Ho zu gleiten der am Fuße derselben sich hinzog. Zum Glück war das Wetter klar und ruhig; bei Sturm wären wir gewiß vom Sande verschüttet worden. Es scheint als ob die Aleschanberge durch Anhäufung der Sandmassen gebildet worden seien, welche der Wind unablässig aus der großen Wüste (Schamo; Gobi), herbeitreibt. Am Flusse staut sich diese Sandüberschwemmung, vor welcher auf diese Weise die Provinz Kan Su bewahrt bleibt. Von diesen Sandmassen bekommt der Hoang Ho seine gelbliche Farbe und den Namen Gelber Strom, denn oberhalb der Aleschan ist sein Wasser hell und klar. Die hohen Berge machten allmälig Hügeln Platz, nach und nach verlor sich auch der Sand, und gegen Abend erreichten wir Tschang Lieu Schuy, das heißt die immer fließenden Gewässer, eine reizende Oase, in welcher viele kleine Bäche durch die Straßen rinnen. Diese sind mit Bäumen bepflanzt, und die aus Stein gebauten Häuser weiß oder roth angestrichen. Aber alle Lebensmittel müssen aus Tschong Weï herbeigeschafft werden und sind deshalb sehr theuer. Wir schlugen dann die Straße ein welche nach Ili führt. Die Gegend war noch immer traurig genug, wiewohl nicht mehr ganz so abscheulich wie vorher. Wir hatten nun Kiesboden unter den Füßen und da und dort sahen wir einige Gesträuche, etwas Pfriemkraut, sonst war Alles dürr und platterdings unfruchtbar. So gelangten wir nach Kao tan dze, einem über alle Beschreibung häßlichen Dorfe; es besteht aus einigen aus schwarzem Schlamm roh aufgebauten Hütten. Sie sind alle Gasthäuser, aber Lebensmittel sind noch seltener und also auch theurer als an den immer fließenden Gewässern; die Umgegend ist durchaus unfruchtbar; das Wasser sogar muß sechs Stunden weit hergeholt werden, und der Reisende für einen Eimer voll fünfzig Sapeken zahlen. Dazu kommt daß dieses Dorf ein im höchsten Grade unsicherer Aufenthalt ist, und sehr oft von Räubern überfallen wird. Man sieht daß die Häuser schon einmal in Brand gesteckt und verwüstet worden sind. In unserer Herberge wurden wir gleich gefragt, ob wir unsere Thiere vertheidigen wollten? Es giebt nämlich in Kao tan dze zweierlei Gasthäuser, solche in denen man Widerstand leistet und andere wo das nicht geschieht; in den ersteren muß man einen vierfach höhern Preis zahlen als in den letzteren. Darüber äußerten wir unsere Verwunderung; aber man entgegnete: „Ihr wißt

also nicht, daß Kao tan dze sehr oft von Räubern heimgesucht wird? Wohnt ihr in einer Herberge wo man keine Gegenwehr leistet, so wird euch euer Vieh fortgetrieben, denn wer wollte das hindern? In den Gasthöfen wo die Räuber Widerstand finden, habt ihr Hoffnung Kameele und Pferde zu behalten, wenn nicht etwa der Feind zu übermächtig ist." Wir beschlossen sicher zu gehen und eine vertheidigungsfähige Herberge zu wählen, in welcher denn auch Alles sehr kriegerisch aussah; überall hingen Lanzen, Bogen, Luntenflinten. Es war uns dort so unheimlich, daß wir uns nicht zur Ruhe legen mochten. Das ganze Kao tan dze schien uns ein unbegreifliches Ding. Wie mochten nur Menschen in einer so abscheulichen, unfruchtbaren, wasserlosen, den Räubern preisgegebenen Gegend hausen? Wir sagten das auch unserm Wirthe, der uns bald Alles erklärte: „Wir sind nicht etwa freie Leute, sondern alle Einwohner von Kaon tan dze sind Verbannte. Man hat uns erlassen nach Ili geschafft zu werden, unter der Bedingung, daß wir allen Mandarinen und Soldaten welche die Verwiesenen nach Ili transportiren, und überhaupt allen Regierungsbeamten unentgeltlich Wasser verabreichen." Verbannte Christen gab es in diesem Dorfe nicht.

Wir blieben von Räubern verschont, und gelangten bald wieder an die große Mauer, über welche wir nach eigener Anschauung Einiges sagen wollen. Dieses auf Befehl des Kaisers Tschin Schi Hoang Ti im Jahre 214 nach Christus unternommene Werk heißt bei den Chinesen Wan ti tschang tsching, die große Mauer von zehntausend Lis; sie reicht von dem westlichen Punkte der Provinz Kan Su bis zum Gestade des östlichen Meeres. Die Bedeutung dieses Riesenwerkes ist sehr verschieden beurtheilt worden, wahrscheinlich weil man nur einzelne Theile desselben ins Auge gefaßt hat, während man das Ganze hätte beachten müssen. Barrow, der 1793 mit Lord Macartney als Geschichtschreiber der englischen Gesandtschaft in China war, hat eine eigenthümliche Berechnung aufgestellt. Er nahm an, daß in England und Schottland 1,800,000 Häuser vorhanden seien, an deren jedem das Mauerwerk 2000 Fuß betrage. Alle zusammen, meinte Barrow, hielten nicht so viel an Mauerwerk als die chinesische Mauer, in welcher Material genug vorhanden sei, mit welchem man eine einfache Mauer zweimal um den Erdball herumführen könne. Aber Barrow ist im Irrthum. Er hat das Stück der großen Mauer welches nördlich von Peking sich befindet, zur Grundlage seiner Schätzung genommen, und dort ist allerdings ihre Bauart großartig und schön. Aber dieses Werk, das als Schutzwehr gegen die

Mongolen aufgeführt wurde, ist nicht überall gleich hoch, breit oder dauerhaft. Wir haben diese Mauer an mehr als fünfzehn verschiedenen Stellen überschritten, und sind oft tagelang an ihr hingereist, ohne sie nur eine Minute aus dem Gesicht zu verlieren. Nun besteht sie in der Nähe von Peking allerdings aus einer Doppelmauer mit Zinnen, aber anderwärts fanden wir auch entweder nur ganz einfaches Mauerwerk oder blos einen schlichten Erdwall, ja an manchen Stellen besteht sie lediglich in Steinen die lose auf und übereinander liegen. Große behauene, mit Mörtel zusammengefügte Steine von welchen Barrow wissen will, haben wir nirgends gesehen. Tsin Schi Hoang Ti sah vor allem darauf seine Hauptstadt möglichst stark gegen Einfälle der Mongolen zu schützen; an den Grenzen der Ortus und von den Aleschan her, drohte kaum eine Gefahr, dort konnte also die Mauer schwach sein.

Nachdem man auf dem oben angegebenen Punkte die Mauer überschritten hat, kommt man an den Grenzposten San Yen Tsin, wo die Mongolen, welche in das eigentliche China wollen, sehr scharf beaufsichtigt werden. In dem ganzen Orte ist nur eine einzige Herberge und diese hält der Stationscommandant. Wir fanden dort eine starke mongolische Karawane, aber auch Raum genug für uns. Sogleich erschien der Commandant und verlangte unsere Reisepässe. Darauf entspann sich folgendes Zwiegespräch, nachdem jener uns erklärt hatte wir müßten einen Paß vorzeigen oder so und so viel bezahlen. „Wie, Du verlangst Geld oder Pässe? Wir sind ganz China durchreist, in Peking gewesen, durch die Mongolei gezogen, haben nie einen Paß gebraucht und nie auch nur eine Sapeke gezahlt. Du als Stationscommandant solltest doch wissen, daß ein Lama keinen Paß nöthig hat!" — „Was sind das für Worte? In der Karawane hier sind zwei Lamas mit Pässen." — „Gleichviel; so giebt es Lamas mit Pässen und ohne Pässe; wir haben keine. Uebrigens sollst Du das verlangte Geld haben, uns aber den Empfang bescheinigen und schriftlich erklären, daß Du Geld von uns gefordert hast." Nun gab er klein bei und sagte: „Ihr seid in Peking gewesen, vielleicht hat der Kaiser euch ein Privilegium ertheilt. Sagt aber den Mongolen nicht, daß ich euch unentgeltlich passiren lasse." Diese letzten Worte sprach er leise.

Es ist zum Erbarmen wie die in China reisende Mongolen belogen und betrogen werden. Jeder glaubt sie ausziehen zu dürfen und sie lassen sich auch nach allen Seiten hin misbrauchen und ausbeuten. Man nimmt ihnen Zoll ab, und der erste beste Chinese verlangt Geld von ihnen weil er etwa bei Ausbesserung einer Landstraße, oder beim Bau einer Brücke

oder einer Pagode beschäftigt ist. Jeder stellt sich als wolle er ihnen Gefälligkeiten und Dienste erzeigen, warnt sie vor schlechten Leuten, giebt ihnen Rath, nennt sie Freunde und Brüder, und das Alles um ihnen desto gemächlicher das Fell über die Ohren zu ziehen. Behalten sie aber dennoch den Knopf auf dem Beutel so versucht man es mit der Einschüchterung, redet ihnen vor, wie streng und furchtbar die Mandarinen seien, spricht von Gesetzen, Gerichtshöfen, Gefängnissen, Strafen, von Verhaftungen und dergleichen; kurz man behandelt sie wie Kinder. Dabei haben die Chinesen insgemein leichtes Spiel, weil die Mongolen sich in die Sitten und Bräuche des fremden Landes gar nicht zu finden wissen. In einer Herberge zum Beispiel wohnen sie nicht etwa in den Zimmern welche man ihnen zur Verfügung stellt, bringen auch ihr Vieh nicht in die Ställe, sondern schlagen im Hofraum ihr Zelt auf und binden die Kameele an Pfähle. Wenn der Wirth Einsprache dagegen erhebt, so gehen sie allerdings in die Zimmer, die ihnen aber allemal wie Gefängnisse vorkommen, und richten sich in denselben auf eine geradezu lächerliche Weise ein. Die Küche in welcher sie ganz bequem ihre Speisen bereiten könnten, ist für sie so gut wie nicht vorhanden; sie rücken vielmehr den Dreifuß mitten ins Zimmer, stellen den Kessel darauf und heizen mit Argols, obwohl andere Brennstoffe vorhanden sind. Nachts rollen sie ihre Filzdecken auseinander, denn sie mögen weder in einem Bette noch auf dem Kang schlafen. Die Leute von der mongolischen Karawane welche wir in der Herberge zu San Yen Tsin trafen, waren dermaßen einfältig, daß sie uns fragten, ob wohl der Wirth sich dafür, daß er sie aufgenommen, etwas bezahlen lassen werde.

Wir setzten unsere Reise in der Provinz Kan Su nach Südwesten hin fort, und fanden das hügelige wohlbewässerte Land im Allgemeinen recht hübsch und wohl angebaut. Das Klima ist mild, der Boden fruchtbar; man baut vorzugsweise Weizen, aus welchem man in ähnlicher Weise wie in Europa Brot bereitet; Reis wird nicht gesäet; man bezieht den Bedarf daran meist aus anderen Provinzen. Ziegen und Schafe sind von einer vortrefflichen Art, ihr Fleisch bildet eine Hauptnahrung der Bewohner. Steinkohlen sind im Ueberfluß vorhanden, und Kan Su ist überhaupt eine Provinz in welcher sich anständig leben läßt.

Zwei Tagereisen hinter San Yen Tsin überfiel uns ein entsetzlicher Sturm, als wir eben, Morgens um zehn Uhr, über einen Berg ritten und in eine Ebene hinabstiegen. Die Luft war ganz still und das Wetter sehr kalt. Allmälig wurde der Himmel weiß, ohne daß auch nur eine

Spur von Wolken zu sehen war. Dann erhob sich ein Westwind, der in kurzer Zeit so heftig wurde, daß unsere Thiere nicht mehr vorwärts konnten. Es war als ob die Natur aus den Fugen ginge; der wolkenlose Himmel wurde blutroth, der wüthende Sturm peitschte dicke Säulen von Staub, Wind und Trümmer verschiedener Art im Wirbel vor sich her, und am Ende konnten wir nicht einmal mehr die Thiere sehen auf denen wir ritten. Wir stiegen ab, hielten still, banden uns Tücher vor das Gesicht, und standen entsetzt da; denn es war als sei der Welt Untergang gekommen. Dieser gewaltige Aufruhr in der Atmosphäre dauerte länger als eine Stunde. Als wir wieder aus den Augen sehen konnten, fand sich, daß wir weit auseinander gerathen waren. Zum Glück bemerkten wir in der Nähe ein Bauerhaus in welchem wir ungemein gastfreundlich aufgenommen wurden. Man wärmte Wasser damit wir uns waschen konnten, denn der Staub war uns durch die Kleider in alle, auch die feinsten Hautöffnungen gedrungen. Hätte das Unwetter uns in den Aleschanbergen ereilt so waren wir ohne Rettung verloren; wir wären lebendig begraben worden und niemals hätte man wieder etwas von uns gehört. Die guten Bauersleute wollten uns an jenem Tage nicht weiter reisen lassen, und baten uns so aufrichtig und herzlich noch zu verweilen, daß wir, ohnehin der Ruhe sehr bedürftig, bei ihnen blieben. Wer einigen Verkehr mit den Bewohnern von Kan Su gehabt hat, findet leicht, daß sie nicht rein chinesischen Ursprungs sind; das mongolisch-thibetanische Element schlägt ganz entschieden vor in Sitten, Charakter und Sprache der Landleute. Sie haben die gemachte und erkünstelte Höflichkeit der Chinesen nicht, sondern sind freimüthig und gastfreundlich, und in ihrer chinesischen Sprache blieben viele mongolische und thibetanische Ausdrücke enthalten; auch der Satzbau ist eigenthümlich und sie haben die mongolische Inversion. Sie sagen z. B. nicht wie die Chinesen: Oeffne das Fenster, mache die Thür zu, sondern: Das Fenster öffne, die Thür mache zu. Außerdem genießen sie mit Vorliebe Milch, Butter und Buttermilch, die der Chinese gar nicht mag. Von den Letzteren unterscheiden sie sich namentlich auch dadurch, daß sie sehr religiös sind. In Kan Su giebt es viele blühende Lamaklöster, in welchen der reformirte Buddhacultus gilt. Die Chinesen haben auch viele Pagoden und eine Menge von Götzenbildern in den Häusern, aber mit diesen Aeußerlichkeiten ist auch so ziemlich Alles abgethan, während die Leute in Kan Su viel und eifrig beten.

Abgesehen davon, daß sie von den Chinesen so verschieden sind, lassen sich unter ihnen selbst manche Abweichungen und Stammesver-

schiedenheiten nachweisen. In dieser Beziehung sind namentlich die Dschiahurs bemerkenswerth. Sie bewohnen einen Landstrich der als San Tschuan, die drei kleinen Thäler, bezeichnet wird, und dort war die Heimat unseres Kameelführers Samdadschiemba. Die Dschiahurs sind eben so gaunerhaft und verschmitzt wie die Chinesen, aber viel roher und auch in der Ausdrucksweise nicht so höflich; sie werden von allen ihren Nachbarn gefürchtet und verabscheut. Gleich sind sie mit Messern bei der Hand sobald sie sich benachtheiligt glauben, und ein Mann steht um so höher in Ansehn je mehr Mordthaten er verübt hat. Sie reden eine Mengsprache, die ein Gemisch von Mongolisch, Chinesisch und Ostthibetanisch ist; sie selber behaupten von Mongolen abzustammen. Ist das richtig, so muß man zugeben, daß sie die Rohheit und den Unabhängigkeitssinn ihrer Vorfahren sehr wohl bewahrt haben, während die heutigen Mongolen in ihren Sitten und ihrem Charakter sehr gemildert erscheinen. Die Dschiahurs sind allerdings dem Kaiser von China unterworfen, stehen aber unter einem besondern Fürsten aus ihrem eigenen Stamme; er führt den Titel Tu-Sse und die Regierung ist in seiner Familie erblich. In Kan Su und auf den Grenzen der Provinz Sse tschuan stehen noch mehrere andere Völker unter einheimischen Fürsten, und haben ihre eigenen Gesetze. Alle diese Regenten werden Tu-Sse genannt, und um jeden einzelnen näher zu bezeichnen, setzt man seinen Familiennamen bei. Samdadschiemba war Angehöriger des Ki Tu Sse-Stammes; der mächtigste Stamm unter den Dschiahurs sind die Yang Tu Sse, die lange Zeit selbst in Lha Ssa, der Hauptstadt von Thibet, großen Einfluß übten, der erst 1845 gebrochen wurde.

Am andern Tage erreichten wir gegen Abend Tschoang Long, das gewöhnlich Ping Fang genannt wird; es ist eine blühende Handelsstadt und weiter nicht bemerkenswerth. Wir wohnten in der Herberge zu den drei gesellschaftlichen Beziehungen, San Kan Tien, in welcher wir einen äußerst zuvorkommenden Gastwirth fanden. Er war ein echter Vollblutchinese und ein arger Spötter. Er fragte uns ob wir nicht Engländer seien, und fügte hinzu, daß er unter den Ing kie li die Meerteufel, Yang kueï dze, verstehe, dieselben welche mit China Krieg führten. — „Nein, wir sind keine Engländer, und überhaupt weder See- noch Landteufel.“ Ein Gast mischte sich in dieses Gespräch und sagte zum Wirth: „Weißt Du denn nicht wie die Menschen aussehen? Wie magst Du nur sagen, daß diese hier Yang kueï dze sein könnten! Weißt Du nicht, daß jene blaue Augen und rothes Haar haben?“ —

„Da hast Du recht, ich hatte daran nicht gedacht.“ Wir bemerkten: „Sicherlich hattest Du nicht daran gedacht. Und glaubst Du denn, daß Seeungeheuer auf dem Lande leben und gleich uns auf Pferden reiten können?“ — „Ja, das ist wahr; da habt ihr's getroffen. Die Jng kie li, das habe ich mir erzählen lassen, wagen sich gar nicht vom Meere weg; am Lande zittern und zappeln sie wie Fische die man aufs Trockne wirft.“ Darauf wurde noch mancherlei über Sitten und Charakter der Seeteufel hin und her geredet, und willig zugegeben, daß wir nicht zur Classe derselben gerechnet werden könnten.

Am Abend entstand in der Herberge große Aufregung, denn ein lebender Buddha zog mit einem großen Gefolge ein. Er kam auf der Rückreise aus seinem Vaterlande Thibet, und kehrte nach dem großen Kloster heim, dessen Oberer er war; dasselbe liegt im Lande der Khalkhas, unweit von der russischen Grenze. Als er im Gasthof erschien, warfen die zahlreich versammelten Andächtigen sich auf das Gesicht zur Erde und verließen den Hofraum erst, als der Heilige sich in seinem Zimmer befand. Nachdem es ruhiger geworden, ging er durch das ganze Haus, sprach die Leute an, setzte sich aber nicht, sondern blieb stets in Bewegung. Er kam auch in unser Gemach, wo wir auf dem Kang saßen. Wir standen aber nicht auf und begrüßten ihn nur mit der Hand achtungsvoll. Er blieb mitten im Zimmer stehen und betrachtete uns lange Zeit, denn unsere Art und Weise überraschte ihn. Wir schwiegen und sahen ihn unsererseits genau an. Dieser Oberlama mochte etwa fünfzig Jahre alt sein; er trug einen weiten Rock von gelbem Taffet, thibetanische Stiefeln von rothem Sammet mit sehr hohen Sohlen. Er war von mittlerm Wuchse und wohlbeleibt; sein sehr dunkelfarbiges Gesicht trug das Gepräge äußerster Gutmüthigkeit, aber in seinen Augen lag etwas Verstörtes, sie hatten einen recht unheimlichen Ausdruck. Endlich redete er uns fließend in mongolischer Sprache an, und sprach von Reisen, Weg und Wetter. Wir sahen daß er länger bleiben wollte und luden ihn ein neben uns auf dem Kang Platz zu nehmen. Er zauderte einen Augenblick, vielleicht weil es einem lebenden Buddha nicht ansteht, auf gleicher Linie neben gewöhnlichen Sterblichen Platz zu nehmen; er setzte sich aber doch. Seine hohe Würde erlaubte ihm nicht länger stehen zu bleiben, wenn Andere saßen. Zuerst erregte ein neben uns liegendes Brevier seine Aufmerksamkeit; er fragte ob es erlaubt sei hineinzusehen. Darauf nahm er es in beide Hände, lobte den Einband und Goldschnitt, und blätterte lange darin umher. Dann machte er es zu, hielt es feierlich an seine Stirn und sagte: „Das

ist euer Gebetbuch; man muß die Gebete hochachten und ehren. Eure Religion und die meinige sind wie das hier." Dabei hielt er die beiden Zeigefinger neben einander. „Ja, Du hast recht; Dein Glaube und unser Glaube sind einander feindselig; wir machen aus dem Zweck unserer Reise kein Geheimniß; wir möchten daß unsere Gebete an die Stelle derer träten die in euern Klöstern üblich sind." — „Das weiß ich; ich weiß es längst," entgegnete er lächelnd, nahm das Brevier noch einmal, fragte nach der Bedeutung der vielen darin enthaltenen Bilder, schien aber nicht im Mindesten verwundert über Alles was wir ihm mittheilten. Nur bewegte er theilnehmend sein Haupt, als wir ihm das Bild des Gekreuzigten erklärten; er hielt seine gefalteten Hände vor die Stirn, berührte dieselbe noch einmal mit dem Gebetbuch und erhob sich dann. Nachdem er mit freundlichen Worten Abschied genommen, verließ er das Zimmer; wir geleiteten ihn bis an die Thür.

Dieser Besuch gab uns mancherlei zu denken und zu sprechen, und wir beschlossen, noch an demselben Abend einen Gegenbesuch zu machen. Der Gott saß in seinem Gemach auf hohen, breiten, mit Tigerfellen bedeckten Polstern; vor ihm standen ein kleiner lackirter Tisch, eine silberne Theekanne, und eine zierlich gearbeitete Tasse mit Untersatz. Wir nahmen ohne Weiteres und unaufgefordert neben ihm Platz, zum Misvergnügen seines Gefolges, das ein misbilligendes Murmeln vernehmen ließ. Der lebende Buddha lächelte uns unheimlich an, schellte aber mit einer silbernen Glocke, und befahl einem jungen Lama uns Thee mit Milch vorzusetzen. Dann sprach er: „Ich habe manche von euren Landsleuten gesehen, denn mein Kloster liegt nicht weit von euerm Land entfernt; die O r o s (Russen) kommen manchmal über die Grenze, aber nicht so weit als ihr." — „Wir sind keine Russen, unser Land liegt von dem ihrigen weit entfernt." Das schien ihn zu überraschen. „Aus welchem Lande seid ihr denn?" — „Aus einem Lande unter dem westlichen Himmel." — „Ah so, ihr seid P e l i n g vom D s c h o n G a n g a (dem östlichen Ganges), und wohnt in der Stadt G a l g a t a (Calcutta)." Die Thibetaner geben den Engländern aus Indien den Namen Peling, d. h. Fremdlinge; er bedeutet dasselbe wie das chinesische Y = j i n, was die Europäer mit B a r b a r übersetzen. Es war unmöglich dem Oberlama deutlich zu machen, woher wir stammen, denn er kannte nur Oros und Peling. Er sagte: „Was macht es denn aus ob man aus diesem oder jenem Lande ist? Alle Menschen sind Brüder. Seid übrigens vorsichtig, so lange ihr euch in China befindet, und sagt nicht etwa Jedermann wer ihr seid; die Chinesen taugen nichts, sind

argwöhnisch und könnten euch Böses thun." Darauf sprach er viel von Thibet, und von den Gefahren der Reise dorthin; er meinte wir würden sie schwerlich überstehen. Das ganze Benehmen, und Alles was dieser Mann sagte, war ungemein freundlich, aber wir konnten uns mit dem Ausdruck seiner Augen nicht aussöhnen, denn der hatte etwas Höllisches und Diabolisches. Doch lag das wohl nur an uns, denn im Uebrigen war er durchaus liebenswürdig.

Von Tschoang Long oder Ping Fang gingen wir nach Ho Kiao y, das auf den Charten als Taï tung fu verzeichnet steht, obwohl dieser alte Ausdruck längst nicht mehr gebräuchlich ist. Auf der Landstraße sahen wir eine große Menge von Steinkohlenfuhren. Wir blieben einige Tage in der Stadt, und kehrten in der Herberge zum gemäßigten Klima ein. Dort gaben wir unserm Samdadschiemba auf acht Tage Urlaub, um seine Familie zu besuchen; er durfte ein Kameel mitnehmen um stattlich zu erscheinen, und erhielt obendrein fünf Unzen Silbers. Unser Gastwirth war ein guter Mann aber sehr zudringlich. Abends wärmte er uns das Bett. Der Kang oder große Ofen, auf dem man schläft, ist in Kan Su nicht wie im übrigen China ganz aus Steinen hergerichtet, sondern der obere Theil besteht aus Bretern, die man fortnimmt wenn Feuer gemacht wird. Man streut im Innern des Ofens ganz trockenen, zu Staub zerriebenen Pferdedünger umher, und wirft einige glühende Kohlen darauf. Dann legt man die Breter wieder zusammen. Das Feuer ergreift nach und nach den brennbaren Dünger und geht nicht wieder aus. Wärme und Dampf finden nirgends Abzug, erwärmen die Breter und geben, weil der Mist nur langsam wegbrennt, die ganze Nacht hindurch eine erquickende Wärme. Ein guter Kangheizer darf nicht zu viel und nicht zu wenig Dünger hineinthun, muß ihn auch sorgfältig vertheilen, so daß gleich von vorne herein alle Breter gleichmäßig erwärmt werden. Wir selber versuchten uns ohne Erfolg in dieser Kunst.

Am achten Tage war Samdadschiemba wieder da, und brachte einen jüngern Bruder mit. Zu ihm sprach unser Kameelführer: „Babdscho, wirf dich vor unseren Herren nieder und bring ihnen die Opfergaben welche unsere arme Familie schickt." Der junge Dschiahur begrüßte uns dreimal auf mongolische Weise, und reichte uns zwei große Schüsseln mit Nüssen und Bröten dar. Die letzteren glichen denen wie man sie in Frankreich bäckt, und wir fanden sie ausgezeichnet. Zu unserm Erstaunen war Samdadschiemba äußerst armselig gekleidet. Wir erfuhren, daß sein Vater

längst gestorben, seine Mutter erblindet sei; er hatte zwei Brüder, von welchen der jüngste, eben der welchen er mitgebracht, die Familie ernährte, indem er ein Stück Ackerfeld bebaute und anderer Leute Vieh hütete. Samdadschiemba hatte alle seine Habe der armen Mutter gegeben. Aber bei seiner Familie mochte er nicht bleiben, und er hätte ihr gewiß auch nichts genützt. Wir unterstützten sie nach besten Kräften.

Während unseres achtägigen Aufenthalts zu Ho kiao y hatten unsere abgematteten Thiere sich so gut erholt, daß wir die Weiterreise durch eine Gegend wagen konnten, die ungemeine Schwierigkeiten darbot. Zuerst hatten wir das Gebirge Ping Keu zu übersteigen, wo der Pfad so eng war, daß zwei einander begegnende Maulthiere oder Kameele nicht hätten ausweichen können. Erst gegen Mittag waren wir oben. Dort stand ein Gasthaus in welchem kein Thee zu haben war; statt desselben verkaufte man einen Aufguß von gerösteten Bohnen; Nüsse und Brot schmeckten gut, und die Luft war nicht so kalt als wir erwartet hatten. Nachmittags fiel Schnee, und wir kamen glücklich über dieses Ping Keugebirge zum Dorfe der alten Ente, Lao ya pu, wo die Kang nicht mit Pferdedünger geheizt werden, sondern mit zerstoßener Kohle, die angefeuchtet und wie Backstein geformt wird, auch brennt man Torf. Wir hatten immer geglaubt in China sei das Stricken unbekannt, im Dorfe der alten Ente sahen wir aber viele Männer die emsig strickten; die Frauen geben sich mit dieser Beschäftigung nicht ab. Uebrigens strickt man nur grobes Wollengarn zu sackförmigen Strümpfen, manchmal auch Fausthandschuhe, und zwar nicht mit Nadeln sondern mit Bambusstäben. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, zu sehen, wie Männer mit Schnauzbärten vor den Hausthüren in der Sonne saßen und wie Fraubasen strickten und mit einander schwätzten.

Von Lao ya pu nach Si ning fu hatten wir fünf Tagereisen; am zweiten Tage kamen wir durch Ning pey hien, eine Stadt dritter Classe. In einem dortigen Gasthofe wo wir frühstückten, waren in einer sehr geräumigen Küche viele Reisende eingekehrt. Sie saßen auf den Bänken, während der Wirth mit seiner Familie und seinen Dienern auf großen Heerden kochte und briet. Plötzlich schrie die Wirthin laut auf, weil ihr Mann ihr mit einer Schaufel einen derben Schlag auf den Kopf gegeben hatte. Sie lief heulend in einen Winkel und schimpfte. Der Mann aber setzte uns Gästen auseinander daß sein Weib widerborstig und nicht achtsam genug sei; sie thue dem Geschäft Eintrag. Dagegen hatte die Frau von ihrem Winkel aus allerlei einzuwenden; ihr Mann

sei ein Faullenzer, thue nichts als Trinken und Tabak rauchen, und vergeude den Verdienst eines ganzen Monats in ein paar Tagen. Alle Anwesenden schwiegen mausestill. Dann wagte sich die Frau hervor und sagte zum Manne: „Bin ich eine schlechte Frau, so mach mir das Garaus! Bring mich um, mache mich todt.“ Dabei stellte sie sich keck vor ihn hin. Er aber tödtete sie nicht, sondern gab ihr eine ungeheuere, laut klatschende Ohrfeige. Die Reisenden lachten, aber das Ding nahm eine ziemlich ernsthafte Wendung. Der Wirth nahm eine lange eiserne Feuerzange vom Heerde, und stürzte wüthend über die Frau her, nachdem er seinen Gürtel festgeschnürt und seinen Haarzopf um den Kopf befestigt hatte. Alle sprangen auf und legten sich ins Mittel; aber die Wirthin kam nicht ohne ein blutiges Gesicht und ohne zerrauftes Haar davon. Ein Mann von gesetztem Alter der im Hause etwas zu gelten schien, brachte beide auseinander. „Wie, ein Mann und seine Frau prügeln sich! Prügeln sich in Gegenwart ihrer Kinder und vor so vielen Reisenden!“ Das half; die Frau ging an den Heerd und der Mann nahm seine Pfeife wieder zur Hand.

Die Straße nach Si ning fu ist ziemlich gut im Stande und führt durch ein baumreiches, wohlbewässertes und gut angebautes Hügelland. Man pflanzt besonders viel Tabak. Bei den Wassermühlen fiel es uns auf, daß der obere Stein fest lag, der untere sich drehte; diese Mühlen sind ungemein einfach und bedürfen nur einer geringen Triebkraft um zu gehen; sie sind oberschlächtig und das Wasser fällt aus einer Höhe von etwa zwanzig Fuß auf das Rad hinab. Die letzte Tagereise vor Si ning fu war voller Beschwerlichkeiten und weil der Weg steilen Abgründen entlang läuft, äußerst gefährlich. Ein einziger Fehltritt wäre hinreichend gewesen, um uns und unsere Kameele in die jähe Tiefe zu stürzen. Wir kamen aber glücklich in der großen, obwohl nicht eben volkreichen Stadt an; sie ist theilweise sehr verfallen, weil ein Theil ihres ehemals belangreichen Handelsverkehrs sich nach Tang keu eül gezogen hat. Diese kleine Stadt liegt am Flusse Keu ho, auf der Grenze zwischen Kan Su und dem Gebiete der Mongolen vom Ku-Ku-Noor.

In Si ning fu nimmt man in der Regel keine Ausländer, wie Mongolen, Thibetaner rc. in den Gasthöfen auf; sie finden Unterkommen in den Siè Kia oder Ausruhehäusern, in welchen dagegen keine anderen Reisenden zugelassen werden. Wir wurden in einem solchen Rasthause sehr gut aufgenommen; Wohnung, Nahrung und Bedienung werden unentgeltlich verabfolgt. Denn weil die meisten Reisenden Handel treiben

so nimmt der Wirth eine Abgabe von Allem was gekauft oder verkauft wird. Wer ein Rasthaus halten will, muß von der Behörde dazu eine besondere Erlaubniß erwirken und jährlich eine verhältnißmäßige Summe dafür entrichten. An uns hatte der Wirth nichts verdient; wir gaben ihm aber was wir in einer andern Herberge hätten zahlen müssen.

Dann überschritten wir wieder die große Mauer zweimal und kamen nach Tang keu eül. Es war im Monat Januar, und wir waren jetzt seit vier Monaten unterweges. Die Stadt ist klein aber sehr belebt und voll regen Handelsverkehrs. Dort findet man Leute aus dem östlichen Thibet, die Hung mao eül oder Langhaare, Delöten, Kolo, Chinesen, Mongolen von Ku-Ku-Noor und Mohamedaner. Alle tragen Waffen, und gewaltthätige Auftritte gehören keineswegs zu den Seltenheiten.

Zwölftes Kapitel.

Der Weg nach Thibet. — Eine Karawane von Khalkhas-Mongolen. — Der Sohn des Königs von Ku-Ku-Noor. — Sandara der Bärtige. — Thibetanische Sprachstudien. — Heerdenraub. — Großer Tumult in Tang keu eül. — Die Langhaare und die Muselmänner. — Neujahrsfeierlichkeiten. — Unser Zelt im Leihhause. — Das Lamakloster Kunbum und dessen Insassen. — Das Blumenfest.

In der kleinen Stadt Tang keu eül ist die Zahl der Rasthäuser ungemein beträchtlich, weil bei dem lebhaften Handelsverkehr der Zugang von Fremden sehr stark ist. Wir nahmen Herberge bei einem Muselmann, dem wir von vorne herein sagten daß wir keine Geschäfte trieben, er also an uns nichts verdienen könne. Deshalb wurden Preise bedungen wie man sie in anderen Gasthöfen zahlte. So weit war nun Alles gut, aber es fragte sich was weiter aus uns werden solle. Bis Tang keu eül waren wir auf einem deutlich vorgezeichneten Wege ziemlich rasch aus der Stelle gekommen; von nun an handelte es sich aber darum, wie wir nach Lha-Ssa, der Hauptstadt von Thibet gelangen könnten. Die Schwierigkeiten auf welche wir gefaßt sein mußten, schienen unüberwindlich. Tang keu eül erschien uns wie die Säulen des Herkules über welche wir nicht hinaus zu kommen hofften; indessen ließen wir uns nicht entmuthigen. Wir erfuhren daß fast in jedem Jahre Karawanen aus der Stadt bis in Innere von Thibet zogen, und was Andere wagten das durfte auch für uns nicht

zu anstrengend oder gar unmöglich erscheinen. Katholische Missionäre wollten doch, im Interesse ihres Glaubens, nicht weniger Muth bewähren als Kaufleute, die des Gewinnens halber reisen. Es handelte sich nur noch darum wann und wie die Sache anzugreifen sei. Inzwischen zogen wir möglichst genaue Kunde über den Weg ein, die denn freilich niederschlagend genug ausfiel. Vier volle Monate, so sagte man, müßten wir durch ein völlig unbewohntes Land reisen, und auf eben so lange Zeit uns mit Lebensmitteln und Vorräthen versorgen. Im Winter seien schon viele Wanderer unterwegs erfroren oder von Lawinen verschüttet; im Sommer fehle es nicht daß viele den Tod in den Fluthen fänden, denn man müsse über manche reißende Ströme setzen; Brücken oder Fähren seien nicht vorhanden. Außerdem werde die Einöde nicht selten von Räuberhorden unsicher gemacht; wer ihnen in die Hände falle, werde bis auf die Haut ausgezogen und hilflos in der Wüste dem Hungertode preisgegeben; kurz, man erzählte uns haarsträubende Dinge, und die Aussprüche aller Leute mit denen wir sprachen, lauteten gleich wie aus einem Munde. Als lebendige Belege für die Richtigkeit der Aussagen waren einige Mongolen aufzuweisen, die in der Stadt sich umhertrieben als einzige Reste einer großen Karawane, welche im vorigen Jahre von Räubern überfallen wurde. Diesen paar Leuten glückte es zu entrinnen; alle übrigen waren in die Gewalt der Kolo gefallen. Alle diese Nachrichten bewogen uns, mit möglichster Vorsicht zu Werke zu gehen und unsere Abreise nicht zu übereilen.

Wir waren seit sechs Tagen in Tang keu eül, als eine kleine Karawane von Khalkhas Mongolen in unserer Herberge einkehrte. Sie kam von der russischen Grenze und wollte nach Lha Ssa, um einem ganz jungen Knaben ihre Huldigung darzubringen; er war der jüngst in einen neuen Körper übergewanderte Guison Tamba. Diese Mongolen waren hocherfreut darüber, daß wir dieselbe Reise machen wollten, denn nun hatten sie im Nothfall drei Streiter mehr gegen die Kolo aufzubieten. Sie meinten daß so vollbärtige Männer wie wir ungemein tapfer sein müßten, und beehrten uns ohne Weiteres mit dem Titel von Baturu, das heißt Tapferen. Wir überlegten uns aber die Sache reiflich. Jene Karawane zählte nur acht Mann, die allerdings vom Kopfe bis zu Fuße bewaffnet waren; sie hatten Bogen, Luntenflinten, Lanzen in Menge, sogar eine kleine Kanone, mit welcher sie vom Kameel herabschossen. Was war nun zu thun? Einige unserer Bekannten meinten, diese Karawane werde „von den Kolo aufgefressen werden"; sie riethen uns, die Rückkehr

der großen thibetanischen Gesandschaft abzuwarten. Aber diese konnte kaum erst in Peking eingetroffen und vor acht Monaten gar nicht zurück sein. So lange konnten wir bei unseren dürftigen Geldmitteln nicht warten. So beschlossen wir denn mit den Mongolen zu reisen, die darüber höchst erfreut waren. Wir wollten unsern Wirth beauftragen für viele Monate Mehl einzukaufen, die Mongolen meinten aber, das sei überflüssig; sie gedächten die Strecke in etwa anderthalb Monden zurückzulegen; da sie täglich etwa zwanzig Wegstunden machen könnten. Dafür waren wir nicht vorbereitet; so starke Tagemärsche konnten unsere, durch viermonatliche Anstrengungen abgematteten Thiere gar nicht aushalten. Die Mongolen dagegen hatten etwa vierzig Kameele und es kam am Ende nicht viel darauf an, ob unterwegs die Hälfte zu Grunde ging. Sie riethen uns zu unseren dreien noch ein weiteres Dutzend zu kaufen; aber wie sollten wir dreihundert Unzen Silber erschwingen, da wir kaum zweihundert besaßen?

Die acht Khalkhas waren aus fürstlichem Geblüte. Am Abend vor ihrer Abreise machte ihnen der Sohn des Königs von Ku=Ku=Noor seinen Besuch. Unser Gemach war das reinlichste im Hause und diente als Empfangzimmer. Der junge Prinz sah recht hübsch aus und zeigte in seinem Benehmen viel Anstand; man sah es ihm wohl an daß er sich mehr in der Stadt Tang keu eül als unter seinem Zelt aufhielt. Er trug einen himmelblauen Tuchrock und darüber eine Art Jacke von violettem Tuch mit schwarzem Sammetbesatz; in seinem linken Ohr hatte er, nach thibetanischer Art, einen mit Juwelen verzierten Ring; sein fast weißes Gesicht hatte einen sanften Ausdruck; an seinem Anzuge bemerkten wir keine Spur von mongolischer Unsauberkeit. Der Besuch eines Prinzen von Ku=Ku=Noor war für uns eine Art von Ereigniß, und Samdadschiemba mußte einen großen Krug voll Milchthee bereit halten, von welchem Seine königliche Hoheit eine Schale voll anzunehmen geruhte; das Uebrige wurde an sein Gefolge vertheilt, das auf dem Hofe im Schnee stand. Das Gespräch betraf den Reiseweg nach Thibet, und der Prinz versprach den Khalkhas eine Bedeckung so lange sie innerhalb seines Landes sich befänden. „Aber jenseit meiner Grenzen stehe ich für nichts mehr; Alles hängt von euerm guten oder bösen Geschick ab.“ Uns gab er den Rath die thibetanische Gesandtschaft abzuwarten, weil wir im Gefolge derselben mit mehr Sicherheit und weniger Beschwerden reisen könnten. Beim Abschied reichte er uns sein Achatfläschchen mit Tabak dar, und wir nahmen eine Prise.

Die Khalkhas zogen am nächsten Morgen ab. Wir aber beschlossen unsern ferneren Aufenthalt möglichst gut zu benützen, Thibetanisch zu lernen und die buddhistischen Bücher zu studiren. Etwa elf Wegstunden von Tang keu eül, schon im Lande der Si fan oder östlichen Thibetaner, liegt ein Kloster das in der ganzen Mongolei und in Thibet hochberühmt ist. Aus allen buddhistischen Landen wallfahrten Pilger dorthin, denn an diesem Orte wurde Tsong Kaba Rembutschi, der berühmte Reformator des Buddhismus, geboren. Dieses Lamakloster heißt Kunbum, und zählt viertausend geistliche Insassen, verschiedener Abkunft; Si fan, Mongolen, Thibetaner und Dschiahurs wohnen neben einander. Wir beschlossen dort einen Besuch zu machen und uns einen Lehrer der thibetanischen Sprache zu suchen. Herr Gabet machte sich mit Sambadschiemba auf den Weg; Herr Huc blieb in der Stadt zurück, um Vieh und Gepäck zu beaufsichtigen. Nach fünf Tagen kam Gabet zurück; er hatte einen wahren Schatz gefunden und brachte ihn aus Kunbum gleich mit. Es war ein Lama von etwa zweiunddreißig Jahren, der zehn Jahre lang in einem der ersten Klöster von Lha Ssa gelebt hatte, vortrefflich das reinste Thibetanisch redete und schrieb, und in den buddhistischen Büchern wohlbewandert war. Auch verstand er Mongolisch, Si fan, Chinesisch und die Sprache der Dschiahurs, kurz, wir hatten in ihm einen ausgezeichneten Sprachenkenner. Dieser Lama, von Geburt ein Dschiahur und leiblicher Vetter Sambadschiemba's, hieß Sandara, und hatte wegen seines langen Bartes den Beinamen der Bärtige.

Wir warfen uns nun mit großem Eifer auf das Studium des Thibetanischen. Sandara übersetzte einige von uns niedergeschriebene mongolische Zwiegespräche Wort für Wort ins Thibetanische, schrieb jeden Morgen eine Seite und gab uns eine grammatikalische Erklärung der einzelnen Ausdrücke. Die Tagesaufgabe schrieben wir mehrmals ab, um uns an die thibetanischen Züge zu gewöhnen, und dann sangen wir sie her, ganz so wie in den Lamaklöstern geschieht, bis wir sie auswendig wußten. Am Abend hörte unser Lehrer uns die Aufgabe ab, und hielt äußerst streng auf richtige Aussprache. Er war dabei höchst liebenswürdig, und erzählte uns am Tage sehr oft anziehende Dinge über Thibet und die dortigen Klöster: er erzählte ungemein lebendig und mit Witz, die einfachsten Gegenstände wußte er, man kann sagen, malerisch darzustellen; seine natürliche Beredtsamkeit war höchst anziehend und reizend. Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, gaben wir unseren Studien eine religiöse Richtung. Sandara mußte uns die Hauptgebete der katholischen

Kirche, das Vater Unser, das apostolische Symbolum ꝛc. in thibetanischen Kirchenstyl übersetzen; dabei erörterten wir ihm die Grundsätze des Christenthums. Diese ihm neue Lehre schien Anfangs ihn zu überraschen; bald aber wendete er ihr so große Aufmerksamkeit zu, daß er gar nicht mehr in seinen lamaischen Büchern las; er lernte christliche Gebete mit solchem Eifer, daß wir ganz entzückt waren, schlug häufig das Kreuz, wir meinten schon er sei im Grunde seines Herzens Christ geworden, und sahen in ihm einen zukünftigen Apostel der viele Buddhisten bekehren werde.

Sambadschiemba dämmerte inzwischen in den Straßen von Tang keu eül umher und trank Thee. Diesem Müßiggang entzogen wir ihn dadurch daß wir ihn beauftragten unsere drei Kameele nach einem Thal in Ku-Ku-Noor auf die Weide zu treiben. Dort war Futter in Menge, und ein Mongole versprach, unsern Dschiahur im Zelte zu beherbergen. Aber unsere Hoffnungen auf Sandara zerrannen wie ein schöner Traum. Der junge Mann war im Grunde nichts weiter als ein abgefeimter Lama, der es auf unsere Sapeken abgesehen hatte. Er warf die Maske ab, als er sah wie unentbehrlich er uns sei, und zeigte seinen wahren Charakter. Er war hochmüthig und entsetzlich unverschämt, wurde auch beim Unterrichtgeben äußerst grob und roh. Wenn wir um eine Erklärung baten, die er uns vielleicht früher schon gegeben hatte, fuhr er uns etwa in folgender Weise an: „Wie, ihr wollt Gelehrte sein, und ich muß euch ein und dieselbe Sache dreimal erklären! Ich sollte meinen, was ich dreimal sage, könnte sogar ein Maulesel behalten!" Wir hätten ihn fortjagen können, und waren manchmal nahe daran, aber der talentvolle Grobian war uns doch zu nützlich, und so ertrugen wir seine Unverschämtheit. Ja sie war uns ersprießlich, denn sicherlich ließ er auch nicht den geringsten grammatikalischen Fehler ungerügt. Er war gerade das Gegentheil der chinesischen Lehrer. Diese heißen aus Höflichkeit oder Ehrfurcht vor ihren „geistigen Vätern", den Missionären, Alles gut, berichtigen fehlerhafte Ausdrücke nicht, ja bedienen sich wohl gar dergleichen selber, um sich leichter verständlich zu machen. Der Missionär muß daher einem groben Heiden dankbar sein, der ihm nichts hingehen läßt. Wir beschlossen den habsüchtigen Sandara gut zu bezahlen, und thaten als bemerkten wir die kleinen Gaunereien nicht, welche er fast täglich an uns verübte.

Sambadschiemba war nach einigen Tagen wieder da. Er war von Räubern angefallen worden, die ihm Alles genommen hatten: Butter, Mehl und Thee; seit sechsunddreißig Stunden hatte er nichts genossen und sah erbärmlich aus. Sandara wollte aber dieses Abenteuer nicht glauben, und

fragte, wie es komme daß die Räuber ihm nicht auch die Kameele und seinen Schnupftabak abgenommen hätten. Aber wir wußten daß unser Begleiter ehrlich war; wir gaben ihm neue Vorräthe und damit ging er wieder auf die Weide.

Am andern Tage entstand in Tang keu eül ein großer Tumult. Räuber hatten sich bis in die Nähe der Stadt gewagt und zweitausend Ochsen weggetrieben, welche den Hung mao eül oder Langhaaren gehörten. Diese, Bewohner des östlichen Thibet, kommen alljährlich in großen Karawanen von den Abhängen des Bayan Khara Gebirges nach Tang keu eül herab, wo sie Pelzwerk, Butter und eine Art von wildem Thee verkaufen, der in ihrem Lande wächst. Während sie Handel treiben, weidet ihr Vieh unweit von der Stadt auf Wiesen, die unter chinesischen Behörden stehen. So nahe wie diesmal waren die Räuber niemals an die Grenze des Kaiserreiches gekommen. Nun rotteten sich die Langhaarigen zusammen, drangen mit dem Säbel in der Faust in das chinesische Tribunal und verlangten Rache und Gerechtigkeit. Der Mandarin ließ sogleich auf der Stelle zweihundert Soldaten ausrücken, um die Räuber zu verfolgen. Die Langhaare freilich wußten daß Infanterie die wohlberittenen Diebe nicht einholen könne, saßen selber auf und setzten dem Feinde nach. Aber diese halbwilden Menschen hatten nicht daran gedacht, sich mit Lebensmitteln zu versorgen und mußten bald unverrichteter Dinge umkehren. Die chinesischen Soldaten waren klüger gewesen; sie beluden vor ihrem Abzuge eine große Menge von Ochsen und Eseln mit Mundvorräthen und Kochgeschirr. Es lag ihnen nichts daran, wegen der zweitausend Ochsen mit Räubern handgemein zu werden; sie lagerten sich daher einige Tage an einem Bache, aßen, tranken und vertrieben sich die Zeit ganz munter, und kehrten heim als nichts mehr zu verzehren war. Dem Mandarin sagten sie, weit und breit in der Steppe sei nichts von den Räubern zu sehen gewesen; einmal freilich hätte man sie beinahe erwischt, aber es sei mit Hexerei zugegangen daß man ihrer doch nicht habhaft geworden. In Tang keu eül glaubt man nämlich in allem Ernste daß die Räuber hexen können: wenn sie einige Hammelknochen hinterrücks werfen, oder über die Handfläche blasen, dann werden sie unsichtbar. Dergleichen Sagen sind wahrscheinlich von den chinesischen Soldaten in Umlauf gesetzt worden; die Mandarinen glauben freilich nicht daran, sind aber zufrieden wenn die Beraubten sich dabei beruhigen, denn das ist für sie die Hauptsache. Die Hung mao eül waren aber diesmal ungeheuer grimmig; sie rannten mit blanken Säbeln durch die Straßen und fluch-

ten ganz entsetzlich auf die Räuber. Schon in gewöhnlichem Zustande sehen diese Leute wild genug aus. Das ganze Jahr hindurch tragen sie weite Röcke von Schaffell, die mit einem aus Kameelhaar gedrehten dicken Stricke zugebunden werden. Gewöhnlich aber schleppt das zottige Kleid am Boden hin; wenn aufgeschürzt reicht es bis an die Knie, und die Langhaarign sehen aus wie aufgeblasene Schläuche. Ihre großen Lederstiefeln reichen nur bis an die Wade; Hosen tragen sie nicht und die Beine sind daher halbnackt. Ihr schwarzes fettiges Haar fällt in langen Strängen über Schultern und Gesicht hinab; der rechte Arm bleibt stets unbekleidet, denn der Aermel ist zurückgeworfen. Quer über den Leib steckt im Gürtel ein langer breiter Säbel. Diese Söhne der Wüste haben in ihrem ganzen Benehmen etwas festes, kurzangebundenes, und ihre Ausdrucksweise ist kurz und kräftig, der Ton ihrer Stimme volltönend. Es giebt unter ihnen manche reiche Leute. Ein Hauptluxus besteht darin, ihre Säbelscheide mit kostbaren Steinen zu besetzen, und den Rock von Schaffell mit Tigerhaut zu verbrämen. Die Pferde welche von ihnen zum Verkauf nach Tang keu eül gebracht werden, sind ausgezeichnet schön, kräftig wohlgestaltet und von stolzem Gang; überhaupt in jeder Hinsicht den mongolischen weit vorzuziehen. Sie rechtfertigen vollkommen das chinesische Sprüchwort: Sima, tung nieu, Pferde von Westen, Ochsen aus dem Osten.

Die Hung ma eül sind mannhaft und tapfer, voll wilden Geistes der Unabhängigkeit und geben in der Stadt Tan keu eül den Ton an. Alle Welt äfft ihnen nach, um für tapfer und furchtbar zu gelten; die ganze Stadt hat daher das Ansehen eines Räubernestes. Die Leute sehen unordentlich und wie zerrauft aus, schreien, stoßen einander, prügeln sich und sehr oft kommt es zu Blutvergießen. Selbst im strengsten Winter in diesem sehr kalten Lande gehen sie mit nackten Armen und unbekleideten Beinen; wer sich anständig kleiden wollte würde für feig gelten. Ein „guter Tapferer" darf sich vor nichts fürchten, „weder vor Menschen noch vor dem Wetter." Selbst die Chinesen haben hier viel von ihrer Höflichkeit und den feinen Formen ihrer Ausdrucksweise verloren, denn auch auf sie wirkt der Einfluß der Hung mao eül, die unter sich etwa in einem Style reden, wie vielleicht die Tiger in den Wäldern. Am Tage unserer Ankunft begegneten wir einem Langhaarigen, der sein Pferd am Flusse Keu ho tränkte. Samdandschiemba grüßte ihn auf Mongolisch mit den Worten: „Bruder, ist Friede mit Dir?" Der Hung mao eül drehte sich barsch um und rief: „Du Schildkrötenei, was geht es Dich an ob Friede mit mir ist oder nicht? Wie kannst Du einen Mann Bruder nennen, der Dir unbekannt ist?"

Die Stadt ist gedrängt voll Menschen, sehr unreinlich und daher auch ungesund; überall dringt Einem Gestank von Fett und Butter entgegen, und preßt einem fast das Herz ab, und in manchen Theilen, in welchen die Armen und Landstreicher hausen, übersteigt der Schmuz alle Beschreibung! Viele Menschen liegen in Ecken und Winkeln halbnackt auf Stroh das beinahe zu Mist geworden ist; Kranke winden sich neben Leichen umher, denn weshalb sollte man sich Mühe geben, diese letzteren zu entfernen? Erst wenn sie in Verwesung übergehen, schleppt man sie an Stricken auf die Straße; dort läßt dann die Behörde sie wegnehmen und begraben. Die Zahl der Gauner und Diebe ist so groß, daß man ihr nicht mehr steuern kann, und die Dinge gehen läßt wie sie wollen; jeder mag sich seiner Haut wehren und Gepäck und Sapeken hüten so gut er kann. Die Gauner haben es vorzugsweise auf die verschiedenen Herbergen abgesehen; und auch wir sind von ihnen heimgesucht worden; sie stahlen uns Geld unter den Händen weg.

In unserm Rasthause dessen Inhaber, wie schon bemerkt, Mohamedaner war, hielt ein jüngst aus Lan Tsche, der Hauptstadt von Kan Su, angelangter Mufti eine religiöse Feierlichkeit ab, deren Zweck man uns nicht erklären wollte. Sandara behauptete boshaft, dieser Oberlama der Hoeï hoeï sei gekommen um sie zu lehren wie man im Handel und Wandel betrügen müsse! Die angesehensten Muselmänner versammelten sich an zwei Tagen in einem großen Saale der unweit von unserm Zimmer lag, saßen schweigend da und seufzten und schluchzten. Nachdem genug geweint worden war, sprach der Mufti mit ungemeiner Zungenfertigkeit arabische Gebete; dann wurde abermals geweint, und nachher ging die Versammlung auseinander. Dieses Heulen und Weinen fand täglich dreimal statt. Am Morgen des dritten Tages stellten sich alle Muselmänner im Hofe um den Mufti herum, der auf einem mit rothem Teppichtuch überzogenen Schemel saß. Der Herbergswirth zog einen stattlichen, mit Blumen und Bändern geschmückten Hammel herbei, und legte ihn so, daß derselbe mit der Seite den Boden berührte; während er ihm den Kopf hielt und zwei andere Muselmänner die Beine packten, wurde dem Mufti ein auf silberner Schüssel liegendes Messer dargereicht, welches er mit feierlicher Würde nahm und dem Hammel in den Hals stieß. Darauf erschallten von Neuem Wehklagen und Geheul. Dann wurde das Thier regelrecht abgehäutet, gekocht und bei einem Festmahle verzehrt.

Die Muselmänner oder Hoeï Hoeï sind in China sehr zahlreich. Angeblich sind sie zur Zeit der Thangdynastie ins Land gekommen, welche

von 618 bis 906 den Thron besaß. Der Kaiser hatte damals seine Residenz zu Si ngan fu, das jetzt Hauptstadt von Schan Si ist, nahm die Fremdlinge wohlwollend auf, deren Gesichtsbildung ihm gefiel, überhäufte sie mit Gunst, und bat sie im Lande zu bleiben. Anfangs sollen ihrer nur zweihundert gewesen sein; sie vermehrten sich aber allmälig so sehr, daß sie jetzt eine zahlreiche Genossenschaft bilden, die den Chinesen großen Respect einflößt. Man findet sie, im eigentlichen China, vorzugsweise in den Provinzen Kan Su, Yün nan, Sse tschuan, Schan Si, Schen Si, Schang tung, Pe tsche li und Liao tung; in einigen Gegenden übersteigt ihre Zahl sogar jene der Chinesen. Uebrigens haben sie sich mit den übrigen Landesbewohnern dermaßen vermischt, daß man sie von denselben kaum unterscheiden könnte, wenn sie nicht als Unterscheidungszeichen eine blaue Kappe trügen; denn ihre Physiognomie ist chinesisch geworden, die Nase platt, die Augen liegen schräg und die Backenknochen stehen hervor. Auch verstehen sie kein Wort Arabisch, aber ihre Geistlichen müssen diese Sprache lernen. Sie sprechen Alle chinesisch. Aber die Muselmänner haben eine Energie des Charakters bewahrt, die man sonst bei den Chinesen nicht antrifft, und gerade dadurch zwingen sie diesen Letzteren Achtung ab. Sie halten eng zusammen und stehen allen Anderen gegenüber als ein geschlossenes Ganze, das sich in allen Fällen des einzelnen Angehörigen nachdrücklich annimmt. Diesem Corporationsgeiste verdanken sie die religiöse Freiheit, die ihnen in keiner Provinz verweigert wird. Niemand wagt es, in ihrer Gegenwart gegen ihren Glauben oder ihre religiösen Gebräuche etwas einzuwenden. Sie rauchen keinen Tabak, trinken keinen Wein, essen kein Schweinefleisch, setzen sich auch mit Heiden nicht zu Tische, und man findet das Alles ganz in der Ordnung. Manchmal lehnen sie sich gegen die Reichsgesetze auf, wenn durch diese ihr Cultus beeinträchtigt wird. Als wir 1840 in unserer Mission in der Mongolei uns befanden, bebauten die Hoeï Hoeï in der Stadt Hada eine Moschee, oder Li-paï sse wie die Chinesen sagen. Die Mandarinen wollten das Gebäude abreißen lassen, denn es war höher als das Tribunalhaus, und somit war gegen das Gesetz verstoßen. Aber sogleich geriethen sämmtliche Muselmänner der Umgegend in Aufregung, schaarten sich zusammen, schworen hoch und theuer den Mandarinen einen Proceß anzuhängen, sie in Peking selbst zu verklagen, und nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis der Beschluß der Mandarinen für ungiltig erklärt worden sei. In China giebt bei dergleichen Angelegenheiten allemal das Geld den Ausschlag; die Hoeï Hoeï unterzeichneten daher beträchtliche

Summen, und behielten am Ende, allen Mandarinen zum Trotz, nicht nur ihren Willen, sondern brachten es, eben durch ihr Geld, auch dahin, daß jene Beamten in die Verbannung geschickt wurden. Ganz anders steht es mit den Christen, die doch so fügsam sind, mit den Heiden an demselben Tische essen, überhaupt mit ihnen auf weit besserm Fuße leben können als die Muselmänner, denen ihre Religion in so mancher Beziehung Ausschließlichkeit gegen Andere zur Pflicht macht. Aber die Christen leben zerstreut und vereinzelt. Wenn einer von ihnen vor Gericht gestellt wird, so verkriechen sich die übrigen.

Der chinesische Neujahrstag nahte heran und man traf zur Feier desselben allerlei Vorkehrungen. Die auf rothes Papier geschriebenen Sinnsprüche, welche an den Häusern hängen, wurden erneuert, die Waarenläden wurden stark von Käufern besucht, überall herrschte eine gesteigerte Regsamkeit, und die Kinder brannten Feuerwerke schon im Voraus ab. Sandara erklärte, während der Neujahrszeit in seinem Kloster sein zu müssen, wolle aber am dritten des ersten Mondes wieder zurück sein. Auf das Letztere bestanden wir nicht, gaben ihm aber drei Stränge mit Sapeken, um seine Freunde „mit wohl gefärbtem Thee" bewirthen zu können. Auch borgten wir ihm Samdadschiemba's kleines Maulthier.

Während der letzten Tage des Jahres geht es in China wild und unruhig her, weil dann alle Rechnungen bezahlt werden müssen. Dabei geht es ohne Drängen der Gläubiger nicht ab, und alle Chinesen haben etwas zu fordern oder zu bezahlen. So kommt denn Jeder mit Jedem in Berührung. Einer hat eben bei seinem Nachbar gelärmt und getobt, um Zahlung zu erhalten; er kommt nach Hause und findet dort schon einen Gläubiger der es eben so macht. An allen Ecken und Enden schreien und schimpfen die Leute, und Schlägereien fehlen auch nicht. Namentlich am letzten Tage ist die Verwirrung groß, weil Jeder Das oder Jenes versilbern will, um zahlen zu können, und die zum Pfandhaus führenden Straßen sind gedrängt voll Menschen, die Kleider, Bettdecken, Küchengeschirr, kurz Hausgeräth aller Art versetzen wollen. Wer nichts mehr auf das Leihhaus zu bringen hat, sucht bei Freunden oder Verwandten Sachen zu borgen, die dann ohne Weiteres nach dem T a n g p u, das heißt nach dem Leihhause wandern. Dieses Treiben währt bis gegen Mitternacht. Nun wird Alles ruhig; alsdann hat Keiner mehr das Recht Schulden beizutreiben, ja er darf nicht einmal mehr auf dergleichen anspielen. Alles redet friedlich und wohlwollend, und lebt im besten Einvernehmen. Am Neujahrstage legt jeder die

besten Kleider an, man macht Höflichkeitsbesuche, sendet Geschenke, spielt, bewirthet einander, besucht die Komödie, Seiltänzer oder Taschenspieler. Alles ist in Lust und Freude, und Kanonenschläge sammt Feuerwerken spielen eine große Rolle. Nach einigen Tagen kehren allmälig die Dinge wieder in ihr altes Geleise zurück, und es werden die Bankerotte erklärt. Die Chinesen nennen das: die Thür verschlossen halten.

Die Hoeï Hoeï feiern das Neujahrsfest nicht zu gleicher Zeit mit den Chinesen, sondern richten sich nach dem mohamedanischen Kalender. Wir konnten daher während jener wilden Tage uns vollkommener Ruhe erfreuen, auch knallten im Rasthause keine Kanonenschläge. So war es uns denn vergönnt ungestört unsere thibetanischen Aufgaben von vorne an noch einmal durchzustudiren. Da uns der Wirth die Oelflasche wegnahm, weil wir ihm zu lange Licht brannten, gingen wir aus, kauften Lichte, und verfertigten uns aus einer Rübe und einem Nagel einen Leuchter, der freilich nicht elegant war, uns aber doch seinen guten Dienst geleistet hat. So konnten wir auch nach Mitternacht studiren, denn bis dahin gab uns unser Türke Oel genug. Am dritten Tage des ersten Mondes kam Sandara zurück, war über alle Begriffe liebenswürdig und lud uns ein, nach dem Kloster Kunbum überzusiedeln. Der Vorschlag war gut, und wir trafen gleich am andern Tage Vorkehrungen zur Abreise. Samdadschiemba war mit den Kameelen auf der Weide, wir mußten also einen Karren miethen, um unser Gepäck fortzuschaffen. Vor etwa zehn Tagen hatte der Wirth uns unser Zelt abgeborgt, um es bei einem Ausfluge in das Grasland zu benützen; jetzt forderten wir dasselbe zurück; es war aber nicht da, wurde auch nicht herbeigeschafft; und am Ende ergab sich, daß der Hoeï Hoeï es nach dem Leihhause gebracht hatte, um zu Ende des Jahres seine Schulden bezahlen zu können; jetzt aber fehlte es ihm an Geld um es einzulösen. Sandara sagte das dem Wirth ohne alle Umschweife und schloß seine scharfe nachdrucksvolle Rede in folgender Weise: „Sag nur nicht daß das Zelt bei einem Deiner Freunde liege; ich sage Dir, es liegt auf den Tang pu. Wenn es nicht wieder hier zur Stelle ist, ehe wir diesen Krug Thee ausgetrunken haben, so gehe ich ins Gericht, und dann wird sich zeigen ob ein Dschiahur-Lama von einem Muselmann betrogen werden darf!“ Dabei schlug Sandara so heftig auf den Tisch, daß unsere Theenäpfe hoch aufflogen. Nun bat der Wirth, wir möchten nur einen Augenblick Geduld haben und von der Sache nicht weiter reden, weil sein Haus dadurch in Nachtheil kommen könne. Gleich darauf wurde allerlei zusammengerafft was sich nur versetzen ließ und nach dem Leihause

geschafft; am Abend war dann das Zelt wieder da, so daß wir am nächsten Morgen aufbrechen konnten.

Der Weg von Tang keu eül nach Kunbum ist zum Theil von nomadischen Si fan bewohnt, zum Theil von Chinesen die auch hier, auf dieselbe Weise wie in der östlichen Mongolei, nach und nach der Steppe Ackerland abgewinnen, und Häuser bauen. Als wir noch etwa eine Li vom Kloster entfernt waren, begegneten uns vier Lamas, mit denen Sandara gut befreundet war. Sie machten auf uns einen eigenthümlichen Eindruck mit ihrer geistlichen Tracht, mit der rothen Schärpe und gelben Mütze, die jener der katholischen Bischöfe glich; auch sprachen sie leise und mit Würde und Anstand. Das Ganze hatte einen Anduft von religiösem und klösterlichem Leben. Erst Abends gegen neun Uhr hatten wir die ersten Klostergebäude erreicht. Ueberall war es still, und um die Ruhe nicht zu stören, ließen die Lamas unsere Karren anhalten und füllten die am Halse der Pferde hängenden Glöckchen mit Stroh. Langsam und schweigend zogen wir durch die ruhigen öden Gassen dieser großen Klosterstadt. Der Mond war bereits untergegangen, aber der Himmel so klar und der Glanz der Gestirne so hell, daß wir recht gut die zahllosen Häuschen der Lamas zu erkennen vermochten, die am Abhange des Gebirges liegen; über ihnen erhoben sich die buddhistischen Tempel mit ihren wundersamen aber großartigen Formen wie Riesenphantome empor. Allüberall herrschte eine majestätische Ruhe, die eine feierliche Stimmung hervorbrachte; nur in Zwischenräumen hörten wir wohl Hundegebell, oder den Ton einer Seemuschel, welche die Stunden der Nacht anzeigte. Endlich gelangten wir an das kleine Haus in welchem Sandara wohnte; er überließ uns für diese Nacht seine Zelle und fand für sich Unterkommen in der Nachbarschaft. Die vier Lamas welche mit uns gekommen waren, gingen erst fort, nachdem sie uns Thee, Butter, Schöpsenfleisch und Brot von vortrefflichem Geschmack vorgesetzt hatten. Wir waren allerdings sehr ermüdet, aber von ganzem Herzen zufrieden. Doch wollte sich kein Schlaf auf uns herabsenken. Alles kam uns so seltsam vor. Da waren wir im Lande Amdo, das in Europa völlig unbekannt ist, in der großen weitberühmten Klosterstadt Kunbum, in einer Lamazelle. Es war wie ein Traum! Am andern Morgen standen wir früh auf; ringsum war noch alles still. Wir beteten, und unser Herz war von Gefühlen bewegt wie wir sie noch nie gekannt hatten; wir meinten die ganze buddhistische Welt für das Christenthum gewinnen zu können. Bald nachher kam Sandara, brachte Thee mit Milch, Rosinentrauben und in Butter gebackene

Kuchen; er zog aus einem kleinen Schranke eine glänzend lackirte Schüssel hervor; sie war roth und mit goldenen Blumen verziert. Er wischte sie mit einem Zipfel seiner Schärpe ab, breitete Rosapapier darüber und legte vier schöne Birnen darauf, die wir in der Stadt gekauft hatten. Ueber das Ganze deckte er ein seidenes Tuch, das ein längliches Viereck bildet und Khata genannt wird. Damit, sagte er, sollten wir uns „ein Haus borgen."

Die Khata oder das Glückstuch, Glücksschärpe, spielt im gesellschaftlichen Verkehr der Thibetaner eine so wichtige Rolle, daß wir etwas darüber sagen müssen. Das Seidengewebe aus welchem sie besteht, ist fast so fein wie Seide; die Farbe ein bläulich angehauchtes Weiß; sie ist dreimal so lang als breit, und die beiden Enden haben gewöhnlich Franzen. Es giebt Khatas von verschiedener Größe, theure und wohlfeile; sie sind für Arme wie für Reiche gleich unentbehrlich, und Jedermann trägt stets einige bei sich. Wenn man einen Höflichkeitsbesuch macht, Jemand um etwas bittet, für etwas dankt, — allemal faltet man eine Khata auseinander, und bietet sie der Person an welcher man eine Artigkeit erzeigen will. Zwei Freunde haben sich eine Weile nicht gesehen und begegnen einander; dann ist das Erste daß sie einander eine Khata darreichen. Es ist etwa so, wie man in Europa einander die Hand drückt. Auch legt man Briefen eine kleine Khata bei. Auf diese Khataüberreichung legen die Thibetaner, Si fan, Hung mao eül und alle Völker im Westen des Blauen Sees einen ganz ungemeinen Werth; sie ist der höchste Ausdruck aller edlen Gesinnungen, gegen welchen alle schönen Worte und die prachtvollsten Geschenke verschwinden, während auch an sich geringfügige Sachen hohen Werth erhalten, wenn eine Khata dabei ist. Bittet man Jemand um etwas und hat eine Khata in der Hand, so darf er keine abschlägige Antwort geben, sonst verstößt er gegen alle Regeln der Höflichkeit. Dieser ursprünglich thibetanische Brauch hat unter den Mongolen, namentlich auch in den Klöstern, weite Verbreitung gewonnen, und für die Stadt Tang keu eül bilden die Khatas einen wichtigen Handelszweig. Insbesondere kaufen die thibetanischen Gesandten eine ungeheure Menge ein.

Als wir uns aufmachten um eine Wohnung zu miethen ging Sandara mit der oben erwähnten Schüssel mit feierlicher Würde vor uns her. Die Lamas welchen wir begegneten, schritten still dahin und schienen uns gar nicht zu bemerken; nur die kleinen Schabis, junge Schüler und in Kunbum muthwillig wie anderwärts auch, beachteten uns. Endlich traten wir in ein Haus, dessen Besitzer im Hofe Roßdünger in der Sonne aus-

breitete. Er that sogleich seine Schärpe um und trat in die Zelle, wohin wir ihm folgten. Sandara bot ihm die Khata nebst den Birnen und hielt dabei eine Anrede in ostthibetanischer Sprache von der wir kein Wort verstanden. Auf Ersuchen des Lama's nahmen wir auf einem Teppich Platz; er bot uns eine Tasse Thee mit Milch und sagte auf Mongolisch, er freue sich sehr daß Freunde aus so weiter Ferne, Lamas aus Ländern unter dem westlichen Himmel seine bescheidene Wohnung ihrer Blicke gewürdigt hätten. Wir entgegneten: Wenn man eine so gastfreundliche Aufnahme finde, sei man fast wie zu Hause im eigenen Vaterlande. Wir sprachen Einiges mit ihm von Frankreich, Rom, dem Papste und den Kardinälen und besahen dann die für uns bestimmte Wohnung, die für arme Nomaden wie wir waren, sich prächtig ausnahm. In dem geräumigen Zimmer war ein großer Kang; die Küche war mit Heerd, Kesseln und anderen Geräthen versehen, und für Roß und Maulthier ein Stall vorhanden. Wir hätten vor Freude beinahe geweint.

Welch ein Unterschied ist zwischen diesen Lamas, die so hochherzig, gastlich und voll Bruderliebe Fremdlinge aufnehmen, und den Chinesen, diesem Krämervolke mit ausgetrocknetem Herzen und habgierigem Sinne, die sich von dem Reisenden sogar ein Glas Wasser bezahlen lassen! Wir dachten in Kunbum unwillkürlich an die christlichen Klöster, welche vor Zeiten auch dem Reisenden gastliche Aufnahme und Seelenerquickung gaben. Wir bezogen noch an demselben Tage unsere Wohnung, wobei die Lamas aus der Nachbarschaft uns freundlich halfen. Man sah wie gern jeder ein Stück von unserm Gepäck auf den Schultern herbeitrug; sie kehrten das Zimmer rein, machten Feuer unter den Kang, und brachten im Stall Alles in Ordnung. Und nachdem Alles hergerichtet war, gab der Wirth uns ein Festmahl, wie das die Gastfreundlichkeit dort zu Land erfordert. Denn es wird ganz richtig angenommen, daß man beim Umziehen nicht Zeit zum Kochen findet. Mit unserer Wohnung verhielt es sich folgendermaßen. Die Eingangsthür führte in einen länglichen Hof, der von bequem vertheilten Pferdeställen umschlossen war; links kam man durch einen Gang in einen zweiten, ganz viereckigen Hof, dessen vier Seiten durch die Zellen der Lamas gebildet wurden. Auf der Seite, welche dem Gange gerade gegenüber lag, befand sich die Wohnung des Herrn vom Hause, der A k a y e h, das heißt a l t e r Bruder hieß. Er war etwas über sechzig Jahre alt, hochgewachsen, dürr und sehr mager, buchstäblich nur Haut und Knochen, und noch gut auf den Beinen; aber sein Gang war schon etwas schwankend. Seit achtunddreißig Jahren war er Ver-

walter in diesem Kloster, hatte viel Geld verdient, dasselbe aber zu wohlthätigen Zwecken verwendet, so daß ihm weiter nichts geblieben war als sein Haus, das jetzt unverkäuflich dastand. Vermiethen konnte er es auch nicht, weil das Herkommen in den Lamaklöstern dergleichen nicht gestattet, und keine Mittelstufe zwischen Verkauf und freier Wohnung anerkennt. Akayeh hatte sich so wenig mit den Studien abgegeben, daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte; dagegen betete er von früh bis spät, und murmelte zu seinem Rosenkranz. Er war unendlich gutmüthig, aber man machte sich nicht viel aus ihm; er war ja alt und arm.

Rechts von ihm, an einer andern Seite, wohnte ein Lama von chinesischer Abkunft, der eben deshalb Kitat Lama hieß; er war siebenzig Jahre alt, sah aber weit besser aus als sein Nachbar, und trug einen stattlichen weißen Bart. Er war in der buddhistischen Literatur bewandert, sprach und schrieb mongolisch, thibetanisch und chinesisch gleich gut und geläufig, hatte in der Mongolei und China ein beträchtliches Vermögen gesammelt, und verwahrte in seiner Zelle mehrere Kisten voll Silberbarren. Aber dieser Chinese war ein arger Geizhals, lebte kärglich und in steter Sorge vor bösen Dieben. In der Mongolei hatte er für einen Oberlama gegolten, aber in Kunbum, wo es viele buddhistische Kirchenlichter giebt, verlor er sich in der Masse. Bei ihm lebte ein elfjähriger Schabi, ein munterer, etwas muthwilliger, aber wackerer Knabe, der allabendlich mit seinem Lehrer Zank hatte, weil er angeblich zu verschwenderisch mit Thee, Butter und Lampendochten umgehe. Wir unsrerseits hausten dem Kitat Lama gerade gegenüber. Dicht neben uns wohnte ein Studiosus der Medicin, ein junger Lama von vierundzwanzig Jahren, von großem, plumpem Körperbau und mit dickem Buttergesicht. Dabei stotterte er, daß uns angst und bange wurde. Er war eben deshalb schüchtern, zurückhaltend, aber gutmüthig; dem kleinen Schabi, welcher ihm nachstotterte, ging er gern aus dem Wege. Jeder Hausbewohner hatte seine eigene Küche; und nach der Ausdrucksweise der Lamas waren wir unserer vier Familien. Obwohl in den meisten Häusern mehrere derselben neben einander wohnen, so herrscht doch viel Ruhe und Ordnung, man besucht sich nicht oft, und jeder kümmert sich blos um seine Angelegenheiten. In unserm Hause sah man sich nur wenn schönes Wetter war. Sobald die Sonne schien verließen die vier „Familien" ihre Zellen und nahmen auf einem Filzteppich im Hofe Platz. Der Chinese flickte seine zerlumpten Kleider; Akayeh murmelte Gebete und kratzte dabei auf seinen knochendürren Armen, daß man es Schritte weit hören konnte; der Mediciner sang ohne zu

stottern seine Aufgabelection, wir unsererseits lernten an thibetanischen Dialogen.

Die Klostergemeinde Kunbum zählt etwa viertausend Lamas. Ihre Lage gewährt einen entzückenden Anblick. Man denke sich ein breites, tiefes Bergthal, mit hohen von Krähen und Elstern belebten Bäumen. Zu beiden Seiten am Berge hinauf stehen wie im Amphitheater die weißen Häuser der Lamas, große und kleine, aber alle von einer Mauer umschlossen und mit einem Belvedere versehen. Aus der Masse sauberer Häuser steigen die Tempel heraus, mit ihren vergoldeten Dächern. Die Häuser der Oberen und Vorsteher erkennt man daran, daß von kleinen sechseckigen Thürmen Wimpel herabflattern. Ueberall trifft das Auge auf geistliche Sprüche in rothen oder schwarzen thibetanischen Schriftzügen; dergleichen sieht man über jeder Thür, auf Wänden, Steinen, Leinwandflicken, und auf Zeugstreifen die wie Flaggen an einer Stange hängen, welche auf dem Dache steht. Unzählig ist die Menge der zuckerhutförmigen Nischen, in welchen Weihrauch, wohlriechendes Holz und Cypressennadeln verbrannt werden. Das Alles gewährt einen eigenthümlichen Anblick, und in den Straßen wandelt man möchte sagen ein ganzes Volk von Lamas umher. Jeder trägt einen rothen Rock und eine gelbe Mütze, geht ernst und würdig einher, spricht wenig und dann immer leise; Schweigen ist nicht anbefohlen. Eigentlich belebt sind die Gassen übrigens nur, wenn die Gebet- oder Schulstunden anfangen oder aufhören. Sonst bleiben die Lamas meist in den Zellen. Kunbum ist, wie schon bemerkt, eine hochberühmte Klosterstadt, wohin aus allen Theilen der Mongolei und Thibets fromme Wallfahrer pilgern; täglich kommen dergleichen Andächtige; zur Zeit der großen Kirchenfeste, deren alljährlich vier gefeiert werden, ist der Zudrang gewaltig, besonders aber wenn das Blumenfest abgehalten wird.

Dieses B l u m e n f e s t wird gerade in Kunbum mit größerm Pomp als anderwärts begangen, selbst jenes von Lha Ssa kann damit nicht verglichen werden. Wir hatten unsere Wohnung am sechsten Tage des ersten Monats bezogen, und schon kamen viele Karawanen von Pilgern; man sprach von nichts als dem Feste, und diesmal sollten die Blumen ganz besonders schön sein; ein „Rath der schönen Künste" hatte sie genau geprüft und für ausgezeichnet erklärt. Es verhält sich damit in folgender Weise. Die „B l u m e n" am fünfzehnten Tage des ersten Monats bestehen in geistlichen und weltlichen Darstellungen bei welchen viele asiatische Völker in ihrer Eigenthümlichkeit und Tracht zur Anschauung kommen. Personen, Physiognomien, Kleider, Landschaften, Zierrathen, das Alles

wird vermittelst Figuren aus frischer Butter dargestellt. Die Vorbereitungen zum Feste nehmen wohl drei Monate in Anspruch. Zwanzig Lamas, die sich durch Kunstfertigkeit einen Namen erworben haben, arbeiten tagtäglich in Butter, und haben bei dieser eigenthümlichen Art von Bildnerei nicht wenig auszustehen, denn die Arbeit fällt in die Wintermonate. Zuerst durchkneten sie die Butter im Wasser, um sie recht fest und steif zu bekommen; dann beginnt die eigentliche Arbeit unter Anleitung eines Künstlers welcher die Skizzen und Pläne zu den Gruppen und Figuren entworfen hat. Er leitet das Ganze, und übergiebt dasselbe rechtzeitig einer andern Gruppe von Künstlern, welche die Farben auf die Figuren zu malen haben. Am Abend vor dem Feste wollte der Andrang von Fremden gar kein Ende nehmen. Kunbum war nicht mehr die schweigsame ernste Klosterstadt, sondern ein weltlicher, unruhig bewegter Ort. Hier schrien Kameele, dort grunzten Yaks, auf den Bergen standen Zelte, weil nicht alle Pilger in den Häusern Unterkommen fanden. Am vierzehnten machten unzählige Menschen die weiter oben geschilderte Pilgerwanderung um das Kloster, und es gewährte einen peinlichen Anblick zu sehen wie ganze Menschenmassen sich bei jedem Schritte niederwarfen und leise ihre Gebete murmelten. Unter diesen eifrigen Buddhisten waren manche aus sehr entfernten Gegenden der Mongolei, Leute von schwerfälligem, plumpem Wesen, aber ungemein andächtig. Auch Hung mao eül oder Langhaare sahen wir, und sie machten auf uns keinen günstigern Eindruck als ihre Landsleute in Tang keu eül; ihre wilde Andacht bildete einen schroffen Gegensatz zu dem mystischen Behaben der Mongolen. Sie gingen stolz einher, mit hinten über geworfenem Kopfe und nackten Armen; mit Säbel und Schießgewehr. Den zahlreichsten Theil der Pilger bildeten Si fan aus dem Lande Amdo. Sie sind nicht so roh und wild wie die Langhaare, aber auch nicht so redlich und gutmüthig wie die Mongolen; sie machten die Pilgergebräuche rasch und leichthin ab; es schien als ob sie sagen wollten: wir sind hier daheim und kennen die Dinge.

Einen hübschen Anblick gewährte der Kopfputz welchen die Frauen aus Amdo tragen. Ein schwarzer oder grauer Filzhut von spitziger Form ist mit rothen oder gelben Bändern geschmückt; das in vielen feinen Flechten über die Schultern herabhängende Haar ist mit Perlmutter und rothen Korallen geziert. Im Uebrigen tragen sie sich wie andere Mongolinnen, aber der kleine Hut mildert doch die Schwerfälligkeit des Rockes von Schafpelz. Uns fiel auf, daß sich unter den Andächtigen auch einige Chi-

nesen befanden, die sehr eifrig den Rosenkranz beteten und sich gleich allen Uebrigen zur Erde warfen. Unser Sandara sagte, sie seien Handelsleute aus Khata, die zwar nicht an Buddha glauben, sich aber andächtig stellen um Kunden anzulocken und ihre Waaren desto vortheilhafter abzusetzen.

Auch am fünfzehnten dauerten die Wallfahrten um das Kloster fort; doch war die Aufmerksamkeit schon mehr dem Feste zugewendet. Abends holte Sandara uns ab; wir gingen mit dem stotternden Mediciner, dem Kitat Lama, und seinem kleinen Schabi; der alte Akayeh blieb zu Hause. Die Blumen waren in freier Luft vor den verschiedenen Tempeln aufgestellt, und strahlten in wunderbarem Lichtglanze der eben auch von Butter herrührte. Große, kelchartige Gefäße aus Kupfer und aus Messing standen auf Gerüsten und dienten als Lampen, deren Docht in Butter steckte. Alles war im höchsten Grade geschmackvoll angeordnet. Wir waren voll Erstaunen als wir die Blumen sahen. Wir hätten es kaum für möglich gehalten daß es in diesen Wüsteneien unter halbwilden Völkern so ausgezeichnete Künstler geben könne. Was wir seither in den Klöstern an Malern und Bildnern gefunden hatten, war keineswegs ausgezeichnet; jetzt sahen wir wunderbar schöne Sculpturen aus B u t t e r! Diese „Blumen" waren von halberhabener Arbeit und von kolossaler Größe. Sie stellten Begebenheiten aus der Geschichte des Buddhismus dar: die Gesichter hatten einen Ausdruck von Wahrheit der gar nicht getreuer gedacht werden kann. Die Figuren waren voller Leben, die Stellungen natürlich, die Trachten anmuthig und ohne allen Zwang; man konnte auf den ersten Blick erkennen, welche Zeuge und Stoffe der Maler hatte darstellen wollen, namentlich erregte die Nachbildung des Pelzwerkes unsere Bewunderung. Schaffelle, Tigerhäute, Fuchs- und Wolfspelze, kurz Alles war so vortrefflich gemacht, daß man Lust bekam mit der Hand danach zu greifen, und sich zu überzeugen ob man wirklich nur gemalte, auf Butter gemalte Sachen vor sich habe. Buddha war auf allen diesen Basreliefs sogleich heraus zuerkennen. Sein edles majestätisches Gesicht trug den Typus der k a u k a s i s c h e n Menschenrace und das entspricht auch den Ueberlieferungen; ihnen zufolge kam Buddha vom westlichen Himmel her, hatte ein weißes Gesicht mit röthlichem Anfluge, weit gespaltenen Augen, großer Nase, und langes weiches herabwallendes Haar. Alle übrigen Personen hatten die mongolischen Gesichtszüge in ihren verschiedenen Abstufungen: mongolisch, thibetanisch, si fan und chinesisch; auch einige Hindu- und Negerköpfe bemerkten wir; sie waren eben so genau und getreu als alle übrigen, und erregten ganz besonders die Aufmerksamkeit der Be-

schauer. Die Verzierungen welche diesen großen Basreliefs gleichsam als Rahmen dienten, bildeten vierfüßige Thiere, Vögel und Blumen nach, Alles von Butter und in Formen und Färbung ausgezeichnet fein und prächtig. Auf den Wegen die von einem Tempel zum andern führen, standen in einiger Entfernung von einander kleinere Basreliefs; sie stellten Schlachten, Jagden und Begebenheiten aus dem Nomadenleben dar; auch Ansichten von den berühmtesten Klöstern der Mongolei und Thibets. Vor dem Haupttempel endlich erhob sich ein Theater, auf welchem Personen und Decorationen, kurz alle möglichen Dinge von Butter waren. Diese Theaterfiguren waren etwa einen Fuß hoch und stellten eine Lamaversammlung dar, welche auf das Chor zum Gebete geht. Erst war die Bühne leer; dann vernahm man den bekannten Ton der Seemuscheln und sogleich kamen aus den beiden Seitenthüren zwei Reihen Lamas; ihnen folgten die Oberen in festlichem Gewande. Alle blieben ein Weilchen auf der Bühne, gingen hinter die Bühnenwände zurück und damit war die Vorstellung beendigt. Sie fand bei den asiatischen Zuschauern ungetheilten Beifall. Wir aber gingen weiter, und betrachteten eben einige Gruppen von Teufeln, als Trompetenschall und Töne der Seemuschel in unser Ohr drangen. Es war das Signal welches verkündete daß der Großlama sein Heiligthum verließ, um sich die Blumen anzusehen. Er kam an uns vorüber. Eine Anzahl von Lamas die Trabantendienst verrichteten, gingen vor ihm her, und trieben mit langen schwarzen Peitschen die Volksmenge auf die Seite um Platz zu machen. Der Großlama — eine Art von Erzbischof — ging zu Fuß, und war von den höchsten Würdenträgern der Klosterstadt umgeben. Dieser lebende Buddha mochte etwa vierzig Jahre alt sein, war von mittlerm Wuchse, hatte ein plattes ordinaires Gesicht und sehr dunkle Hautfarbe. Wenn er die schönen Buddhagesichter ansah, dann mußte er sich wohl sagen, daß dieselben in Folge der vielen Ueberwanderungen sehr viel von ihren Urzügen eingebüßt haben. Die Kleidung welche dieser Großlama trug, war ganz genau jene der katholischen Bischöfe; er hatte eine gelbe Mitra auf dem Kopfe, hielt den Stab mit dem Kreuz in der rechten Hand, trug einen Mantel von violetter Seide, der vor der Brust von einer Spange zusammengehalten wurde und völlig einem Chormantel glich. Wir könnten noch in sehr vielen anderen Dingen nachweisen, wie große Uebereinstimmung zwischen dem Cultus der Buddhisten und jenem der Katholiken herrscht.

Die Zuschauer betrachteten den Buddha aus Butter mehr als den lebenden Buddha, und jener war ohne allen Zweifel weit hübscher; nur

die Mongolen bewiesen diesem Bischofe dadurch Ehrfurcht, daß sie die Hände falteten und den Kopf neigten; denn zur Erde konnten sie sich in einem solchen Menschengewühl nicht werfen. Nachdem der Heilige wieder in sein Allerheiligstes zurückgegangen war, überließ sich Alles unbändiger Lustigkeit. Die Leute sangen, sprangen, tanzten, drängten durcheinander, stießen und schoben sich, und heulten daß es weit in die Steppe hinaus geschallt haben muß; es war als wären plötzlich diese Menschen alle toll geworden. Um die Gerüste und Buttergemälde vor jeder Beeinträchtigung sicher zu stellen, hielten die Lamas brennende Fackeln, denen Keiner nahe kommen durfte. Uns war das Treiben zu wild, und wir folgten spät am Abend der Mahnung des Kitat Lama zur Heimkehr.

Am andern Tage war von dem großen Feste keine Spur mehr vorhanden; die Basreliefs hatte man zerschlagen und in die Thalschlucht geworfen. Diese ungeheuere Masse Butter war nun Leckerspeise für die Raben; die kunstreichen Arbeiten hatten zur Schaustellung für nur einen einzigen Abend gedient. Alljährlich werden neue Gegenstände angefertigt. Mit den Blumen verschwanden auch die Pilger; sie zogen schweigsam nach ihren Steppen heim.

Dreizehntes Kapitel.

Wunderbare Geburt Tsong Kaba's. — Sein Apostolat und seine Reise nach Westen. — Seine Unterredung mit dem Oberlama von Thibet und Reform des Buddhacultus. — Buddhismus und Katholicismus. — Der Baum der zehntausend Bilder. — Gebete. — Pilgerfahrten. — Die Lamas und das Christenthum. — Abreise nach Tschogortan.

Das Land Amdo liegt im Süden des Ku-Ku-Noor, und wird von Ostthibetanern bewohnt, die gleich den Mongolen als Hirten ein Nomadenleben führen. Es ist eine wilde traurige Gegend, mit Gebirgen von rother ockergelber Farbe, von Schluchten durchzogen und fast ohne Pflanzenwuchs. Nur hin und wieder sind Thalgründe mit Weiden vorhanden.

Den Lamachroniken zufolge schlug, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, ein Hirt dieses Landes Amdo, Namens Lombo Moke sein Zelt am Ausgang einer großen Schlucht auf, in welcher ein Bach über Felsengestein floß. Lombo Moke's Frau hieß Schingtsa Tsio. Die Leute waren nicht reich; ihre Habe be-

stand in etwa zwanzig Ziegen und einigen Yaks; sie lebten kinderlos in dieser Wüstenei. Eines Tages ging Schingtsa Tsio in die Schlucht hinab, um Wasser zu holen. Dabei wurde sie vom Schwindel überfallen und sank bewußtlos auf einen großen Stein, in welchem einige Schriftzeichen eingegraben waren, zu Ehren des Buddha Schakdja Muni. Beim Erwachen fühlte sie Schmerz in der Seite, und es wurde ihr klar, daß sie durch den Fall auf jenen Stein fruchtbar geworden sei. Im Jahre der feurigen Henne, das heißt 1357, gebar sie, neun Monate nach jenem Schwindel, einen Knaben, welchem Lombo Moke den Namen Tsong Kaba gab; so hieß nämlich der Berg an dessen Fuße seit Jahren sein Zelt stand. Der Wunderknabe hatte schon bei seiner Geburt einen weißen Bart, und im Gesichte einen Ausdruck großer Majestät. Sein ganzes Benehmen trug nichts vom Kinde, denn gleich nachdem er das Licht der Welt erblickt, redete er laut und deutlich in der Amdosprache. Aber er ließ nur selten etwas hören, und wenn es geschah, sprach er tiefsinnig und weise. Als er drei Jahre alt war entsagte er der Welt, um ein geistliches Leben zu führen. Sein Vater schor ihm das lange schöne Haar ab und warf es am Eingange des Zeltes zu Boden. Aus diesen Haaren erwuchs ein Baum, von dessen Holz Wohlgeruch ausströmte; auf jedem Blatte zeigte sich ein Schriftzeichen der heiligen Sprache von Thibet. Seitdem lebte Tsong Kaba in einer so strengen Abgeschiedenheit daß er sogar seine Aeltern nicht sah; er hatte sich in die wildeste Gegend des Gebirges zurückgezogen, betete Tag und Nacht und war lediglich der Beschaulichkeit hingegeben. Dabei fastete er viel, schonte das Leben auch der kleinsten Insekten und genoß gar kein Fleisch.

Zu jener Zeit kam zufällig ein Lama aus fernen westlichen Landen nach Amdo, und fand Obdach im Zelte des Lombo Moke. Diesen Fremdling sah Tsong Kaba, war entzückt über dessen umfangreiches Wissen und Heiligkeit, warf sich vor ihm nieder und bat um Lehre und Unterricht. Die Ueberlieferung erzählt, daß jener Lama aus dem Westen nicht blos eine unergründlich tiefe Gelehrsamkeit besessen, sondern auch eine eigenthümliche Gesichtsbildung gehabt habe. Seine Nase war groß und seine Augen erglänzten in wunderbarem Feuer. Der Fremde war überrascht bei Tsong Kaba so seltene Anlagen zu finden, und blieb einige Jahre im Lande Amdo um ihn zu unterrichten. Nachdem er seinen Schüler in die Lehren der berühmtesten Heiligen des Abendlandes eingeweiht hatte, schlief er hoch im Gebirge auf einem Stein ein, und öffnete die Augen nicht wieder. Aber den Tsong Kaba dürstete es jetzt nur noch mehr nach religiösem

Unterricht. Er verließ sein Volk um nach Westen zu gehen, und die reine Lehre an der Quelle zu schöpfen. Mit dem Wanderstab in der Hand zog er allein, ohne Führer, aber in seinem Herzen wohnte übermenschlicher Muth. Er schlug die Richtung nach Süden ein, und gelangte nach großen Beschwerden an die Grenze der chinesischen Provinz Yünnan; von dort wendete er sich gen Nordwesten und hielt sich dabei immer an den Lauf des großen Stromes Yaru Dsangbo. Endlich erreichte er die heilige Stadt des Königreichs Uï *). Er wollte von dort seine Reise fortsetzen, aber ein in Licht erglänzender Lha, das heißt ein Geist, verbot es ihm, und sprach: „O, Tsong Kaba, alle diese Länder gehören zu dem großen Reiche, das Dir gegeben worden ist. Hier mußt Du die heiligen Gebräuche und Gebete verkündigen, und hier soll sich die letzte Wandelung Deines unsterblichen Lebens verkündigen." Tsong Kaba folgte dem Gebote dieser übermenschlichen Stimme, betrat „das Land der Geister" nämlich Lha Ssa, und bezog in einem abgelegenen Theile der Stadt eine ärmliche Wohnung. Bald hatte er einen Kreis von Schülern und Jüngern um sich versammelt; seine neue Lehre und die neuen Gebräuche welche er in den Kirchenritus einführte, erregten Aufsehen. Nach einiger Zeit warf er sich kühn zum Reformator auf, und sagte dem alten Cultus Fehde an. Die Zahl seiner Anhänger wuchs beträchtlich; man bezeichnete sie als Lamas mit der gelben Mütze, im Gegensatze zu den Anhängern des alten Systems, die eine rothe Mütze trugen. Der König des Landes Uï und der Schakdscha, oder lebende Buddha und Oberhaupt der Lama-Hierarchie, traten der neuen Sekte entgegen, die so große Verwirrung anrichtete. Der Schakdscha ließ den Reformator zu sich einladen, um von ihm selber zu erfahren, ob die neue Lehre so inhaltreich und wunderbar sei, wie ihre Anhänger behaupteten. Aber Tsong Kaba kam nicht; die Huldigung seiner vielen Jünger und der Beifall der Menge hatte ihn stolz gemacht. Nun bemühte sich der Buddha Schakdscha seinerseits „zu dem kleinen Lama aus der Provinz Amdo", denn so wurde der Reformator von seinen Gegnern genannt. Mit allem hierarchischen Gepränge begab er sich zur Zelle Tsong Kaba's; als er aber eintreten wollte, fiel ihm seine hohe Mitra vom Kopfe. Das galt als ein Triumph der gelben Mützen. Der Reformator saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Polster, schien den Schakdscha gar nicht zu bemerken, und ließ die Kugeln seines Rosenkranzes

*) Uï bedeutet im Thibetanischen Mitte, Mittelpunkt. Man bezeichnet mit diesem Namen das Centrum von Thibet, eine Provinz, deren Hauptstadt Lha Ssa ist.

durch die Finger gleiten. Der lebende Buddha fing nichtsdestoweniger ein Gespräch an, und strich den bisher gültigen Cultus als den allein berechtigten heraus. Tsong Kaba schlug nicht einmal die Augen auf, fiel ihm aber ins Wort und sagte: „Du Elender, wie grausam bist Du! Du tödtest eine Laus mit Deinen Fingern; ich höre ihr Jammern und Wehklagen, und das thut mir im Herzen weh.“ Der Schakdscha hatte in der That eine Laus gefangen und, der Lehre von der Transmigration zuwider, getödtet. Nun wußte er nicht, was er entgegnen sollte, fiel vor Tsong Kaba nieder und erkannte dessen Hoheit an. Seitdem fanden die Reformen keinen Widerstand mehr, wurden in Thibet angenommen, und gewannen nach und nach in der ganzen Mongolei Eingang. Im Jahre 1409 gründete Tsong Kaba das berühmte Kloster Kaldan, das drei Wegstunden von Lha Ssa entfernt liegt, und jetzt an achttausend Lamas zählt. Im Jahre 1419, verließ die Seele Tsong Kaba's, der Buddha geworden war, die Erde, und kehrte ins himmlische Reich, in den Himmel der Verzückungen zurück. Sein Leib aber ruht im Kloster Kaldan; die Mönche sagen er habe alle seine Frische bewahrt, und schwebe durch ein Wunder frei über den Boden, welchen er niemals berühre. Manchmal hält er Anreden an solche Lamas, die Fortschritte auf dem Wege der Vervollkommnung gemacht haben; aber nur diesen ist er verständlich, alle anderen hören nichts.

Außer den Reformen in der Liturgie, verfaßte Tsong Kaba auch eine neue Bearbeitung des von Schakdscha Muni verfaßten Inbegriffes der buddhistischen Lehre. Sein wichtigstes Werk führt den Titel: Lam Rim Tsien Bo, das heißt: der stufenweise zur Vollkommenheit führende Weg.

Die Neuerungen welche Tsong Kaba einführte, zeigen viel Uebereinstimmendes mit dem Katholicismus. Die Buddhisten haben den Krummstab, die Bischofsmütze, das Meßgewand, den Chormantel, zwei Chöre mit Wechselgesang, Psalmodien, Teufelaustreibung, das Rauchfaß mit fünf Ketten das man nach Belieben schließen oder öffnen kann, Segnungen bei welchen der Lama seine rechte Hand auf das Haupt des Gläubigen legt; ferner haben sie den Rosenkranz, die Ehelosigkeit der Geistlichen, geistliche Uebungen in Zurückgezogenheit, Heiligenverehrung, Fasten, Processionen, Litaneien und Weihwasser. Ob das Alles christlichen Ursprungs ist, darüber haben die beiden französischen Missionaire Huc und Gabet keinerlei Nachweis im Lande selbst gefunden. Sie halten aber christliche Einflüsse für wahrscheinlich und argumentiren in folgender Weise. Zur

Zeit der Mongolenherrschaft, im vierzehnten Jahrhundert, kamen viele Europäer nach Hochasien, und die tatarischen Eroberer schickten Gesandschaften nach Rom, Frankreich und England. Dort hat das Gepränge und der Glanz des katholischen Cultus auf sie einen tiefen Eindruck gemacht, den sie in ihre Steppen mitnahmen. Auch ist bekannt, daß um dieselbe Zeit Mönche aus verschiedenen Orden Reisen in die Tatarei unternahmen, um dort für das Christenthum Boden zu gewinnen; vielleicht sind einige von ihnen auch nach Thibet, zu den Si fan und zu den Mongolen am Ku-Ku-Noor gekommen. Johann von Montecorvino, Erzbischof von Peking, hatte viele mongolische Geistliche zum Chorgesang und Psalmensingen angeleitet und mit den katholischen Kirchengebräuchen bekannt gemacht. Tsong Kaba nun lebte in derselben Zeit als das Christenthum nach Centralasien kam; es darf also nicht befremden daß in der Reform des Buddhacultus so viel Uebereinstimmendes mit dem Christenthum hervortritt. Es scheint daß die Legende von Tsong Kaba, die wir an seinem Geburtsorte aus dem Munde mehr als eines Lama's vernommen haben, dieser Ansicht zu Hilfe komme. Er war gewiß ein durch Geist und Tugend ausgezeichnetes Individuum; ein aus westlichen Gegenden hergekommener Fremdling mit einer langen Nase war sein Lehrer, und wahrscheinlich ein Europäer, ein katholischer Missionair, deren, wie bemerkt, zu jener Zeit so viele Asien durchreisten. Es hat gar nichts Auffallendes, daß die lamaischen Ueberlieferungen das Andenken an jene europäischen Gesichtszüge bewahrten. Als wir in Kunbum lebten, haben die Lamas gar nicht selten Betrachtungen über unsere Gesichter angestellt, und geradezu gesagt, wir seien aus demselben Lande, aus welchem der Lehrer Tsong Kaba's gekommen. Daß der Letztere seine Reformen so leicht und schnell durchsetzte, scheint darauf hinzudeuten, wie sehr der alte Buddhacultus damals schon untergraben war.

Diese Reform hat sich auf alle Länder zwischen dem Himalaya, der russischen Grenze und der chinesischen Mauer ausgedehnt, und bis in einige Provinzen des himmlischen Reiches verbreitet, namentlich in Kan Su, Schan Si, Pe tsche li und über die ganze Mandschurei. Die Bonzen dagegen sind bei den alten Gebräuchen geblieben, und haben sich nur in einzelnen Ortschaften zu einigen schwachen Neuerungen verstanden. Man unterscheidet nur zwei Classen von Lamas, nämlich die gelben und die grauen. Jene haben den reformirten, diese den alten Cultus. Beide Sekten leben in ungestörter Eintracht; Bonzen und Lamas betrachten sich als Angehörige einer und derselben Familie.

Das Land Amdo war früher wenig bekannt und völlig unbeachtet, ist aber seit jener Reform des Buddhismus in der ganzen lamaischen Welt hochberühmt, und zu dem Berge an welchem Tsong Kaba das Lebenslicht erblickte, pilgern unabläßig Schaaren von Andächtigen. Nach und nach erhob sich dort die blühende Klosterstadt Kunbum, d. h. im Thibetanischen die zehntausend Bilder. In dieser Benennung liegt eine Anspielung auf den Baum welchen die Sage aus dem Kopfhaar Tsong Kaba's entspringen läßt, und an welchem jedes Blatt ein thibetanisches Schriftzeichen trägt. Man wird fragen, was wir von diesem Wunderbaume halten, ob er noch vorhanden sei, ob wir ihn gesehen haben, und welche Beschaffenheit es mit den Blättern habe?

Der wunderbare Baum ist noch heute vorhanden. Wir hatten während unserer Reise so oft von ihm erzählen hören, daß wir sehr begierig waren, ihn mit eigenen Augen zu sehen. Wir säumten also nicht. Unten an dem Berge wo die Klosterstadt erbaut worden ist, unfern vom Haupttempel, liegt ein großer viereckiger Platz, von einer Backsteinmauer eingefriedigt. Wir gingen in diesen Hofraum in welchem der Baum steht, und konnten denselben mit voller Muße betrachten; einige seiner Zweige hatten wir schon von draußen her bemerkt. Vor Allem faßten wir neugierig und scharf die Blätter ins Auge, und wir waren im höchsten Grad erstaunt und betroffen, als wir wirklich auf jedem einzelnen Blatte sehr wohlgebildete thibetanische Schriftcharaktere fanden. Sie sind allemal grün, manchmal dunkler und zuweilen auch heller als das Blatt selbst. Wir dachten an eine Betrügerei der Lamas, konnten aber nicht das geringste von einer solchen entdecken, wiewohl Alles von uns mit der äußersten Sorgsamkeit untersucht wurde. Uns schien es als ob die Charaktere eben so wesentlich zu den Blättern gehören, wie die Adern selbst. Ihre Lage und Stellung ist nicht allemal dieselbe, denn bald sind sie in der Mitte oder an der Spitze des Blattes, bald unten oder an den Seiten; bei den jungen noch ganz zarten Blättern treten sie in Anfängen, noch halb entwickelt, auf. Auch die Rinde des Stammes und der Zweige, die sich in ähnlicher Weise wie bei den Platanen abschält, hat gleichfalls derartige Schriftzeichen. Wenn man ein Stück alter Rinde abhebt, so sieht man auf der darunter befindlichen neuen Rinde die noch unbestimmten Formen der Charaktere, welche schon herauszuwachsen beginnen, und was uns sehr merkwürdig erscheint, sehr oft von denen welche man auf der alten Rinde bemerkte, verschieden sind. Wir gaben uns alle mögliche Mühe irgend

einen Betrug aufzufinden, aber vergeblich; es hatte mit der Sache seine volle Richtigkeit. Uns trat der Schweiß vor die Stirn. Andere Leute, die geschickter sind als wir, mögen ausreichende Erklärungen über diesen Baum geben, wir können nichts weiter sagen, als was wir gesehen haben. Man lächelt vielleicht über unsere Ignoranz, aber die Aufrichtigkeit dessen was wir sagen, wird man nicht in Abrede stellen dürfen.

Der Baum der zehntausend Bilder oder Zeichen, schien uns sehr alt zu sein. Sein Stamm, den drei Männer kaum zu umspannen vermögen, ist nicht höher als acht Fuß; die Aeste steigen nicht empor, sondern breiten sich aus wie ein Federbusch, und sind äußerst buschig belaubt. Manche fallen von selbst ab, weil sie alt und dürr sind. Die Blätter bleiben immer grün; das Holz hat eine röthliche Farbe und einen sehr angenehmen etwas zimmtartigen Geruch. Die Lamas sagten, im Sommer, um den achten Monat, trage der Baum große Blüthen von rother Farbe und außerordentlicher Schönheit; auch wurde uns versichert, daß es keinen andern Baum dieser Art gebe*). Alle Ver-

---

*) Die Entstehung dieses Wunderbaums aus dem Haar Tsong Kaba's erinnert an eine chinesische Sage. Ein frommer Eremit, der bei Wachen und Gebet oft vom Schlaf übermannt wurde, so daß ihm die Augen zufielen, schnitt sich in heiligem Eifer die Augenlider ab, und warf sie zur Erde. Aus ihnen ließ ein Gott den Theestrauch aufwachsen, dessen Blätter noch die Form eines mit Wimpern besetzten Augenlides zeigen, und die Gabe besitzen, den Schlaf zu verscheuchen. Schleiden, das Leben der Pflanzen, Leipzig 1850. S. 197.

Die Angabe daß von dem Baum mit den zehntausend Schriftzeichen in Thibet nur ein einziges Exemplar vorhanden sei, erinnert uns an eine Bemerkung Humboldts (Ansichten der Natur, dritte Ausgabe, Thl. II. S. 168). Er erwähnt des berühmten ochroma-artigen Händebaums, des Macpalxochiquahuitl der Mexicaner (von macpalli, die flache Hand), den die Spanier Arbol de las Manitas nennen. Es ist Cheirostemon platanoïdes, mit verwachsenen Staubfäden, die wie eine Hand oder Klaue aus der schönen purpurrothen Blüthe aufsteigen. „In allen mexicanischen Freistaaten giebt es nur ein einziges Individuum, einen einzigen uralten Stamm dieses wundersamen Geschlechtes. Man glaubt, er sei als Fremdling von den Königen von Toluca vor etwa 500 Jahren gepflanzt. Den Ort, wo er steht, habe ich 8280 Fuß hoch über der Meeresfläche gefunden. Warum giebt es nur Ein Individuum? Von wo haben die Könige von Toluca den jungen Baum oder den Saamen erhalten? Eben so räthselhaft ist es, daß Montezuma ihn nicht in seinen botanischen Gärten von Huaxtepec, Chapoltepec und Iztapalapan besaß, von denen noch einige Spuren übrig sind. Räthselhaft ist es, daß der Händebaum nicht einen Platz unter den naturhistorischen Abbildungen gefunden hatte, welche Nezahualcoyotl, König von Tezcuco

suche ihn, gleichviel auf welche Weise, fortzupflanzen, seien vergeblich gewesen, obwohl man sich in vielen mongolischen und thibetanischen Klöstern große Mühe deshalb gegeben habe. Kaiser Khang hi war einmal als Pilger in Kunbum, und ließ über den Baum der zehntausend Bilder ein silbernes Gewölbe bauen; auch schenkte er dem Oberlama einen prächtigen Rappen, der wie die Sage wissen will, in einem Tage tausend chinesische Meilen zurücklegen konnte. Das Pferd ist lange todt, aber der Sattel wird noch in einem Tempel gezeigt und hochverehrt. Khang hi stiftete auch für dreihundertfunfzig Lamas beträchtliche Summen.

Kunbum weiß sich seinen hohen Ruf zu bewahren, weil dort viele ausgezeichnete Gelehrte leben, und strenge Klosterzucht gehalten wird. Man nimmt an, daß ein Lama sein Leben lang ein Studirender bleibe, sintemalen die Wissenschaft der Religion unerschöpflich und unergründlich sei. Die Studenten zerfallen in vier Abtheilungen oder wie wir sagen würden Facultäten, je nachdem sie sich vorzugsweise für das eine oder andere Fach entschieden haben. Die erste Facultät ist jene der Mystik; sie lehrt die Regeln des beschaulichen Lebens, und erläutert dieselben durch Beispiele aus dem Leben der Heiligen. Die zweite Facultät ist die liturgische. Der Schüler wird zum Studium der religiösen Feierlichkeiten angeleitet, und lernt Alles, was überhaupt auf den lamaischen Kirchendienst Bezug hat. Die dritte Facultät, die medicinische, lehrt die vierhundertundvierzig Krankheiten des menschlichen Körpers kennen; auch werden die Schüler in der Pflanzenkunde und in Zubereitung der Heilmittel unterwiesen. Die vierte Facultät ist jene der Gebete; diese gilt für die höchste, bringt am meisten ein und wird daher auch am stärksten besucht. Die sehr umfangreichen Bücher, welche dem Unterricht in dieser Facultät zu Grunde liegen, zerfallen in dreizehn Serien, welche eben so viele Stufen in der Hierarchie darstellen. Der Platz welchen ein Student in der Schule oder im Chor einnimmt, wird nach der Serie theologischer Werke bezeichnet, die er schon studirt hat. Unter der großen Menge von Lamas sitzen manche mit grauem Haar in der letzten, und fleißige junge Leute in der ersten Reihe. Zur Erlangung der verschiedenen Grade in der Facultät der Gebete, wird weiter nichts gefordert, als daß der Student den Inhalt der vorgeschriebenen Bücher hersagen könne. Sobald er sich hinlänglich vorbereitet glaubt, meldet er sich beim Oberlama der Ge-

ein halbes Jahrhundert vor Ankunft der Spanier hatte anfertigen lassen. Man versichert, der Händebaum sei wild in den Wäldern von Guatemala." A.

bete, das heißt, er überreicht ihm eine hübsche Khata, eine Schüssel voll Rosinen und einige Unzen Silbers, Alles je nach dem Grade welchen er erlangen möchte; auch die Examinatoren bekommen Geschenke.

Vor dem Haupttempel der Klosterstadt befindet sich ein großer viereckiger Hofraum; er ist mit großen Platten gepflastert, und an den Seitenwänden stehen Bildsäulen und bemalte Sculpturen. Auf diesem Platze versammeln sich die Lamas welche zur Facultät der Gebete gehören; die Stunde des Unterrichts wird vermittelst der Seemuschel gegeben, deren Ton weithin erschallt. Alle setzen sich, je nach dem Grade, auf das platte Pflaster; im Winter sind sie der Kälte und dem Schnee, im Sommer der Hitze und dem Regen preisgegeben; nur die Lehrer, welche auf einer Art von Katheder sitzen, haben ein Schutzdach. Es ist ein seltsamer Anblick wenn man sieht, wie alle diese Lamas dasitzen, in ihre rothen Schärpen eingewickelt, mit der gelben Mütze auf dem Kopfe, und so dicht aneinander gedrängt, daß man vom Pflaster gar nichts mehr gewahren kann. Nachdem einige Studenten die Allen aufgegebene Lection hergesagt haben, trägt der Professor Erläuterungen dazu vor; diese sind aber eben so unverständlich wie der Text selber. Dagegen hat freilich Keiner etwas einzuwenden, weil man annimmt, eine Lehre sei um so erhabener je dunkler und unbegreiflicher sie erscheint. Am Schlusse muß einer der Studenten eine These vertheidigen, und Jeder hat das Recht ihm Einwürfe zu machen. Diese Disputationen erinnern an jene unserer mittelalterlichen Scholastiker. In Kunbum ist es herkömmlich, daß der Sieger sich auf die Schultern des Besiegten stellt, und im Triumph um die Mauern des Schulhofes getragen wird. Einst kam unser Sandara mit freudestrahlendem Gesichte aus dem Tempel zurück, denn er hatte seinen Gegner mausetodt disputirt, und zwar über die hochwichtige Frage **weshalb Hühner und andere Vögel keinen Urin lassen.** Wir erwähnen das, weil es zeigt, wie es mit dem Unterrichte beschaffen ist. Einigemal im Jahre erscheint der lebende Buddha, als erster Vorsteher des Klosters mit großem Gepränge, und giebt officielle Erläuterungen und Auslegungen der heiligen Bücher, die zwar nicht besser sind als jene der Professoren, auf die man aber großes Gewicht legt. In allen Schulen wird nur allein die thibetanische Sprache geredet und geschrieben.

Die **Klosterzucht** ist streng, die Ueberwachung scharf. Während der Lehrstunden, beim Beten und beim Chorsingen, stehen die Censoren, mit spähendem Blicke, auf einen eisernen Stab gelehnt, und sorgen für die Ordnung. Niemand darf plaudern oder den Andern stören, und das

geringste Vergehen zieht auf der Stelle einen Verweis nach sich, zum ersten Male nur mündlich; im Wiederholungsfalle bleibt ein Denkzettel mit dem eisernen Stocke nicht aus, und es wird keine Rücksicht genommen ob der Student ein Greis oder ein junger Schabi ist. Die Klosterpolizei wird von Trabanten ausgeübt, die gleichfalls Lamas sind, nur tragen sie graue Röcke und schwarze Mützen. Sie ziehen bei Tag und bei Nacht mit einer langen Peitsche in den Straßen umher, und sind stets bei der Hand, um die etwa gestörte Ordnung herzustellen. Wo die Autorität der Trabanten aufhört, beginnt die Zuständigkeit dreier Gerichte, die gleichfalls mit Lamas besetzt sind. Wer sich auch nur des allergeringsten Diebstahls schuldig macht, wird aus der Klosterstadt vertrieben, nachdem er zuvor mit einem glühenden Eisen auf beiden Backen gebrandmarkt worden ist.

Die Klöster der Buddhisten haben mancherlei Uebereinstimmendes mit jenen der Christen, aber doch auch viel durchaus Abweichendes. Allerdings sind die Lamas ein und derselben Regel und Zucht unterworfen, man kann aber doch nicht sagen, daß sie gemeinschaftlich leben. Vielmehr findet man bei ihnen alle Abstufungen zwischen Bettelarmuth und großem Reichthum. In Kunbum haben wir gesehen, daß arme in Lumpen gehüllte Lamas an den Thüren ihrer wohlhabenden Collegen um ein wenig Gerstenmehl bettelten. Alle drei Monate bekommt jeder Lama ohne Ausnahme, von der Klosterverwaltung eine freilich unzureichende Spende an Mehl. Die freiwilligen Gaben welche die Pilger verabreichen, sind sehr willkommen; sie hängen aber vom Zufall ab, und man kann auf sie keine feste Rechnung machen, und mancher Lama bekommt sehr wenig davon, weil die Vertheilung sich nach den verschiedenen Graden richtet.

Man unterscheidet Thee- und Geldspenden. Mit der ersten verhält es sich folgendermaßen. Der Pilger welcher Gaben verabreichen will, geht zu den Oberen, überreicht ihnen eine Khata und meldet an, daß er aus Ergebenheit für die Priesterschaft einen allgemeinen oder einen besondern Thee veranstalten wolle. An dem erstern kann jeder Lama ohne Unterschied theilnehmen; am zweiten nur eine der vier Facultäten je nach Wahl und Bestimmung des Pilgers. Also ein Wallfahrer giebt einen allgemeinen Thee zum Besten. Am Morgen, nach dem Gebet, wird der Versammlung vom Vorsteher kundgegeben, daß sie nicht auseinander gehen solle. Darauf erscheinen etwa vierzig durch das Loos bezeichnete Schabis; sie holen aus der Küche große Gefäße, die mit Milchthee angefüllt sind. Mit diesen gehen sie durch die Reihen der Lamas, und Jeder

schöpft, sobald der Schabi vor ihm steht, einen Holznapf voll, trinkt, und hält dabei einen Zipfel seiner Schärpe vor das Gesicht, um nicht sehen zu lassen, daß er etwas thue, was so wenig in Einklang mit der Heiligkeit des Ortes stehe. Insgemein ist so viel Thee vorhanden, daß jeder Lama seinen Napf zweimal füllen kann. Je nachdem der Pilger sich freigebig gezeigt ist die Farbe des Theewassers heller oder dunkler; manchmal wird auch für jeden Lama ein Stückchen Butter oder gar noch ein kleiner Kuchen aus Weizenmehl hinzugefügt. Nach beendigtem Festmahl verkündet der Lama-Präsident feierlich den Namen des Pilgers, welcher sich das große Verdienst erwarb, die heilige Familie der Geistlichkeit zu bewirthen. Insgemein ist solch ein Wohlthäter anwesend; er wirft sich zur Erde nieder, die Lamas stimmen einen Gesang an, gehen um den Pilger herum, und dieser erhebt sich erst wieder, nachdem alle Geistliche fortgegangen sind. Bei dergleichen Spenden trifft auf den einzelnen Lama nicht viel, aber der Pilger thut doch etwas Erkleckliches, wenn er viertausend Menschen mit Thee erquickt. In Kunbum kostet ihm ein einfacher Thee, ohne Butter und Kuchen, reichlich fünfzig Silberunzen.

Die Geldspenden kosten noch weit mehr, weil mit ihnen allemal ein allgemeiner Thee verbunden ist. Nach dem Gebet verkündet der vorsitzende Lama daß der Pilger N. N. aus dem und dem Lande, der heiligen Familie der Lamas so und so viel Unzen Silbers gespendet habe, und daß auf jeden Kopf so und so viel komme. Dann begeben die Lamas sich ins Zahlamt um ihren Antheil in Empfang zu nehmen. Dabei verfährt man mit großer Gewissenhaftigkeit. Spenden und Opfergaben sind der Geistlichkeit stets und jederzeit willkommen, doch pflegen sie bei den vier großen Jahresfesten darum von größerm Belang zu sein, weil dann die Schaaren der Pilger viel zahlreicher sind als zu anderen Zeiten. Als das oben geschilderte Blumenfest vorüber war, opferte der in Kunbum anwesende König von Suniut sechshundert Unzen Silbers, und veranstaltete dazu einen allgemeinen Thee mit Butter und Kuchen. Acht Tage lang dauerte dieses Fest, das etwa 8000 Gulden rheinisch kostete. Bei Spenden die von einem angesehenen Manne gegeben werden, pflegt der lebende Buddha zugegen zu sein. Man überreicht ihm in einem mit Blumen und Bändern geschmückten Körbchen eine Silberbarre von fünfzig Unzen Gewicht, ein Stück Seidenzeug von rother oder gelber Farbe, ein paar Stiefeln und eine Mitra; über das Alles wird eine Khata hingebreitet. Der Pilger wirft sich an den Stufen des Altars, auf welchem der Buddha sitzt, zur Erde, und stellt ihm das Körbchen mit den Opfergaben vor die

Füße. Ein Schabi nimmt es auf und überreicht im Namen des Buddha's, der in einer Art von göttlicher Ruhe unbeweglich dasitzt, dem Pilger eine Khata.

Außer jenen Gaben und Spenden haben die Lamas noch andere Erwerbsquellen. Manche halten Kühe, und verkaufen Milch und Butter, andere bilden Commanditgesellschaften und übernehmen gegen Vergütung die Herrichtung der allgemeinen Thees; noch andere sind Schneider, Färber, Schuster, Hutmacher, und dergleichen mehr. Auch Krämer findet man in Kunbum, welche allerlei Waaren aus Tang keu eül oder Si ming fu kommen lassen und mit erheblichem Nutzen verkaufen. Es giebt aber auch Lamas die eine mit ihrem geistlichen Beruf mehr in Einklang stehende Beschäftigung treiben; sie schreiben theologische Werke ab oder drucken dergleichen. Die thibetanische Schrift geht horizontal und von der Linken zur Rechten. Das Idiom der Lamas ist alphabetisch, etwa so wie unsere europäischen Sprachen; man nimmt aber doch keine beweglichen Lettern, und hat nur Streotypdruckerei vermittelst hölzerner Platten. Die thibetanischen Bücher sehen aus wie ein großes Kartenspiel; die Blätter sind beweglich und auf beiden Seiten bedruckt. Sie werden weder zusammengeheftet noch gebunden, sondern zwischen zwei Holzdeckel gelegt um die man ein gelbes Band wickelt. Die Ausgaben welche von den Pressen zu Kunbum geliefert werden, sind plump, mit unreinen, ungefälligen Lettern, und stehen weit hinter jenen aus der kaiserlichen Druckerei von Peking zurück. Dagegen sind die handschriftlichen Ausgaben ganz ausgezeichnet, die Buchstaben sauber und hübsch, und die Zeichnungen welche man in denselben findet, äußerst nett. Die Lamas schreiben nicht, wie die Chinesen, mit dem Pinsel, sondern mit Bambusröhrchen die sie schneiden wie wir unsere Federn; ihr kupfernes Tintenfaß sieht aus wie eine Schnupftabaksdose mit Charniere; die Tinte darin ist auf Baumwolle gegossen. Das Papier wird geleimt, damit es nicht durchschlagen läßt; sie nehmen dazu nicht Alaun, wie die Chinesen, sondern Wasser mit einem Zehntel Milch. Diese einfache Methode ist vollkommen hinreichend.

Sandara der Bärtige gehörte keiner von allen den genannten Classen an; sein Handwerk bestand darin die Fremden auszubeuten, welche aus Andacht oder zu irgend einem andern Zwecke die Klosterstadt besuchten. Namentlich hatte er es auf die Mongolen abgesehen, denen er sich als Cicerone vorstellte. Bei der Gewandtheit seines ganzen Wesens und der Geläufigkeit seiner Zunge gelang es ihm in der Regel auch ihr Geschäfts-

führer zu werden. Eines beneidenswerthen Rufes erfreute er sich in Kunbum nicht; und man deutete uns sogar an, wir möchten die Börse wohl vor ihm in Acht nehmen. Wir erfuhren, daß er wegen Gaunerei aus Lha-Ssa verwiesen worden war, und sich einige Jahre in Sse tschuen und Khan Su als Komödiant und Wahrsager herumgetrieben hatte. Das Alles überraschte uns keineswegs, weil wir schon oft bemerkten, daß er etwas Komödiantisches an sich hatte, sobald er sich gehen ließ. Eines Abends war er ungemein liebenswürdig, wir brachten ihn auf seine Schliche, und er gab uns seinen Lebenslauf zum Besten. Seine Erzählung lautete folgendermaßen:

„Ich war zehn Jahre zu Lha-Ssa im Kloster Sera; da bekam ich Heimweh und konnte den Gedanken an meine drei Thäler nicht los werden. So heftig wurde das Heimweh, daß meines Bleibens nicht mehr war, und ich reiste mit vier Lamas ab, die in ihre Heimat Amdo zurückgingen. Aber wir schlugen die Richtung nicht nach Osten sondern nach Süden ein, weil hier die Wüste einigermaßen bewohnt ist. So schritten wir am eisernen Stabe mit unseren Siebensachen auf dem Buckel fürbaß, sprachen in den schwarzen Zelten vor oder übernachteten, wie es eben kam, unter freiem Himmel. Wie ihr wißt, sind in Thibet hohe Gebirge, und da gab es nichts als Auf- und Absteigen; es war im Sommer, aber wir mußten doch oft in Schnee waten; die Nächte waren kalt und bei Tage hatten wir in den Thälern eine abscheuliche Hitze auszustehen. Doch ging die Reise lustig weiter; wir waren alle fünf in bester Laune, besonders wenn die Schafhirten in den schwarzen Zelten ein Lamm oder einen tüchtigen Klumpen Butter hergaben. Wir sahen auch allerlei wunderliches Gethier. Da war eins, nicht größer als eine Katze, das hatte eisenhartes Haar. Wenn es uns sah, so ballte es sich in eine Kugel zusammen, und man konnte an ihm weder Kopf noch Füße mehr sehen. Diese Thiere schienen uns im Anfang gar nicht geheuer; wir wußten nicht was wir aus ihnen machen sollten, denn in den Gebetbüchern steht nichts davon. Endlich wurden wir dreist, und öffneten solch eine Kugel mit unseren Stöcken. Da guckte uns ein Gesicht entgegen, das sah aus wie ein Mensch. Wir liefen mit Geschrei fort, gewöhnten uns aber doch an die kleinen Thiere, und kugelten sie von den Bergen hinunter. Auch merkwürdige Würmer sahen wir dort. Eines Mittags rasteten wir an einem Bache, der zwischen hohen Kräutern und Gräsern floß, und schliefen ein. Nun wißt ihr, daß ein Lama mit der gelben Mütze keine Beinkleider tragen darf. Als wir erwachten, saßen unsere Beine voll grauer, fingerlanger

Würmer, die wir gar nicht aus dem Fleische reißen konnten. Nun aber schwellten sie auf, wurden dick und rund, und fielen dann von selbst ab. Oh, dieses Thibet ist ein wunderliches Land; wer jene Reise nicht gemacht hat, glaubt gar nicht was sich davon Alles erzählen läßt!" Wir sagten ihm, daß sein Bericht vollkommen wahr sei, und daß auch Europa Stachelschweine und Blutegel habe. Er fuhr fort:

„Bis zum Bösen Gebirge ging es ganz gut. Dieses Gebirge ist hoch, und hat Tannenwälder und Bäume mit Stacheln. Wir ruhten einen ganzen Tag in einem schwarzen Zelt aus. Abends war das Wetter schön und klar. Da sagten zwei von uns: Wir sollten doch in so heiterer Nacht über das Gebirge steigen, denn morgen am Tage wird es recht heiß werden. Wir anderen meinten, die Nacht sei für die wilden Thiere, nicht für Menschen. Aber jene zwei gingen fort; wir drei brachen erst am frühen Morgen auf. Noch ehe wir oben auf dem Bösen Gebirge waren, rief ich: Tsong Kaba, da finde ich einen eisernen Stab! Er gehörte unserm bisherigen Reisegefährten Lobsan. Endlich waren wir oben auf der Fläche. Da schrien wir vor Entsetzen. Dort lag noch ein Stab; wir sahen die Lamakleider zerrissen umher liegen, und Menschenfleisch und angenagte Knochen! Unsere beiden Gefährten waren von Tigern oder Wölfen zerrissen worden. Ich weinte wie ein Kind und mit der Lustigkeit hatte es ein Ende.

„Drei Monate nach unserer Abreise von Lha Ssa waren wir an der chinesischen Grenze, wo wir uns trennten. Die beiden Lamas aus Amdo gingen nach Norden, ich überschritt die große Mauer und war nun in der Provinz Sse tschuen. Dort traf ich in einer Herberge mit einer Bande Komödianten zusammen. Sie sangen die ganze Nacht hindurch, tranken Reiswein und führten lose und lockere Reden. Der Oberkomödiant sagte zu mir: Hier im Lande Sse tschuen giebt es keine Lamas; was willst Du mit Deinem rothen Rock und Deinem gelben Hut anfangen? — Da hast Du wohl recht, entgegnete ich; es ist recht gut in einem Lamalande ein Lama zu sein, aber im Komödiantenlande muß man Komödie spielen. Wollt ihr mich unter eure Truppe aufnehmen? — Vortrefflich, ganz herrlich! riefen Alle, Du gehörst zu uns. Alle verneigten sich vor mir, und ich erwiederte diese Höflichkeit damit, daß ich, nach thibetanischer Weise, die Zunge aussteckte und mir am Ohr kratzte. Anfangs nahm ich die Sache als Spielerei, fand aber bald, daß mir nichts Anderes übrig bleibe als Komödiant zu werden, und das geschah. Am andern Morgen zog ich mein geistliches Gewand aus. Durch das Lernen von Gebeten

war mein Gedächtniß stark geworden; ich lernte auch jetzt meine Rollen ganz leicht und wurde rasch ein guter Schauspieler. Wir gaben wohl ein Jahr lang Vorstellungen in der Provinz Sse tschuen; dann gingen die Komödianten nach Yün nan und ich wollte wieder einmal meine Heimat besuchen. Zwei volle Jahre lang blieb ich unterwegs, denn allenthalben sprach ich ein, und hatte als Taschenspieler einen hübschen Profit. Zu Lan tscheu hatte ich einen prächtigen Esel gekauft; auf ihm ritt ich, mit elf Unzen Silbers in der Tasche, als ich mein heimatliches Dorf wieder sah. Meine Landsleute waren von meiner Geschicklichkeit sehr entzückt, doch bin ich nicht lange mehr Taschenspieler gewesen, denn die Thränen meiner alten Mutter machten tiefen Eindruck auf mich. Ich sagte zu ihr: „In der heiligen Lehre steht geschrieben, es sei besser Vater und Mutter zu ehren als den Geistern des Himmels und der Erde zu dienen. Sag mir, Mutter, was ich thun soll; ich werde Dir gehorchen." Sie sagte, ich solle wieder geistlich werden. Da warf ich mich dreimal vor ihr nieder und sprach: „Wenn eine Mutter befiehlt, soll man ihr gehorchen; Achtung vor den Aeltern ist die Grundlage jeder guten Lehre." — Als ich euch die zehn großen Gebote Jehova's übersetzte, habe ich bemerkt, daß das vierte lautet: Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren. Dann nahm ich die geistliche Tracht wieder an, ging nach Kunbum, und bestrebe mich heilig zu werden." Bei diesen Worten hätten wir gern hellauf gelacht, bissen uns aber auf die Lippen. Wir konnten uns nun seine Vorliebe für allerlei chinesische Gebräuche und Sitten erklären. Tsong Kaba's Gebote untersagen den Lamas den Genuß des Knoblauchs, des Branntweins und des Tabakrauchens *). Knoblauch soll man nicht essen weil es unpassend erscheint mit unreinem Athem vor dem Bilde Buddha's zu liegen und den Geruch des Weihrauchs zu verpesten; Branntwein erregt Leidenschaften und stört den Gebrauch der Vernunft; Tabakrauchen erzeugt Faulheit und raubt eine kostbare Zeit, die man besser zum Beten verwendet. Nichtsdestoweniger rauchen viele Lamas Tabak, betrinken sich und machen

---

*) Tsong Kaba lebte im vierzehnten Jahrhundert. Er selber kann also den Tabak nicht verboten haben, denn dieser ist wie nach Europa so auch nach Ostasien erst nach der Entdeckung Amerika's gekommen. Er war vor Columbus nur auf der westlichen Erdhälfte bekannt. Ich weiß wohl, daß einige Sinologen behaupten, der Gebrauch des Tabaks reiche in China ins hohe Alterthum hinauf; aber sie bringen eben nur Behauptungen, nicht Beweise. Die Lamahierarchie hat den Genuß des Tabaks den Geistlichen untersagt, weil er ein Reizmittel ist, und gewiß nicht früher als im sechzehnten Jahrhundert. A.

Gerstenmehl durch Knoblauch schmackhaft; aber sie müssen es heimlich thun, weil die Polizei nichts davon erfahren darf. In Kunbum war Sandara Unterhändler für chinesische Hausirer, welche verbotene Waaren einschwärzten.

Einige Tage nach dem Blumenfeste nahmen wir das Studium der thibetanischen Sprache wieder eifrig auf, und übersetzten einen Abriß der heiligen Geschichte bis auf die Zeit der Apostel. Wir überzeugten uns, daß Sandara uns mit seiner Scheinfrömmigkeit, mit dem Kreuzschlagen ꝛc. wodurch er zu Tang keu eül uns erbaut, nur Komödie getrieben hatte; er rühmte sich seines Unglaubens; in seinen Augen war jede Religion ein sinnreiches Mittel wodurch die klugen Leute den Dummkopf ausbeuten können, und Tugend galt ihm für einen hohlen Begriff. Mit anderen Lamas sprach er viel von unseren Glaubenslehren, und man wurde bald auf uns beide Jehova-Lamas aufmerksam. Ohnehin warfen wir uns nie vor Buddha nieder, beteten täglich dreimal, aber nicht thibetanisch, redeten untereinander eine Sprache die kein Anderer verstand, und konnten doch auch mongolisch, thibetanisch und chinesisch uns ausdrücken. Nun erhielten wir oft Besuche, und allemal kam das Gespräch auf religiöse Gegenstände. Aber von allen Lamas die wir kennen lernten, war keiner von dem ungläubigen Schlage Sandara's; wir fanden sie alle voll guten Glaubens und von aufrichtiger Religiosität; manche waren sogar eifrig bemüht, die Grundlehren des Christenthums kennen zu lernen. Dabei verfuhren wir historisch, um alle Streitpunkte bei Seite zu lassen. Wir haben auf unseren langen und weiten Reisen uns überzeugt, und namentlich zu Kunbum die feste Ansicht gewonnen, daß man auf dem Wege der Controverse den Nichtchristen schwerlich beikommen wird; man muß sie unterrichten und belehren.

Die vielen Besuche welche wir von Lamas erhielten und ihre günstige Stimmung für das Christenthum, verdrossen unserm Sandara, und es war kaum noch mit ihm auszukommen. Wir nahmen daher unsere Zuflucht zu unserm Nachbar dem jungen Mediciner, der sehr gutmüthig war und auch einigermaßen thibetanisch verstand. Er war aber von unentschiedenem Charakter, wollte mit dem Buddhismus nicht völlig brechen, betete bald zu Tsong Kaba bald zu Jehova, und forderte uns auf seine religiösen Gebräuche mitzumachen. Seine Zumuthungen waren seltsam genug; insbesondere hätte er uns gern bewogen, bei der „Andacht zum Besten der Reisenden in aller Welt“ theilzunehmen. Viele Reisende, so erläuterte er, wandeln auf mühseligen Pfaden, namentlich

auch Pilger und heilige Lamas; sie können vor Ermattung nicht weiter, dann schicken wir ihnen Pferde von Papier zu Hilfe. — Er ging in seine Zelle und holte einige Papierstückchen, die er uns zeigte; auf jedem stand das Bild eines gesattelten Rosses in vollem Laufe. „Diese schicken wir den Reisenden" sprach der Mediciner; „morgen gehen wir auf einen hohen Berg dreißig Li (drei Wegstunden) von hier, beten und besorgen die Pferde, und zwar in der Weise, daß wir ein Päckchen davon in die Lüfte werfen. Der Wind treibt sie fort, durch Buddha's Macht werden sie in lebendige Rosse verwandelt, und der Reisende kann sich hinaufsetzen." Unser guter Nachbar nahm die Sache ernsthaft, arbeitete die Nacht hindurch, um möglichst viele Pferde anzufertigen, und ging am andern Morgen mit einigen Lamas fort, trotz des abscheulichen Schneewetters. Am Abend kam er halb erstarrt zurück, aber hoch erfreut, daß der Sturm seine Papierpferde in alle Welt hinaus gejagt hatte. Der fünfundzwanzigste Tag eines jeden Monats ist für diese fromme Handlung bestimmt; es steht aber Jedem frei ob er für die Reisenden in erwähnter Weise sorgen will oder nicht. Bei einer andern Feier jedoch, die am achtundzwanzigsten stattfindet, muß sich jeder Lama betheiligen. Unser Mediciner prophezeite uns eine unruhige Nacht, und so kam es auch, denn wir wurden schon sehr früh gestört. Es war uns als ob hoch in den Lüften eine große Menschenmenge ihre Stimmen erhebe. Diese wurden nach und nach stärker und deutlicher. Wir kleideten uns rasch an und traten in den Hof, wo der alte Akayeh saß, und den Rosenkranz betete. Er sagte, wir möchten nur auf das Dach steigen; wir thaten es und waren in hohem Grade überrascht. Auf allen Häusern brannten rothe Laternen an hohen Stangen; alle Lamas hatten ihren Festmantel angethan, die gelbe Mütze auf dem Kopf, saßen auf den Dächern, und sangen Gebete, langsam und nicht sehr laut. Auf unserm Dache fanden wir den Stotterer, den Kitat-Lama und seinen Schabi sehr eifrig am Werke. Die unzähligen Laternen mit ihrem rothen, phantastisch flimmernden Lichte, das Concert von viertausend geistlichen Stimmen die sich auf den Dächern hören ließen, dazu Trompeten- und Seemuscheltöne, — das Alles machte einen wunderbaren und mächtig ergreifenden Eindruck. Akayeh setzte uns auseinander, daß durch diese Gebete die bösen Geister verscheucht werden sollen. „In alten Zeiten haben sie das Land schwer heimgesucht, Menschen und Thiere krank gemacht, den Kühen die Milch verdorben, sind sogar in die Zellen der Lamas gedrungen und haben den Gesang im Tempel verwirrt. Nachts kamen sie in großer Menge nach der Thalschlucht, hielten Versammlungen

und schrieen und stöhnten so seltsam, daß kein Mensch es ihnen nachthun konnte. Da hat ein frommer Lama diese Nachtgebete erfunden und seitdem haben die bösen Geister nichts mehr von sich hören lassen, und wenn ja noch einer kommt, so richtet er doch kein großes Unheil an, und einem guten Lama kann er ohnehin nichts anhaben.“ Plötzlich verstummte der Gesang auf den Dächern; aber gleich nachher wurden Trompeten geblasen; die Glocken ertönten, der Schall der Seemuschel wurde lang gezogen, man schlug den Wirbel auf Trommeln, Alles in wirrem Durcheinander und in drei Absätzen. Dazu heulten die viertausend Lamas zumal wie wilde Thiere, und erhoben ein gräßliches Geschrei. Damit war die Feierlichkeit zu Ende, die Laternen wurden ausgelöscht und Alles war wieder still.

Unser Aufenthalt in Kunbum hatte nun schon über drei Monate gedauert. Die buddhistische Geistlichkeit war uns wohl gewogen und die Behörde zeigte uns Wohlwollen; aber wir verstießen gegen eine Vorschrift die streng beobachtet werden muß. Der Fremde welcher nur kurze Zeit in Kunbum sich aufhät, mag sich tragen wie ihm beliebt. Wer aber irgendwie mit dem Kloster in Verbindung steht, und längere Zeit im Orte bleiben will, muß die Kleidung der Lamas tragen, nämlich den rothen Rock, die kleine Dalmatica ohne Aermel, rothe Schärpe und gelbe Mütze. Auf diese Gleichkleidung wird scharf gehalten. Eines Tages schickte uns der Vorsteher, welcher auf Ordnung und Zucht zu halten hat, einen Boten, und forderte uns auf, die vorschriftmäßige Kleidung anzulegen. Wir sagten daß wir keine Buddhisten, also auch nicht verpflichtet seien das geistliche Gewand von Kunbum anzulegen; um aber allen Anstoß zu vermeiden, wollten wir das Kloster verlassen, im Fall man uns nicht etwa Dispens gewähren könne. Nach einigen Tagen kam Samdadschiemba mit den drei Kameelen von der Weide zurück, gerade zur erwünschten Zeit. Wir erhielten nämlich eine neue Aufforderung. Der Bote mußte uns erklären, daß eine Ausnahme nicht gestattet werden könne; es thue aber der Behörde leid, daß unsere „erhabene und heilige Religion“ uns verhindere, die vorgeschriebenen Kleider zu tragen. Man werde sehr gern sehen daß wir in der Nähe blieben, und lud uns ein nach Tschogortan zu gehen, wo wir uns kleiden möchten wie wir wollten. Wir hatten schon oft von diesem kleinen Klosterorte sprechen hören, der nur etwas über eine halbe Stunde von Kunbum entfernt ist und gleichsam als Sommeraufenthalt der medicinischen Facultät betrachtet werden kann, denn vor Anbeginn des Herbstes gehen sämmtliche Angehörige derselben auf einige Zeit dorthin, und sammeln auf den Bergen Arzneipflanzen. In den übrigen Monaten sind die

meisten Häuser unbewohnt; nur einige Lamas bleiben dort, um in ungestörter Einsamkeit ein beschauliches Leben zu führen; sie wohnen in Felsenzellen.

Uns kam die Einladung nach Tschogortan zu gehen sehr gelegen; denn die gute Jahreszeit nahte heran. Wir kauften eine Khata und eine Schüssel voll Rosinen, um sie dem Lama, welchem die Klosterverwaltung oblag, zu überreichen. Er nahm uns freundlich auf, und ließ eine Wohnung für uns einrichten, die wir bezogen, nachdem wir vorher dem alten Akayeh, dem Kitat-Lama und dem stotternden Mediciner einen Abschiedsthee gegeben hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Das Lamakloster Tschogortan. — Beschauliche Lamas. — Hirten-Lamas. — Buddhistische Grundlehren. — Verkündigung des Buddhacultus in China. — Die schwarzen Zelte. — Sitten und Gebräuche der Si fan. — Der Yak oder Grunzochs. — Angaben einer Lamachronik über den Ursprung der Völker. — Das Pflanzenreich. — Eintheilung der Archols. — Räubergeschichten. — Errichtung der Friedenspyramide. — Die thibetanischen Aerzte. — Abreise nach dem Ku-Ku-Noor.

Es war nun im Monat Mai, aber wir fanden an dem Bache im Thale von Tschogortan Eis, und noch war kein Grün zu sehen. Ein wohlbeleibter Lama führte uns in unsere Wohnung ein, in welcher noch am Tage vorher einige Kälber gehaust hatten. Uebrigens war uns das beste Zimmer gegeben worden, das überhaupt zur Verfügung stand. Tschogortan liegt sehr malerisch. Die Wohnungen der Lamas sind unten an einem hohen steilabfallenden Berge aufgeführt, und von alten Bäumen beschattet, in deren Zweigen Raben und Weihen nisten. An dem Bache haben die Lamas viele Dämme aufgeworfen, um den Tschukor, das heißt den Gebetmühlen Wasser zuzuführen. Weiter hinten im Thal und an den Hügeln haben die Si fan ihre Zelte aufgeschlagen; da und dort weiden Ziegen und Yaks. In dem steilen Berge wohnen an beinahe unzugänglichen Stellen fünf Lamas, welche sich völlig der Beschaulichkeit ergeben haben; einige leben in Höhlen, andere in hölzernen Zellen, die wie Schwalbennester am Berge hängen; man kann ohne Leitern nicht hinauf- oder herabkommen. Einer von diesen Eremiten hat sich völlig aus dem Leben zurückgezogen, und allen Verkehr mit der Außenwelt abgebro-

chen; er zieht seinen Bedarf von Lebensmitteln am Strick in die Höhe. Diese contemplativen Mönche wissen eigentlich nicht, warum sie ein beschauliches Leben führen; es geschehe, sagten sie uns, weil manche heilige Lamas vor ihnen dasselbe gethan. Uebrigens waren sie wackere, einfache und friedsame Menschen, welche ihre Zeit mit Beten hinbrachten und deren einzige Erholung im Schlafen bestand.

Andere Lamas besorgten das Hornvieh, fütterten einige zwanzig Ochsen, zogen Kälber auf, melkten die Kühe, butterten und machten Käse. Damit waren sie vollauf beschäftigt, zum Beten kamen sie wohl schwerlich, und Tsong Kaba's Namen hörten wir sie nur ausrufen, wenn die Ochsen unruhig oder Kälber fortgelaufen waren. Sie besuchten uns häufig, und betrachteten insbesondere unsere Bücher; wenn sie uns schreiben sahen vergaßen sie Ochsen und Kühe, verfolgten mit den Blicken den Lauf unserer Rabenfedern, und waren vor Erstaunen außer sich über unsere feinen Schriftzüge. Es gefiel uns über alles Erwarten in Tschogortan; wir waren vollkommen frei und hatten mit Sandara nichts mehr zu schaffen; im Thibetanischen konnten wir uns allein forthelfen, und übersetzten ein kleines Werk: „Die 42 Punkte der Unterweisung, welche Buddha gegeben hat." Wir besaßen eine prächtige Ausgabe in vier Sprachen, nämlich Thibetanisch, Mongolisch, Mandschu und Chinesisch. Die Lamas halten Schakya-Muni für den Verfasser. Das Buch enthält Lehren und Anweisungen zu einem tugendhaften Leben, und steht in großem Ansehen. Wir wollen einige Auszüge geben.

I. Buddha, das höchste der Wesen, sprach, als er seine Lehre offenbarte: „Es giebt zehn gute und zehn böse Handlungen für die Lebendigen. Von den zehn schlechten kommen drei auf den Körper, vier auf das Wort und drei auf den Willen. Die drei des Körpers sind: Mord, Diebstahl und unreine Handlungen. Die vier des Wortes sind: Reden welche Zwietracht stiften, beleidigende Flüche, unverschämte Lügen und Heuchelworte. Die drei des Willens sind: Neid, Zorn und böse Gedanken."

II. Buddha ꝛc. sprach: „Der böse Mensch welcher den guten Menschen verfolgt, gleicht dem Verrückten, der mit zurückgeworfenem Kopfe den Himmel anspeit, denn sein Auswurf trifft nicht den Himmel, sondern fällt auf ihn selbst zurück. Er gleicht auch dem, welcher gegen den Wind Staub auf die Menschen werfen will; der Staub beschmuzt den Menschen nicht, sondern fällt auf ihn zurück. Wer gute Menschen verfolgt, wird durch Unglück zu Grunde gehen."

III. Buddha ꝛc. sprach: „Unter dem Himmel giebt es zwanzig Sachen die schwer sind. 1. Arm und dürftig sein und doch Wohlthaten

erweisen, das ist schwer. 2. Reich sein, dabei hoch in Würden stehen, und doch die Lehre studiren, das ist schwer. 3. Sein Leben opfern und wahrhaftig sterben, das ist schwer. 4. Es dahin bringen daß man Buddha's Gebete sehen könne, das ist schwer. 5. So glücklich sein, in Buddha's Welt geboren zu werden, das ist schwer. 6. Ein Uebereinkommen mit der Wollust treffen und doch der Leidenschaften sich entledigen, das ist schwer. 7. Ein wünschenswerthes Ding sehen und nicht wünschen dasselbe zu besitzen, ist schwer. 8. Was Gewinn und Ehre bringt auszuschlagen, das ist schwer. 9. Sich über Beleidigungen nicht ärgern, das ist schwer. 10. Im Strudel der Geschäfte ruhig bleiben, ist schwer. 11. Viel studiren und viel ergründen, ist schwer. 12. Einen unwissenden Menschen nicht verachten, ist schwer. 13. Den Stolz aus seinem Herzen vertilgen, ist schwer. 14. Einen tugendhaften und geschickten Lehrer finden, ist schwer. 15. In die Geheimnisse der Natur eindringen und die Wissenschaft ergründen, ist schwer. 16. Beim Wohlergehn nicht stolz sein, ist schwer. 17. Sich von der Tugend entfernen und auf der Weisheit Bahn wandeln wollen, ist schwer. 18. Die Menschen dahin bringen, daß sie ihren Gewissen folgen, ist schwer. 19. Sein Herz immer in gleichmäßiger Bewegung zu halten, ist schwer. 20. Keine üble Nachrede führen, das ist schwer."

IV. „Der Mensch welcher Reichthum begehrt, ist wie ein Kind, das mit einer scharfen Messerspitze Honig essen will; es hat nur einen Augenblick die Süßigkeit gekostet, aber der Schmerz an der zerschnittenen Zunge dauert lange."

V. „Keine Leidenschaft ist heftiger als die Wollust! Nichts geht darüber. Zum Glück giebt es nur eine Leidenschaft dieser Art; denn gäbe es deren zwei, so wäre kein Mensch in der Welt, welcher der Wahrheit folgen könnte."

VI. Buddha sprach in Gegenwart aller Scharmanas*): „Laßt eure Augen nicht auf den Weibern ruhen! Wenn ihr ihnen begegnet, so muß es sein als sähet ihr sie nicht. Hütet euch davor mit Weibern zu reden. Sprecht ihr aber mit ihnen, so überwacht euer Herz. Eure Aufführung sei untadelhaft. Ihr müßt zu euch selber sagen: Wir sind Scharmanas, leben in dieser verderbten Welt, und müssen sein wie die Wasserlilie, die auch in schlammigem Wasser keinen Schmuz annimmt."

VII. „Ein Mensch der auf dem Wege der Tugend wandelt, muß die Leidenschaften betrachten wie ein feuerfangendes Gras gegenüber einem großen Brande. Wer die Tugend liebt, muß die Leidenschaften fliehen."

---

*) Scharmanas, im Sanskrit S'ra man'as, sind Geistliche in der lamaischen Hierarchie. Scharmana bedeutet einen Asceten der seine Sinnlichkeit bändigt.

VIII. Ein Scharmana sang Tag und Nacht Gebete. Einst aber war seine Stimme traurig und gedrückt, und er zeigte sich entmuthigt. Da ließ Buddha ihn vor sich kommen und sprach: „Was thatest Du, als Du noch bei Deiner Familie warst?" — „Ich spielte immer auf der Zither." — „Wenn aber die Saiten schlaff wurden, was geschah dann?" — „Sie gaben keinen Ton." — „Wenn sie zu straff gezogen waren, was geschah dann?" — „Die Töne waren unrein." — „Wenn aber die Saiten die richtige Spannung hatten, was geschah dann?" — „Alle Töne paßten harmonisch zu einander." — Da sprach Buddha: „Ganz so verhält es sich mit dem Studium der Lehre. Sobald Du Herrschaft über Dein Herz gewonnen und dessen Bewegungen durch Maß und Harmonie geregelt hast, dann wird es auch die Wahrheit sich aneignen."

IX. „Ein Scharmana der Tugend übt, muß verfahren wie der Grunzochse, der mit Gepäck beladen durch tiefen Schlamm geht. Er sieht weder zur Rechten noch zur Linken, sondern hofft bald aus dem Morast an einen Ruheplatz zu gelangen. Wenn der Scharmana weiß, daß die Leidenschaften schrecklicher sind als der Schlamm, und niemals seine Blicke von der Tugend abwendet, dann wird er sicherlich den Gipfel der Glückseligkeit erreichen."

An diesen Proben wird man Inhalt und Fassung des Werkes abnehmen können, das bei Bonzen und Lamas in Ansehen steht; es kam im Jahre 65 nach Christi Geburt aus Indien nach China, wo damals die buddhistische Lehre Ausbreitung gewann. Die chinesischen Annalen berichten darüber sehr ausführlich.

Samdadschiemba war in Tschogortan ein sehr nachlässiger Hirt, und ließ unser Vieh dermaßen verkommen, daß wir nothgedrungen waren, unsere Studien zu unterbrechen und selber Hirten zu werden. Dadurch kamen wir mit unseren nomadischen Nachbarn in Verkehr. Die Si fan oder Ostthibetaner sind nomadisirende Viehzüchter wie die Mongolen, wohnen aber nicht wie diese in Filzjurten, sondern unter sechseckigen Zelten aus schwarzer Leinwand, die im Innern weder Pfähle noch irgend eine andere Stütze haben. Die sechs Ecken des untern Theils nagelt man in den Boden; der obere Theil wird durch Seile ausgespannt, die in einiger Entfernung vom Zelte erst wagerecht auf langen Stangen ruhen, und dann auf der andern Seite dieser letztern an Ringen befestigt sind, die in der Erde haften. Solch ein schwarzes Zelt der thibetanischen Nomaden gleicht einer ungeheuren Spinne, die unbeweglich auf hohen dünnen Beinen steht, aber so daß der Leib sich auf die Erde stützt. Diese schwarzen Zelte sind bei weitem nicht so warm und dauerhaft wie die Jurten der Mongolen, sondern leicht wie ganz gewöhnliche Reisezelte, und sehr kalt.

Ein starker Wind reißt sie um. Andererseits erkennt man aber, daß die Si fan sich doch schon mehr dem seßhaften Leben nähern als die Mongolen. Sie umfriedigen den Platz, wo sie ihre Zeltlager aufschlagen, mit einer vier bis fünf Fuß hohen Mauer. In den Zelten haben sie geschmackvoll und fest gebaute Oefen, sind aber deswegen nicht solch einer Stätte besonders zugethan. Bei der geringsten Veranlassung oder auch aus Laune, schlagen sie das Zelt ab, reißen das Mauerwerk ein, und nehmen die Hauptsteine mit, die wie Hausgeräth betrachtet werden. Sie züchten Schafe, Ziegen und Yaks, ihre Pferdezucht ist nicht so ausgedehnt wie jene der Mongolen, aber ihre Rosse sind stärker und auch hübscher gebaut. Die Kameele welche man in ihrem Lande etwa antrifft, gehören Mongolen.

Der langhaarige Ochs, Bos grunniens, Linn. heißt bei den Chinesen Tschang mao niéu, bei den Thibetanern Yak, bei den Mongolen Sarligue. Sein Gebrüll gleicht in gewisser Hinsicht dem Grunzen des Schweines, ist aber weit stärker und länger gezogen. Er ist untersetzt, gedrungen und nicht so groß wie der gewöhnliche Ochs; sein Haar ist fein, lang und glänzend, und hängt vom Bauche bis beinahe zur Erde herab. Seine Füße sind dünn und eingebogen, wie bei den Ziegen; deshalb klettert er gern bergauf und steht auch über Abgründen sicher. Wenn er sich recht behaglich fühlt bewegt er den Schweif, der am Ende einen dicken federbuschartigen Büschel hat*). Fleisch und Milch sind vortrefflich, und seine Butter ist über alles Lob erhaben. Die Behauptung Malte Brun's, daß die Yakmilch nach Talg schmecke, ist durchaus falsch. Wir bemerkten unter dem Vieh der Si fan auch einiges Rindvieh von dem gewöhnlichen europäischen Schlage; es ist aber schwächlich und sieht nicht gut aus. Die Kälber von einem gelben Bullen und einer Yakkuh nennt man Karba; sie sind aber selten recht lebenskräftig. Die Yakkühe sind unruhig und lassen sich nur schwer melken; wenn man sie still haben will, muß man ihnen ein Kalb anlegen. Einst klagte uns ein Lama, daß eine seiner Kühe in der Nacht gekalbt habe, das Karba sei aber sogleich gestorben. Er zog ihm die Haut ab und stopfte diese mit Stroh aus, und diese wunderliche Puppe sah genau wie ein Kopfkissen aus. Er nahm sie unter den Arm, legte sie vor der Yakkuh hin, und diese ließ sich nun ruhig melken; ja bald fing sie an die ausgestopfte Haut zärtlich zu lecken. Das ging mehrere Tage fort, bis endlich die Mutter dem Kinde zufällig den

*) Er wird im Orient als Fliegenwedel und auch als Zierrath benützt; in Persien und der Türkei theuer bezahlt, wo er eine Auszeichnung für höhere Beamte bildet; die sogenannten Roßschweife der Pascha's sind Yakschweife. A.

Bauch aufschlitzte. Mit aller Gemüthlichkeit fraß sie dann das Stroh bis zum letzten Halm auf.

Man unterscheidet die Si fan leicht von den Mongolen. Sie haben weit ausdrucks-vollere durchaus nicht so breite Gesichtszüge, und weit mehr Energie des Charakters, auch ist ihr Gang und ihre Haltung nicht so schwerfällig als jene der Mongolen. In ihren Lagerplätzen herrscht Munterkeit, es wird gesungen und gelacht, dabei sind sie kriegerisch, streitbar und von ungebändigtem Muthe. Vor den chinesischen Behörden haben sie nicht den allergeringsten Respect; sie stehen zwar auf der Liste der tributpflichtigen Völker, verweigern aber hartnäckig dem Kaiser Tribut und Gehorsam. Manche Si fan-Stämme dehnen ihre Raubzüge bis über die chinesische Grenze hin aus, aber kein Mandarin wagt mit ihnen handgemein zu werden. Die Si fan sind gute Reiter, aber doch nicht so gewandt auf dem Pferde wie die Mongolen. Sie spinnen Kuhhaar und Schafwolle, und weben grobe Zeuge. Wenn sie im Zelt um den großen Theekessel herum sitzen, findet man sie redselig; sie erzählen gern Lamahistörchen und Räubergeschichten, und haben einen reichen Schatz von Anekdoten und Sagen.

Als eines Tages unsere Kameele tief hinten im Thale ruhig am dornigen Gesträuche nagten, erhob sich ein starker Nordwind. Wir fanden in einem kleinen Zelt Unterkommen. Ein alter Mann war eben damit beschäftigt Argols in Brand und Flamme zu bringen. Wir nahmen Platz auf einer Yakhaut; der Alte schlug die Beine übereinander und reichte uns die Hand. Darauf boten wir ihm unsere Theenäpfe dar, die er mit Thee füllte; dazu sprach er: „Temu schi“, trinkt in Frieden, und sah uns dann erst scharf an; er schien etwas beklommen zu sein. Wir sagten: „Aka (Bruder), wir sitzen zum ersten Male in Deinem Zelte.“ — Er antwortete: „Ich bin alt, meine Beine wollen mich nicht mehr tragen, sonst wäre ich nach Tschogortan gekommen, um euch eine Khata zu überreichen. Ich habe von den Hirten vernommen, daß ihr unter dem westlichen Himmel zu Hause gehört. Seid ihr aus dem Lande der Samba oder der Poba:“ — „Aus keinem von beiden, sondern aus dem Lande der Franzosen.“ — „Ah, ihr seid Framba? Davon habe ich noch nichts gehört. Das Westland ist so groß, und hat gar so viele Reiche! Doch das thut nichts, wir gehören allesammt einer Familie an; meint ihr nicht?“ — „Ja wohl, alle Menschen sind Brüder, einerlei wo sie wohnen.“ — „Freilich; doch giebt es unter dem Himmel drei große Familien; wir Menschen im Abendlande gehören alle zur thibetanischen Familie; das wollte ich nur sagen.“ — „Aka, weißt Du vielleicht, woher diese drei

großen Familien stammen?" — „Lamas, die von alten Dingen viel wissen, haben mir erzählt, daß im Anfang auf der Erde nur ein einziger Mensch lebte; der hatte weder Haus noch Zelt, denn damals war der Winter nicht kalt und der Sommer nicht heiß; der Wind stürmte nicht, auch fiel kein Regen und kein Schnee, der Thee wuchs wild auf den Bergen und keine Heerde hatte etwas von wilden Thieren zu befahren. Jener Mensch hatte drei Kinder, die lange bei ihm lebten, und Milch und Früchte aßen. Da starb der Mann; er war sehr alt geworden. Die Kinder beriethen, was mit der Leiche des Vaters zu machen sei, konnten aber nicht einig darüber werden. Der eine wollte ihn in einem Sarge begraben, der andere ihn verbrennen, der dritte ihn auf dem Gipfel eines Berges aussetzen. Endlich beschlossen sie, den Leib in drei Theile zu theilen; jeder sollte ein Stück nehmen und dann wollten sie sich trennen. Bei der Theilung bekam der Aelteste Kopf und Arme; von ihm stammt die chinesische Familie ab. Deshalb sind seine Nachkommen in Kunst und Gewerbe so berühmt geworden, sind auch kluge Leute, verschmitzt und können allerlei Ränke schmieden. Der jüngere Sohn bekam die Brust, er ist Stammvater der thibetanischen Familie, darum haben die Thibetaner so viel Herz und Muth, fürchten den Tod nicht, und bleiben ungebändigt. Der dritte Sohn bekam die unteren Körpertheile; von ihm stammen die mongolischen Völker. Ihr seid lange in den östlichen Steppen umhergereist, und müßt sagen, daß die Mongolen einfältig und furchtsam sind, daß sie keinen Kopf und kein Herz haben; ihre Haupteigenschaft besteht darin, daß sie fest in den Bügeln stehen und sicher im Sattel sitzen. Nun wißt ihr, weshalb die Mongolen gute Reiter, die Thibetaner gute Krieger, und die Chinesen gute Kaufleute sind." Wir erzählten dem Greise als Gegenstück von Adam, der großen Fluth, Noah und seinen drei Söhnen rc., worüber er sehr erstaunt war. Er mochte wohl noch nie geahnt haben, daß die Erde so groß sei.

In Bezug auf unsere Küchenvorräthe blieb in Tschogortan nichts zu wünschen übrig, wir hatten Milch, Butter, und Käse vollauf, und obendrein noch Fleisch, seit wir mit einem Jäger bekannt geworden waren, und ihm gesagt hatten, die Guscho, (mit diesem Ehrennamen belegt man in Thibet die Lamas,) unter dem westlichen Himmel dürften Hasen und anderes Wildpret genießen. Er schenkte uns einen Hasen, zum Schrecken eines Lama, der den Jäger verwünschte, als er „schwarzes Fleisch" bei uns sah. Wir setzten dem Lama auseinander daß man eben sowohl Wildpret als anderes Fleisch essen dürfe, ohne an Heiligkeit einzubüßen, und der Jäger triumphirte. Ein Lama der Hasen-

fleisch genösse, würde ohne Weiteres aus dem Kloster gejagt werden. Wir sollten an jedem Morgen einen Hasen bekommen, und dafür vierzig Sapeken bezahlen. Diese vortreffliche Fleischnahrung kostete weit weniger als das unschmackhafte Gerstenmehl. Auch ein Reh kauften wir für dreihundert Sapeken, das heißt etwa zehn Groschen, und alle Tage rauchte unser Schornstein. Auch wilde Gemüse fanden wir. Sobald im Frühjahr das Grün hervorsprießt, braucht man nur einen Finger tief zu graben, und findet dann in großer Menge kriechende Wurzeln, die lang und dünn sind wie Queckenwurzeln; an ihnen gewahrt man eine große Menge knolliger Auswüchse, die sehr viel außerordentlich süßes und mehlartiges Mark enthalten. Wenn man sie sorgfältig abgewaschen und mit Butter gekocht hat, geben sie eine ganz vortreffliche Speise. Ein zweites nicht minder gutes Gericht gab uns eine in Frankreich sehr verbreitete, aber noch nicht nach Verdienst geschätzte Pflanze; wir meinen das Farrenkraut. Man muß es pflücken wenn es noch ganz zart ist, und die Blätter noch zusammengerollt sind; in Wasser gekocht geben sie dann eine Speise die wie Spargel schmeckt. Auch die gemeine Brennnessel ist so viel werth wie der Spinat, und hat einen vortrefflichen Geschmack. Einen Monat hindurch hatten wir Ueberfluß an diesen zarten Speisen; als die Jahreszeit weiter vorrückte, fanden wir auf den Bergen duftige Erdbeeren und im Thale weiße Champignons. Doch dauert in jenem Lande die Kälte bis tief ins Jahr hinein, und die Vegetation keimt nur langsam und spät. Noch im Juni fällt Schnee, und der Wind bläst so scharf, daß man den Schafpelz nicht ablegen darf. Anfangs Juli tritt große Hitze ein, der Regen fällt in Strömen, und wenn die Sonne durch das Gewölk hervorbricht steigt heißer Dampf aus dem Erdboden. Man sieht ihn Anfangs an den Hügeln und in den Thälern entlang ziehen, nachher verdichtet er sich, schwebt über dem Boden, und wird so dick, daß er die Tageshelle beeinträchtigt. Wenn er in solcher Menge in die Luft emporgestiegen ist, daß er Wolken bildet, erhebt sich ein Südwind und es erfolgen wieder Regengüsse. Nachher klärt sich der Himmel abermals auf, und wieder steigen Dünste aus der Erde auf. Diese Lufterscheinungen halten etwa vierzehn Tage lang an, und während dieser ganzen Zeit ist der Boden gleichsam in Gährung; die Thiere liegen still, die Menschen fühlen im ganzen Körper ein schwer zu beschreibendes Uebelbefinden. Bei den Si fan heißen diese zwei Wochen die Zeit der Erddämpfe. Gleich nachdem sie vorübergegangen, wächst Alles man möchte sagen handgreiflich rasch, Berg und Thal prangen im schönsten Grün und sind mit Blumen übersäet.

Auch unsere Kameele wurden wie neugeboren; das alte Haar fiel ab und sie sahen nun entsetzlich häßlich aus. Im Schatten zitterten sie an allen Gliedern, und Nachts mußten wir ihnen Filzdecken überwerfen. Nach vier Tagen erschien das junge Haar; es waren feinwollige rothbraune Dunen, und nun sahen die sonst ungeschlachten Thiere sehr hübsch aus; nach vierzehn Tagen waren sie wieder völlig bekleidet, und thaten sich auf den fetten Weiden so gütlich, daß sie ein sehr stattliches Ansehen bekamen; ohnehin gaben wir ihnen täglich Salz. Das abgefallene Kameelhaar vertauschten wir zur einen Hälfte gegen Gerstenmehl, die andere Hälfte verspannen wir zu Stricken. Ein Lama machte uns darauf aufmerksam, daß wir auf der langen Reise nach Thibet dergleichen nöthig haben würden, und gab uns gern die erforderliche Anweisung. Samdadschiemba lachte, half uns aber nicht, bis wir ihm gesagt hatten, daß Paulus nicht blos Apostel, sondern auch Lederbereiter gewesen sei. Nun spann er vortrefflich, und machte sehr gute Zäume und Halfter.

Während der Sommerzeit kamen sehr viele Spaziergänger aus Kunbum nach Tschogortan, wir erhielten zahlreichen Besuch. Insbesondere kamen viele mongolische Lamas und schlugen ihre kleinen Zelte theils am Bache, theils an den Hügeln auf. Dort verlebten sie einige Tage in voller Unabhängigkeit und heimatlicher Art, fern vom Zwange der Klosterregeln; sie waren wie Nomaden in der Steppe, spielten und liefen umher wie Kinder und hielten mongolische Wettkämpfe im Ringen. Der Steppencharakter trat so stark hervor, daß ihnen sogar das Zelt zu fest stand, denn sie brachen es täglich mehrmals ab, um es an anderen Stellen wieder aufzuschlagen. Manchmal ließen sie es ganz leer stehen, beluden sich mit Kesseln und Wassereimern, gingen unter lautem Gesang fort, erstiegen hohe Berge, kochten Thee und kamen erst am späten Abend zurück. Nach Tschogortan kam noch eine andere Classe von Lamas, in der Regel schon vor Tagesanbruch. Sie trugen einen aus Weiden geflochtenen Korb auf dem Rücken, und suchten nicht etwa Erdbeeren oder Champignons, sondern Dünger von den Heerden der Si fan. Wir pflegten sie Mistkäfer- oder Argol-Lamas zu nennen, nach dem mongolischen Worte Argol; damit wird der Viehmist bezeichnet, wenn er getrocknet ist und verbrannt werden kann. Die Lamas welche sich mit dem Einsammeln der Argols abgeben, sind in der Regel Leute welche ein Umherschweifen in Thälern und Ebenen oder auf den Bergen dem Studium vorziehen. Sie theilen sich in Compagnien und arbeiten unter Leitung eines Vorstehers. Gegen Abend bringt jeder Sammler die Ausbeute seiner Tagesarbeit in die allgemeine

Niederlage, die an einem Bergabhange oder in einem Thale gelegen ist. Dort wird der Urstoff gründlich zerknetet, dann zu kuchenförmigen Stücken geformt, nachher getrocknet und aufeinandergestapelt, so daß er hohe Haufen bildet. Diese bedeckt man mit einer starken Lage von Dünger, und so bleiben sie vor dem Regen geschützt. Im Winter bringt man diese Vorräthe nach Kunbum und verkauft sie.

In der Mongolei, wo kein Ueberfluß an Feurungsstoffen vorhanden ist, weiß man die Argols in ihrer vollen Bedeutung zu schätzen, und je nach ihrer verschiedenen Brauchbarkeit zu classificiren. Es giebt nämlich vier große Abtheilungen. In erster Classe stehen die Argols von Ziegen und Schafen; sie enthalten eine beträchtliche Menge zähen Stoffes, und geben einen in der That erstaunlich hohen Grad von Hitze. Die Thibetaner und Mongolen bedienen sich dieser Argols zur Metallbereitung; eine Eisenstange wird in einem solchen Feuer binnen kurzer Zeit rothglühend. Der getrocknete Mist von Schafen und Ziegen läßt nach der Verbrennung einen glasigen durchsichtigen Stoff zurück; dieser ist grünlich und dünn, zerbricht wie Glas und hat etwas Bimssteinartiges; wenn nicht fremdartige Bestandtheile hinzugekommen sind, enthält er keine Asche. In zweiter Classe stehen die Argols von Kameelen; sie brennen leicht und geben eine helle Flamme, aber keine so starke Hitze wie jene, weil sie nicht so viel zähen kleberigen Stoff enthalten. Die dritte Classe bildet der Kuhdünger, der sehr leicht brennt, wenn er recht trocken ist; er giebt auch nicht viel Rauch, und bildet den Hauptfeurungsstoff in der Mongolei und Thibet. Der Pferdemist steht erst in der vierten Classe. Er kommt von nicht wiederkäuenden Thieren, enthält daher noch viele Strohtheile, giebt dicken Rauch und brennt rasch weg; gerade deshalb eignet er sich zum Anmachen eines Feuers.

Die Bewohner des Thales von Tschogortan lebten scheinbar in tiefer Ruhe, in der That aber in steter Furcht vor Räubern, die im Jahre 1842 große Verwüstungen angerichtet hatten. Sie überfielen das Land als man sie weit entfernt glaubte, schossen mit Luntenflinten, und trieben das Vieh weg, als die solcher Uebermacht gegenüber wehrlosen Hirten geflohen waren. Die Räuber steckten alle Zelte in Brand, pferchten die erbeuteten Thiere ein, und statteten auch dem Kloster einen Besuch ab. Alle Lamas waren verschwunden; nur die Beschaulichen in ihren Felsenhöhlen blieben. Bildnisse Buddha's wurden in's Feuer geworfen, die Dämme durchstochen, die Tschukor oder Gebetmühlen zerschlagen. Noch drei Jahre nachher sah man die Spuren der Verwüstung, und der Buddhatempel am

Fuße des Berges war noch nicht wieder aufgebaut. Als die Nachricht von diesen Unthaten nach Kunbum gelangte entstand in dieser Klosterstadt eine gewaltige Aufregung; die Lamas schrien hellauf und bewaffneten sich und eilten nach Tschogortan. Sie kamen aber zu spät, die Räuber waren verschwunden und hatten die Heerden der Si fan fortgetrieben. Seitdem waren die Hirten immer auf der Hut, hatten sich bewaffnet und schickten alltäglich Späher aus. Als wir im Augustmonate in aller Gemüthsruhe Seile aus Kameelhaar drehten, ging plötzlich die Rede, daß demnächst ein Besuch der Räuber zu erwarten sei, und man wußte viel von weggetriebenen Heerden und eingeäscherten Zelten zu berichten. Die Klosterverwaltung sah sich gemüßigt, einen Oberlama mit zwanzig Studiosen aus der Facultät des Gebetes nach Tschogortan zu beordern um dort im Nothfall Unheil abzuwenden. Sie kamen, riefen die Hirten zusammen, und sagten, daß sie ferner nicht mehr in Angst schweben sollten. Am andern Tage erstiegen sie einen hohen Berg, schlugen Reisezelte auf, beteten und machten Musik, setzten das zwei Tage lang fort, sprachen Bannformeln, und errichteten eine kleine Pyramyde, welche weiß angestrichen wurde. Auf derselben flatterte an einer Stange ein Fähnchen mit thibetanischer Inschrift. Nachdem die „Friedenspyramide“ vollendet war, brachen die Lamas ihre Zelte ab und gingen wieder nach Kunbum, fest überzeugt, daß nun die Räuber nichts ausrichten könnten. Die Hirten waren anderer Meinung und zogen mit Sack und Pack ab. Wir aber blieben an Ort und Stelle; denn nach dem Abzuge der Heerden waren wir gewiß sicher vor einem räuberischen Ueberfall.

Bald aber wurde Tschogortan wieder sehr belebt, denn im September kamen die Mediciner, um zu botanisiren; sie wohnten theils in den verfügbaren Zimmern, theils unter Zelten, welche sie im Schatten der Klosterbäume aufschlugen. An jedem Morgen beteten sie gemeinschaftlich, tranken Thee, aßen Gerstenmehl, schürzten ihre Röcke auf, und gingen dann unter Anleitung der Professoren in's Gebirge. Sie trugen eisenbeschlagene Stöcke und eine kleine Hacke; am Gürtel hing ein Lederbeutel mit Mehl; einige hatten auch Kessel, denn allemal dauerte die Excursion bis zum Abend. Dann kamen alle schwer mit Wurzeln, Zweigen und Kräutern beladen wieder an, und hatten sich manchmal der nach aromatischen Gebirgspflanzen sehr lüsternen Kameele zu erwehren. Dieses Botanisiren dauerte etwa acht Tage; an fünf weiteren Tagen wurde ausgesucht und classificirt. Am vierzehnten Tage bekam jeder Student ein kleines Herbarium; der bei weitem größte Theil der gesammelten Pflanzen blieb

Eigenthum der medicinischen Facultät. Der fünfzehnte Tag wurde feierlich begangen; es gab Thee mit Milch und Gerstenmehl, in Butter gebackene Kuchen und Schöpsenfleisch. Die bei Tschogortan gesammelten Arzeneien werden der allgemeinen Apotheke zu Kunbum verabfolgt, dort an einem gelinden Feuer getrocknet, gepulvert, und in kleinen Gaben in rothes Papier verpackt, das eine thibetanische Aufschrift trägt. Die Pilger bezahlen diese Heilmittel sehr theuer, jeder Mongole versorgt sich damit; denn er setzt in Alles was von Kunbum kommt ein blindes Vertrauen. Er hat freilich in seinen Steppen und Gebirgen ganz dieselben Kräuter, aber was wollen die gegen solche bedeuten, welche im Lande Tsong Kaba's wachsen?

Die thibetanischen Aerzte sind bloße Empiriker. Der menschliche Körper hat vierhundertvierzig Krankheiten, nicht mehr und nicht weniger. Die Bücher welche der Student auswendig lernen muß, handeln von diesen Krankheiten, und den gegen sie anzuwendenden Mitteln. Ihr Inhalt ist oft dunkel; sie enthalten viele besondere Recepte. Die Lamas haben keine solche Abneigung gegen den Aderlaß wie die chinesischen Aerzte, sondern wenden ihn häufig an, und setzen auch Schröpfköpfe; letztere in der Weise daß sie erst die Haut ein wenig schaben, und dann Ochsenhörner aufsetzen, die oben ein Loch haben. Durch dasselbe ziehen sie die Luft heraus und verstopfen es mit zerkautem Papier. Auf das Beschauen des Urins legen sie großen Werth, untersuchen die Färbung desselben, schlagen ihn mit einem Holzspatel, und halten das Wasser ans Ohr um zu hören wie es brause, denn ihnen zufolge „redet der Urin manchmal, und manchmal ist er stumm.“ Ein recht geschickter Arzt muß einen Kranken heilen können, ohne ihn gesehen zu haben, denn er richtet sich nach dem Urin. Auch abergläubige Gebräuche fehlen in der medicinischen Praxis nicht; doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Lamas eine Menge sehr werthvoller Recepte haben, welche durch vieljährige Erfahrung bewährt sind, und von welchen die europäische Arzneikunde wohl Nutzen ziehen könnte.

Gegen Ende Septembers vernahmen wir, die thibetanische Gesandtschaft sei von Peking in Tang keu eül angekommen, und werde einige Tage dort verweilen, um Vorräthe zu kaufen und die Karawane zur organisiren. Nun trafen auch wir in aller Eile unsere Vorkehrungen. Wir mußten uns in Kunbum auf vier Monate mit allem Nöthigen versorgen, denn unterwegs war nicht viel zu haben. Wir kauften fünf Stück Ziegelthee, zwei Schöpsenschläuche voll Butter, zwei Säcke Weizenmehl, und acht Säcke mit Tsamba, das heißt mit geröstetem Gerstenmehl;

es bildet die gewöhnliche, sehr unschmackhafte Nahrung der Thibetaner. In eine halbgefüllte Schaale heißen Thees schüttet man einige Hände voll Tsamba und rührt die Mischung mit dem Finger um. Dieser Teig ist weder warm noch kalt, nicht roh und doch nicht gekocht. Aber man kann eben ohne diese Tsamba in Thibet nicht reisen. Wohlmeinende Leute gaben uns den Rath auch Knoblauch mitzunehmen und alle Tage etwas davon zu genießen; es sei ein wirksames Mittel gegen die ungesunden pestartigen Dünste, die an manchen Stellen im Hochgebirge vorkommen. Wir thaten was sie sagten. Unsere Thiere waren im Thale von Tschogortan trefflich gediehen, insbesondere die Kameele, deren nun harte und feste Höcker emporstanden und von Fett strotzten. Wir mußten aber noch ein viertes Kameel und ein zweites Pferd anschaffen, und mietheten einen jungen Lama aus den Ratschikobergen; wir hatten ihn in Kunbum kennen gelernt, er hieß Scharadschambeül, und Samdadschiemba hatte es nun viel leichter. Nachdem wir viele Khata mit unseren Freunden ausgetauscht hatten, machten wir uns auf die Reise nach dem Blauen See, wo wir die Gesandtschaftskarawane erwarten wollten. Von Tschogortan dorthin hatten wir vier Tagereisen. Unterwegs liegt der kleine Klosterort Tansan, der höchstens zweihundert Lamas zählt, in einer entzückenden Gegend; er soll sehr wohlhabend sein, weil die Mongolenfürsten von Ku-Ku-Noor ihm alljährlich Geschenke machen. Hinter Tansan, das in einem bewaldeten Thalkessel steht, traten wir in eine weite Ebene ein, in welcher viele mongolische Zelte standen und zahlreiche Heerden auf der Weide waren. Wir trafen zwei Lamas die Butteralmosen einsammelten, dabei vor jedem Zelte dreimal auf einer Seemuschel bliesen und gar nicht vom Pferde stiegen. Je weiter wir kamen, um so flacher und fruchtbarer wurde das Land, und bald befanden wir uns auf den herrlichen Weiden von Ku-Ku-Noor, wo das Gras so kräftig wuchs, daß es unseren Kameelen bis an den Bauch reichte. In der Ferne erblickten wir einen langen Silberstreifen, den Blauen See, und noch vor Sonnenuntergang stand unser Zelt kaum hundert Schritte vom Ufer dieses großen Binnenwassers.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Ku-Ku-Noor. — Die Kolostämme. — Die große Karawane. — Uebergang über den Puhain Gol. — Die Mongolen von Tsaidam. — Ungesunde Dünste auf dem Burhan Bota. — Besteigung der Berge Schüga und Bayen Kharat. — Wilde Ochsen. — Kälte und Räuber. — Die Hochebene von Tant La. — Mineralquellen. — Wüstenbrand. — Das Dorf Na Ptschu. — Die Ebene am Pampu. — Ankunft in Lha-Ssa.

Der Blaue See, mongolisch Ku-Ku-Noor, thibetanisch Tsot ngon po, hieß früher bei den Chinesen Si haï, das westliche Meer; jetzt nennen sie ihn Tsing haï oder das Blaue Meer. Er bildet ein mächtiges Wasserbecken von mehr als einhundert Stunden im Umfang. Er hat bittersalziges Wasser wie der Ocean und eine periodische Ebbe und Flut. Man spürt den Meeresgeruch schon in weiter Entfernung. Im westlichen Theile erhebt sich eine unbebaute felsige Insel, auf welcher etwa zwanzig beschauliche Lamas einen Tempel und neben demselben einige Wohnungen errichtet haben. Man kann sie nicht besuchen, denn auf dem See giebt es keine Schiffe; wenigstens haben wir dergleichen nicht bemerkt und die Mongolen versicherten, von ihnen beschäftige sich Keiner mit Fischfang. Im Winter ist aber die Eisdecke so fest, daß die Hirten nach der Insel hinüber pilgern können; dann werden die Beschaulichen mit Butter, Thee und Tsamba versorgt und schenken als Gegenleistung den Frommen ihren Segen.

Die Stämme von Ku-Ku-Noor zerfallen in neunundzwanzig Banner, die von drei Kiün Wang, zwei Beïle, zwei Beïsse, vier Kung und achtzehn Tsaï Tsi befehligt werden; alle diese Fürsten sind dem chinesischen Kaiser zinspflichtig. Sie machen in jedem zweiten Jahr eine Reise nach Peking, wohin sie als Tribut allerlei Pelzwerk und Goldstaub bringen, der aus dem Sande der Flüsse gewonnen wird. Die Ebenen am See sind fruchtbar und wohlbewässert, gewähren, obwohl baumlos, einen hübschen Anblick; das Gras wird ungemein hoch. Das ist recht eigentlich ein Land in welchem die Mongolen vorzugsweise gern Zelte aufschlagen, so lästig auch die Si fan-Räuber sind. Man weicht ihnen dadurch aus daß man die Lagerstellen häufig wechselt; im Nothfalle wird aber auch rüstiger Widerstand geleistet; denn diese Hirten sind tapfer, Tag und Nacht kampfbereit, und bewachen die Heerden zu Roß, mit der Lanze in der Hand, mit der Flinte im Bandelier und einem großen Säbel im

Gürtel. Die Räuber sind Si fan, Ostthibetaner, und ihre Heimat ist an den Bayen Kharat-Gebirgen, in der Quellgegend des Hoang Ho, wo man sie Kolo nennt. Sie hausen in schwer zugängigen Schluchten, welche durch wilde Bergströme und Abgründe gegen jeglichen Feind gesichert sind. Aus diesen dringen die Kolo in die Wüste hinaus um zu rauben. Sie sind Buddhisten, haben aber noch eine besondere „Gottheit des Raubes", der sie sehr andächtig ergeben sind, und ihre Lamas sind gehalten, eifrig für den günstigen Erfolg der Raubzüge zu beten. Die Mongolen sagen, es sei bei den Kolo gebräuchlich das Herz der Gefangenen zu essen, weil dadurch der Muth des Räubers gestärkt werde; auch werden ihnen noch manche andere Abscheulichkeiten nachgeredet.

Jeder Kolostamm hat seinen besondern Namen, und nur bei dieser Nomenclatur hörten wir von Khalmuken reden. Die sogenannte Khalmukei besteht nur in der Einbildung, und die Khalmuken spielen in Asien keineswegs dieselbe Rolle wie in manchen geographischen Werken. Wir haben lange reisen müssen, ehe uns auch nur der Name zu Ohren kam; und selbst in der „Khalmukei", weiß Niemand von ihnen. Wir trafen endlich einen Lama der lange in Ostthibet gewesen war; er sagte uns, daß dort ein kleiner Stamm Kolo-Khalmuki heiße. Eben so ist das Ku-Ku-Noorland auf unsern Charten viel zu umfangreich angegeben; denn trotz seiner neunundzwanzig Banner hat es nur einen geringen Umfang. Seine Grenzen sind im Norden Khilian Schan, im Süden der Gelbe Strom, im Osten die Provinz Kan Su und im Westen der Fluß Tsaïdam, wo dann ein anderes Land beginnt, das der Tsaïdam-Mongolen. Einer Sage zufolge lag in alter Zeit der Ku-Ku-Noor nicht an seiner gegenwärtigen Stelle, sondern in Thibet, und zwar da wo wir jetzt die heilige Stadt Lha Ssa finden. Einst floß die gewaltige Wassermenge von dort unter der Erde hinweg nach dem Becken, welches sie gegenwärtig ausfüllt. Und das geschah, wie die Ueberlieferung erzählt, also:

Die Thibetaner im Königreich Uï wollten mitten in ihrem Thal einen Felsentempel bauen, der auch schnell fertig wurde, dann aber zusammenstürzte, ohne daß man sich die Ursache erklären konnte. Im nächsten Jahre wiederholte sich ganz derselbe Fall auf derselben Stelle, und als man im dritten Jahre noch einmal den Bau versuchte, war es nicht anders. Die Leute kamen in Verzweiflung und wollten nicht zum vierten Male den Versuch wagen. Der König befragt eeinen berühmten Wahrsager; dieser hatte zwar nicht selber den Schlüssel zum Geheimniß, erklärte aber daß ein großer Heiliger im Osten denselben besitze. Wenn er reden wolle

sei weiter keine Gefahr mehr zu besorgen. Aber wer der Heilige war und wo er lebte, das wußte der Wahrsager nicht zu vermelden. Ein muthiger und kluger Lama machte sich auf um ihn zu suchen, und durchreiste alle Lande im Osten von Uï. Nach langen vergeblichen Bemühungen riß ihm in der großen Ebene zwischen China und Thibet der Sattelgurt, und er fiel vom Pferde. An einem kleinen Teiche stand ein armseliges Zelt; dorthin ging der Lama um den Schaden auszubessern, und fand einen Greis in eifrigem Gebet. „Bruder," sprach der Reisende, „in Deinem Zelte möge immer Frieden wohnen." — Der Alte entgegnete ohne sich zu regen: „Setze Dich an meinen Heerd, Bruder." Der Lama äußerte sein Bedauern darüber, daß der Greis blind sei, worauf dieser bemerkte, daß er seinen Trost im Gebet finde. „Ich bin ein armer Lama aus dem Osten," sprach der Lama, habe gelobt alle Tempel in den mongolischen Landen zu besuchen, und mich vor den Heiligen niederzuwerfen. Da ist mir nun mein Sattelgurt gerissen, und ich möchte hier den Schaden ausbessern." — „Meine Augen sind erblindet, ich kann Dir nicht an die Hand gehen, aber Du wirst alles Nöthige hier im Zelte finden. O, Lama aus dem Osten, wie bist Du zu preisen, daß Du unsere geheiligten Tempel besuchen kannst. Die prächtigsten sind im Lande der Mongolen, die Poba (Thibetaner) werden niemals dergleichen haben. Vergeblich mühen sie sich ab, schöne Tempel in ihrem Thale zu erbauen, denn die Grundlagen werden allemal von einem unterirdischen See zerstört, dessen Dasein sie nicht ahnen. Ich sage das, weil Du ein mongolischer Lama bist, aber Du darfst es keinem Menschen mittheilen. Triffst Du unterwegs einen Lama aus dem Lande Uï, so hüte Deine Zunge; denn wird mein Geheimniß verrathen, so ist diese Gegend hier verloren. Denn wenn ein Lama aus Uï wüßte, daß dort im Thale ein unterirdischer See ist, so würde flugs das Wasser verlaufen und unsere Steppen überfluthen." — Da erhob sich der Reisende und rief: „Unglücklicher Greis, rette Dich so schnell Du kannst! denn bald werden die Wasser herbeiströmen. Ich bin ein Lama aus dem Lande Uï!"

Er sattelte sein Pferd in aller Eile und ritt hinweg. Für den Greis aber waren diese Worte wie ein Donnerschlag, und er schrie und wehklagte. Da kam sein Sohn, der Yaks von der Weide heimtrieb. „Spring auf Dein Pferd, nimm Deinen Säbel, reite nach Westen zu, und wenn Du einen Lama antriffst, so haue ihn nieder, denn er hat mir meinen Sattelgurt gestohlen." — „Wie, ich soll einen Mord begehen? Alle Leute reden von Deiner großen Heiligkeit, mein Vater, und jetzt soll ich

einen armen Reisenden tödten weil er ein Stück Leder nahm, das er gewiß sehr nothwendig gebrauchte!" — „Eile, spute Dich!" rief der Greis, „ich beschwöre Dich; Du mußt den Fremden niedermachen, wenn wir nicht im Wasser umkommen sollen!" Der Sohn glaubte sein Vater habe den Verstand verloren, wollte ihn jedoch nicht weiter aufregen, sondern setzte dem Lama aus dem Lande Uï nach, welchen er auch vor Einbruch der Dunkelheit einholte. Er sprach: „Heiliger Mann, verzeihe wenn ich Dich aufhalte, Du warst in unserm Zelte und hast einen Sattelgurt mitgenommen, den mein Vater zurück verlangt. Er ist so erbittert, daß er verlangt ich solle Dich tödten; aber was ein Greis befiehlt, der seines Verstandes nicht mächtig ist, soll man eben so wenig thun als was ein Kind befiehlt. Gieb mir den Gurt, ich werde ihn dann schon beruhigen." Der Lama stieg vom Pferde, gab dem jungen Manne das Verlangte und sprach: „Dein Vater hatte mir dieses gegeben, aber hier, bring es ihm zurück." Dann löste er seinen Gürtel ab, benutzte ihn als Sattelgurt, und ritt fürbaß. Der Sohn kam erst spät in der Nacht im Zelte seines Vaters an, wo er viele Hirten fand. „Ich habe den Sattelriemen; beruhige Dich Vater." — „Und wo ist der Fremde, hast Du ihn getödtet?" — „Nein, ich mochte nicht sündigen, wollte nicht einen Lama umbringen, der mir kein Böses gethan hatte." Damit gab er seinem Vater den Riemen. Der Greis zitterte an allen Gliedern, denn nun ward ihm klar, daß sein Sohn den Sinn seiner Worte nicht verstanden habe. Im Mongolischen drückt nämlich ein und dasselbe Wort G e h e i m n i ß und S a t t e l g u r t aus. Er rief laut: „Das Abendland trägt den Sieg davon; es ist des Himmels Wille!" Und nun rieth er den Hirten sich mit ihren Heerden zu flüchten; er selbst warf sich im Zelt auf den Boden und sah ruhig dem Tod entgegen. Noch vor Tagesanbruch begann es unter der Erde zu brausen und zu rauschen, wie wenn Gebirgsströme über gewaltige Felsmassen hinabstürzen. Und das Tosen wurde immer stärker, und der kleine Teich an welchem das Zelt des Greises stand fing zu schäumen an. Und die Erde erbebte, und unterirdische Wasser drangen mit mächtiger Gewalt heraus, und ergossen sich über die unabsehbare Ebene. Und alles Vieh und was von Menschen sich nicht retten konnte, kam in den Wogen um, der Greis zu allererst. Der Lama aber kam nach dem Lande Uï zurück, wo er Alles in großer Bestürzung fand. Im Thale hatte man ein furchtbares Tosen vernommen, und wußte doch nicht woher es rührte. Da erzählte er die Geschichte von dem blinden Greise, und Alle griffen zu um den prachtvollen Tempel zu bauen, der noch heute steht. An demselben

siedelten sich viele Familien an, und so entstand Lha-Ssa, das „Land der Geister", die Hauptstadt von Thibet. Wir hörten diese Sage zuerst am Ku-Ku Noor erzählen, und später in Lha Ssa selbst mit nur geringfügigen Abweichungen. Wir wissen nicht, ob sie auf irgend ein geschichtliches Ereigniß Bezug hat.

Wir blieben etwa einen Monat lang in Ku-Ku-Noor, mußten wegen der Räuber fünf oder sechsmal unsern Lagerplatz ändern und den mongolischen Hirten folgen, die bei jedem bedenklichen Gerüchte ihre Zelte abbrechen, ohne jedoch die prächtigen Weidegründe am Blauen See zu verlassen. Erst gegen Ende Oktobers traf die thibetanische Gesandtschaft ein, welcher sich unterwegs viele mongolische Karawanen angeschlossen hatten, um sicher nach Lha-Ssa zu gelangen. In früheren Zeiten schickte die thibetanische Regierung alljährlich eine solche Gesandtschaft nach Peking. Im Jahre 1840 wurde sie von den Kolo angegriffen, und mußte denselben eine Schlacht liefern, die vom Morgen bis zum Abend dauerte; doch wurden die Räuber zurückgeschlagen, und die große Karawane konnte bei Nacht weiter ziehen. Aber am andern Morgen fehlte der Tschanak Kampo*) oder Oberlama, der als Gesandter des Tale Lama am Hofe zu Peking beglaubigt war. Alle Nachforschungen waren vergebens, und man nahm an er sei von den Kolo als Gefangener hinweggeführt worden. Die Karawane zog indessen weiter und kam in Peking ohne den Gesandten an. Der Kaiser brach in Klagen aus über eine so unselige Begebenheit. Im Jahre 1841 fand abermals ein Kampf mit den Räubern statt. Diesmal wurde der Tschanak Kampo nicht gefangen, erhielt aber von den Kolo einen tiefen Säbelhieb in den Bauch, und starb nach einigen Tagen an der Wunde. Nun war der Kaiser ganz untröstlich, und ließ dem Tale Lama sagen, daß er nur alle drei Jahre eine Gesandtschaft erwarte. Seitdem war jene die erste welche 1844 von Lha Ssa abgegangen war, und der wir begegneten. Diesmal hatte sie keine Angriffe von den Kolo erfahren.

Wir ritten der großen Gesandtschaftskarawane ein wenig voraus, um sie an uns vorüber ziehen zu lassen. Nach unserer Abschätzung bestand sie aus ungefähr 15,000 Yaks, 1200 Pferden, 1200 Kameelen, und 2000 Menschen, theils Thibetanern, theils Mongolen. Manche gingen zu Fuß, Andere ritten auf Yaks, die meisten aber auf Pferden oder Ka-

---

*) Die Thibetaner nennen die Stadt Peking Tschanak; Kampo ist Oberpriester; also Oberpriester von Peking.

meelen; sie waren alle mit Lanzen, Säbeln, Bogen und Luntenflinten bewaffnet. Die Fußgänger, Lakto genannt, führten und leiteten das oft eigensinnige und widerspenstige Vieh. Der Tschanak Kampo saß in einer großen von zwei Maulthieren getragenen Sänfte. Als Bedeckung hatte die Provinz Kan Su 300 chinesische Soldaten gestellt, und 200 mongolische Reiter, welche die Fürsten von Ku-Ku-Noor als Schutzwache mitgaben, sollten die Gesandtschaft bis an die Grenze von Thibet geleiten. — Die chinesischen Soldaten benahmen sich echt chinesisch, bildeten vorsichtigerweise den Nachtrab, und hatten demnach nichts vom Feinde zu besorgen; sie sangen, rauchten und kümmerten sich gar nicht um die Räuber. Sie setzten sich erst in Bewegung wenn die ganze Karawane schon vorangezogen war, und durchsuchten dann die Lagerplätze, um sich anzueignen was Andere dort etwa hatten liegen lassen. Die mongolischen Soldaten waren ganz andere Leute; sie galoppirten unablässig hin und her, ritten auf die Anhöhen und durchspähten die Thäler, um sich zu überzeugen ob etwa Räuber im Hinterhalt lagen. Die Karawane bewegte sich, namentlich im Anfang, mit großer Ordnung und Genauigkeit; sie setzte sich gewöhnlich drei Stunden vor Sonnenaufgang in Bewegung, um zur Mittagszeit lagern zu können; das Vieh hatte dann Zeit genug zum Weiden. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen zum Aufbruch. Dann sprang Jeder auf, in allen Zelten wurde Feuer angemacht; man kochte Thee mit Butter, belud die Kameele und Ochsen, trank in aller Eile, aß eine handvoll Tsamba und schlug das Zelt ab. Ein zweiter Schuß diente als Signal, daß die Karawane sich in Bewegung setze. Einige erprobte Männer ritten als Leiter und Führer vorneweg; hinter ihnen zogen in langen Reihen die Kameele, darauf kamen die Yaks in Trupps von zwei- bis dreihundert Stück unter der Aufsicht mehrerer Lakto. Die Reiter waren an keine Ordnung gebunden. Das Ganze machte einen wirren phantastischen Eindruck; es war ein seltsames Durcheinander; die Kameele schrieen in Klagetönen, die Yaks grunzten, die Rosse wieherten, die Reisenden schrien und sangen, die Lakto pfiffen um ihre Ochsen anzumuntern, und in dieses Getöse hinein tönte melodisch der Klang von tausend Glocken an den Hälsen der Kameele und Yaks. So zog die Karawane in einzelnen Abtheilungen durch die Steppen, lagerte jeden Tag wie es eben kam auf der Ebene, in Thalschluchten, an Bergabhängen, und schlug im Augenblick Zeltdörfer auf, von welchen am nächsten Tage kaum eine Spur zurückblieb.

Wir zogen vom Ku-Ku-Noor gegen Westen mit einer etwas süd-

lichen Richtung. In der ersten Zeit war Alles Poesie; wir hatten gute Wege, vortreffliches Wetter, klares Wasser und üppige Weidefluren; an die Räuber dachte Niemand. Nach Sonnenuntergang war es freilich etwas kalt, aber man zog den Schafpelz über. Jedoch die Freude hatte bald ein Ende. Sechs Tage nach unserer Abreise mußten wir den Puhain Gol passiren. Er entspringt im Nan Schangebirge und ergießt sich in den Blauen See, ist nicht tief aber in zwölf unweit von einander strömende Arme getheilt, die zusammen eine Breite von einer guten Wegstunde haben. An den ersten Arm gelangten wir noch vor Tagesanbruch; er hatte eine Eisdecke, aber sie war nicht stark genug uns zu tragen. Die Pferde wollten nicht vorwärts, die Yaks wurden unruhig und es entstand im Dunkel der Nacht eine unbeschreibliche Verwirrung. Endlich gelang es einigen Reitern ihre Pferde vorwärts zu bringen; sie zerstampften mit ihren Hufen das Eis und nun folgte Alles in buntem Durcheinander. Und dasselbe geschah bei jedem Flußarme. Bei Tagesanbruch steckte die „Heilige Gesandtschaft", noch im Wasser, Eis und Schlamm; nachher kam sie wieder aufs Trockene, aber mit der Poesie war es nun vorbei. Alles jubelte und wünschte sich Glück daß der Uebergang so vortrefflich von Statten gegangen sei; denn nur ein Mensch hatte ein Bein gebrochen und nur zwei Yaks waren ertrunken. Die ganze Karawane gewährte einen lächerlichen Anblick; Menschen und Thiere waren mit Eiskruste überzogen, die Pferde ließen den Kopf hängen und wußten nicht was sie mit ihren Schweifen anfangen sollten, die in lange Eiszapfen verwandelt waren. Das Haar an den Beinen der Kameele war gleichfalls in Eis verwandelt; die Yaks sahen am merkwürdigsten aus, sie gingen mit ausgespreizten Beinen und schleppten unter dem Bauche ein bis auf die Erde herabhängendes System von Stalaktiken. Jeder Grunzochs war mit Eis förmlich candirt.

Wir unsererseits fühlten uns während der ersten Tage etwas einsam in dieser großen Menge, weil wir keine Bekannten hatten; diese aber fanden sich allmälig, nicht unter den Leuten der Gesandtschaft, den Pilgern oder Kaufleuten, sondern es waren vier Lamas, wovon zwei aus Thibet, einer aus dem jenseitigen Thibet und der vierte ans dem Königreich Torgot. Unterwegs erzählten sie uns ihre Lebensgeschichte, die merkwürdig genug ist.

Die drei Thibetaner waren Schüler eines Oberlama Namens Altere gewesen. Dieser wollte in der Umgegend von Lha Ssa einen Tempel bauen der alle schon vorhandenen an Pracht und Größe übertreffen sollte.

Seine Schüler forderte er auf in alle Welt hinauszuziehen und mit ihm Gaben für das fromme Werk einzusammeln. Jene vier nahmen anfangs ihren Weg gen Norden, durchwanderten ganz Centralasien und kamen ins Reich Torgot bis in die Nähe der russischen Grenze. Unterwegs sprachen sie in allen Klöstern und bei allen Fürsten vor, und erhielten große Spenden, denn der Altere Lama hatte Empfehlungsschreiben vom Tale Lama (Dalai Lama), vom Bandscham Rembutschi und den Oberen aller berühmten Klöster Thibets erhalten. In Torgot schenkte ein reicher mongolischer Lama den vier Einsammlern alle seine Heerden, und schloß sich ihnen an, so daß sie nun ihrer fünf waren. Von Torgot aus zogen sie gegen Osten von Stamm zu Stamm, und ihre Heerden von Pferden, Ochsen, Schafen und Kameelen wuchsen immer mehr an. So kamen sie bis ins Land der Khalkhas, verweilten längere Zeit im Kloster Groß-Kuren und zogen dann gen Süden nach Peking, wo sie ihre unterwegs gesammelten Heerden in Geld umsetzten. Nachdem sie monatelang sich in der chinesischen Hauptstadt aufgehalten, waren sie durch die südliche Mongolei nach Kunbum gegangen, wo sie in Folge ihrer Hingebung und Ausdauer für einen gottesdienstlichen Zweck in hohem Rufe der Heiligkeit standen und den Schülern als wahre Muster von Frömmigkeit vorgestellt wurden. Nun aber sehnte sich der Altere Lama nach Lha Ssa zurück um sein Werk zu beginnen, und war hoch erfreut mit der thibetanischen Gesandtschaft heimreisen zu können, ohne von den Kolo ausgeplündert zu werden. Dann aber traf ihn ein harter Schlag. Eines Tages erscheint in Si ning fu ein außerordentlicher Eilbote des Kaisers, und überbringt dem Obermandarin jener Stadt den schriftlichen Befehl sich mit dem Vorsteher von Kunbum ins Einvernehmen zu setzen, und den Altere Lama zu verhaften. Derselbe sei ein Betrüger welcher seit drei Jahren viele Gaunereien verübt und falsche Empfehlungsschreiben vorgezeigt hätte. Der Altere Lama wurde verhaftet und durch die Provinz Sse tschuen nach Lha Ssa abgeführt, um dort vor seine natürlichen Richter gestellt zu werden. Inzwischen blieben die von ihm zusammengebrachten Gelder zum Besten des Tale Lama mit Beschlag belegt. Die vier Schüler gingen mit der Gesandtschaft heim; sie hatten achtundfunfzig prächtige Kameele bei sich. Die armen Leute schwebten in banger Ungewißheit. War ihr Lehrer ein Heiliger oder ein Gauner? Bald nannten sie seinen Namen mit Ehrerbietung, bald spieen sie zum Zeichen der Verachtung in die Luft; namentlich machte der Lama aus Torgot sich große Vorwürfe darüber, daß er einem so zweideutigen Menschen sein ganzes Vermögen geschenkt habe.

Diese vier jungen Lamas waren übrigens vortreffliche Leute und gute Reisegefährten; sie wußten viel interessante Dinge zu erzählen. Dagegen hatten wir mit unserm Vicekameelführer Scharadschambeül allerlei Ungemach auszustehen. Wir hielten ihn anfangs für einen kleinen Heiligen, es zeigte sich aber bald daß er ein kleiner Teufel sei. Wir überführten ihn, daß er zwei lederne Krüge unbefugterweise sich angeeignet habe; sie waren mit Branntwein aus Kan su gefüllt, der hoch im Preise steht; der Name des Eigenthümers stand in thibetanischen Schriftzeichen auf beiden Krügen. Scharadschambeül behauptete mit dreister Stirn, Buddha habe ihm damit ein Geschenk gemacht. Wir aber befahlen ihm seinen angeblichen Fund dem Gesandten zu bringen, damit dieser die Krüge ihrem Eigenthümer zurückerstatte. Der Tschanak Kampo würde eine solche Redlichkeit zu erkennen wissen. Das that er auch, aber nur mit Lobeserhebungen. Seitdem haßte der kameeltreibende Lama uns gründlich, und fügte uns Schaden zu, wo er nur immer konnte; wir hatten entsetzlich viel Aerger mit ihm.

Fünf Tage nach unserm Uebergang über den Puhain Gol passirten wir den Tulain Gol, einen schmalen seichten Fluß, ohne Hinderniß, und kamen an einem von Räubern zerstörten Kloster vorbei, in welchem nur noch Ratten und Fledermäuse hausten. In der Umgegend bettelten uns arme Ziegenhirten an. Am Tage darauf kehrten die chinesischen Soldaten um, zu großer Freude der thibetanischen Kaufleute; jetzt könne man doch, sagten sie, ruhig schlafen, und brauche keine nächtlichen Diebstähle mehr zu befürchten. Am 15. November verließen wir die herrlichen Ebenen von Ku-Ku-Noor, und waren nnn im Gebiet der Mongolen von Tsaïdam. Die ganze Gegend bekommt auf der andern Seite des Flusses urplötzlich ein ganz anderes Ansehen. Alles wird düster und wild, der Boden, dürr und steinig, ist mit Salpeter geschwängert. Diese trostlosen Umgebungen verfehlen ihre Wirkung auf die Bewohner nicht; sie sehen alle aus als litten sie am Spleen, sind schweigsam, und ihre Sprache ist so rauh und so sehr mit Kehllauten überladen, daß die anderen Mongolen Mühe haben, sie zu verstehen. Auf diesem dürren Boden, der kaum irgendwo gutes Gras trägt, findet man häufig Steinsalz und Borax. Man gräbt Löcher von zwei bis drei Fuß Tiefe; in ihnen sammelt sich das Salz, krystallisirt und reinigt sich von selbst; eben so macht man es mit dem Borax, von welchem die Thibetaner viel mitnehmen, um ihn an die Goldschmiede zu verkaufen; er wird beim Schmelzen der Metalle verwendet. Für die Kameele und Yaks war das Salz eine wahre Leckerei.

Wir blieben zwei Tage im Lande der Tsaïdam, und sammelten Kräfte um möglichst rasch über das ungesunde Gebirge Burhan Bota zu kommen. Morgens drei Uhr brachen wir auf und waren um neun Uhr am Fuße desselben. Schon von dort sah man die oben hängenden schädlichen Dünste, und aß Knoblauch mit Salz. Dann kletterten wir bergauf. Nach einiger Zeit wollte kein Pferd mehr seinen Reiter tragen, alle mußten absteigen und gingen mit kleinen Schritten vorwärts; bald wurden alle Gesichter bleich, man verspürte Uebelkeit, und die Beine wollten kaum noch weiter. Man legt sich an die Erde, steht wieder auf, macht einige Schritte und legt sich abermals hin. In solcher Weise wird der Uebergang über den berüchtigten Burhan Bota bewerkstelligt. Großer Gott, was ist das für ein Elend! Man fühlt, daß alle Kräfte geschwunden sind, der Kopf schwindelt Einem, alle Glieder sind wie ausgerenkt; man hat ein Unwohlsein wie bei der Seekrankheit, und dabei muß man sich doch zusammennehmen, vorwärts gehen und dazu noch unaufhörlich die Thiere peitschen, welche bei jedem Schritte sich legen und kaum aufstehen wollen. Ein Theil der Karawane blieb aus Vorsicht halbwegs in einem Thalkessel wo die bösen Dünste nicht so dicht sein sollen; alle Uebrigen eilten dem Gipfel zu um nicht in dieser entsetzlichen mit kohlensaurem Gase geschwängerten Luft zu ersticken. Wir gehörten zu diesen Letzteren, und konnten oben frei ausathmen. Das Hinabsteigen war nur ein Kinderspiel, und wir schlugen unser Zelt in einer gesunden Gegend auf.

Das Burhan Bota-Gebirge zeigt die merkwürdige Erscheinung, daß dieses böse Gas sich nur auf der Nord- und Ostseite zeigt; auf der andern Seite ist die Luft rein. Jene Dünste sind wohl nichts Anderes als kohlensaures Gas. Die Leute von der Gesandtschaft erzählten uns, daß man von den Dünsten kaum etwas merkt wenn der Wind geht, aber bei stillem, heiterm Wetter sollen sie äußerst gefährlich sein. Jenes Gas ist schwerer als die atmosphärische Luft, verdichtet sich auf der Oberfläche des Bodens und hängt dort bis der Wind es in Bewegung setzt, auseinandertreibt und dergestalt seine bösen Wirkungen neutralisirt. Unser Uebergang geschah bei ruhigem Wetter, und wir fanden daß das Athemholen weit beschwerlicher war, wenn wir auf der Erde lagen, als wenn wir zu Pferde saßen; alsdann spürten wir das Gas kaum. Des Gases wegen konnte man nur mit Mühe Feuer anmachen oder unterhalten, die Argols gaben keine Flamme und qualmten stark. Burhan Bota bedeutet Küche des Burhan, und Burhan heißt so viel als Buddha.

In der Nacht fiel eine ungeheure Menge Schnee, und nun waren auf der Nord- und Ostseite die bösen Dünste verschwunden. Jener Uebergang war aber nur ein kleines Vorspiel gewesen, denn nach einigen Tagen wurden wir noch ganz anders auf die Probe gestellt als wir über den Berg Schuga mußten. Hinauf kamen wir leicht, aber hinab desto schwerer; die Thiere versanken bis an den Bauch in den Schnee, und manche stürzten in Abgründe. Dabei heulte ein eisiger Wind uns entgegen und trieb uns Schneewirbel ins Gesicht. Wir machten es wie andere Reisende die sich verkehrt aufs Pferd setzten und das Thier gehen ließen wie und wohin es wollte. Vielen war das Gesicht erfroren; Herrn Gabets Ohren und Nase hatten dasselbe Schicksal. Unten schlugen wir unser Zelt auf, und mußten, obwohl bis ins innerste Mark und Bein erstarrt, ausgehen um Argols zu suchen, die etwa unter dem Schnee lagen. Wir hatten Glück, warfen drei große Eisklumpen in den Kessel und erhielten wenigstens warmes wenn auch nicht heißes Wasser. Wir rührten Tsamba hinein, aßen den Brei und hüllten uns in unsere Schafpelze und Decken, um zu schlafen. Am andern Morgen verließen uns die mongolischen Soldaten, denn wir waren nun außerhalb der Mongolei an der Grenze des vordern Thibet. Seit dem Uebergang über den Burhan Bota hörte man keinen Gesang mehr, Niemand lachte, alles war schweigsam und traurig.

Am Schugaberge begann für uns eine Reihe unsäglicher Anstrengungen und Leiden. Tagtäglich wurden Schnee, Wind und Kälte ärger. Die thibetanischen Wüsten sind die abscheulichste Gegend die man sich nur vorstellen kann. Wir stiegen immer bergan, die Vegetation hörte endlich ganz auf, die Kälte wurde grimmig, und nun begann der Tod in unserer armen Karawane eine reiche Ernte zu halten. Den Thieren fehlte Wasser und Futter, die Kräfte gingen ihnen aus, und man mußte täglich eine Menge zurücklassen; sie konnten nicht mehr weiter. Etwas später kam die Reihe auch an die Menschen. Seit einigen Tagen wanderten wir gleichsam über einen mit Gebeinen übersäeten Friedhof. Bei jedem Schritt und Tritt fand man Menschenknochen und Thiergerippe. Und um das Unglück vollzumachen geschah es, daß Herr Gabet gerade zu einer Zeit erkrankte, als wir aller Energie bedurften, um vorwärts zu kommen. Er hätte der Ruhe, der Wärme und kräftiger Speisen bedurft, und wir konnten ihm nur Gerstenmehl, Thee und Schneewasser geben; er mußte reiten und die abscheuliche Kälte ertragen, und volle zwei Monate mußten wir noch mitten im Winter reisen, ehe wir an unser Ziel gelangen konnten.

In den ersten Tagen des Decembers waren wir vor der berühmten Gebirgskette **Bayen Kharat**, die von Südost nach Nordwest streicht, zwischen dem Hoang Ho und dem Kin scha kiang. Beide Ströme ziehen anfangs parallel zu beiden Seiten des Bayen Kharat, und nehmen dann eine entgegengesetzte Richtung, indem der eine gegen Norden, der andere gegen Süden fließt. Beide ziehen durch China von Westen nach Osten, nähern sich je mehr sie der Mündung kommen, und fallen ins Gelbe Meer. Die Stelle wo wir das Bayen Kharatgebirge überschritten lag unweit der Quelle des Gelben Stroms; wir hatten sie zur Linken und sie wäre in höchstens zwei Tagen zu erreichen gewesen. Aber wir waren nicht in der Lage einen solchen Abstecher unternehmen zu können. Vom Fuße bis zum Gipfel war Alles mit tiefem Schnee bedeckt, und man mußte Lawinenstürze besorgen. Das Wasser war still; wir wagten den Uebergang, theils zu Pferde, theils zu Fuß; in letzterm Falle klammerten wir uns an den Schweif. Herr Gabet litt entsetzliche Pein. Auf der andern Seite fanden wir Futter für das Vieh und blieben einige Tage dort; Wasser lieferte das Eis eines kleinen Sees, und da an dieser Stelle alle Karawanen ausruhen, so fanden wir auch Argols in Menge.

Nachdem wir das große Thal von Bayen Kharat verlassen, kamen wir an das Ufer des **Muruï Ussu**, d. h. des **Flusses der Windungen macht**. Diesen Namen führt er in seiner Quellengegend, weiter abwärts nennt man ihn **Kin scha kiang**, **Strom mit Goldsand**; sobald er in die chinesische Provinz Sse tschuen eintritt bekommt er den Namen **Yang tse kiang** oder **Blauer Fluß**. Wir gingen über seine Eisdecke. Aus der Ferne sahen wir eine Menge dunkler Punkte; als wir näher kamen, überzeugten wir uns daß mehr als funfzig Ochsen eingefroren waren. Nur der Kopf ragte über das Eis hervor; dieses aber war so durchsichtig, daß wir die Gestalt der Thiere unter dem Wasser sehr wohl zu erkennen vermochten. Geier und Raben hatten ihnen die Augen ausgehackt.

In den Wüsteneien des vordern Thibet kommt **wildes Rindvieh** häufig vor, namentlich im Hochgebirge. Im Sommer geht es in die Thäler hinab an Teiche und Bäche, im Winter aber nicht; dann begnügt es sich mit Schnee und einigen ungemein harten Gräsern. Diese Thiere sind von beträchtlicher Größe, haben langes schwarzes Haar und mächtige Hörner, die sehr hübsch gestaltet sind. Die Jäger wagen sich nicht gern an dieses sehr wilde und muthige Thier, außer wenn sie es vereinzelt antreffen und Schießgewehr haben. Ein Stier der nicht auf

den ersten Schuß fällt, rennt gegen den Jäger an. Wir trafen eines Tags auf einen solchen; er leckte Salpeter in einer von Felsen umringten Schlucht. Acht mit Luntenflinten bewaffnete Männer stellten sich auf den Anstand, und acht Schüsse fielen auf ein Mal. Der Stier erhob den Kopf warf ihn umher um zu sehen woher die Kugeln kamen, und rannte dann in die Ebene wo er fürchterlich brüllte.

Der Dschiggetaï, Equus hemionus, Pallas, oder sogenannte wilde Maulesel wird im vordern Thibet gleichfalls in großer Menge gefunden. Seit wir über den Muruï Ussu gekommen waren, sahen wir ihn fast alle Tage. Er hat die Größe eines gewöhnlichen Maulesels, aber einen schönern Körperbau, eine anmuthigere Haltung und viel leichtere Bewegungen; auf dem Rücken ist sein Haar röthlich und wird allmälig lichter je näher es dem Bauche kommt, dort ist es weiß. Aber der Kopf des Dschiggetaï ist dick und erscheint auf dem zierlichen Körper unförmlich. Das Thier trägt den Kopf hoch, die Ohren steif, hält beim Laufen die Nase gegen den Wind und hebt den Schweif, der völlig dem des Maulthiers gleicht. Das Wiehern klingt voll, hell und zitternd. Mit Pferden holt ein mongolischer oder thibetanischer Reiter den Dschiggetaï nicht ein; man muß sich in der Nähe ihrer Tränken in Hinterhalt legen und schießen. Das Fleisch hat einen vortrefflichen Geschmack; aus der Haut werden Stiefeln bereitet. Der Dschiggetaï läßt sich nicht zähmen; man hat ihn oft ganz jung eingefangen und mit anderen Füllen aufgezogen; aber nie wollte er einen Reiter oder irgend eine Last tragen, und entfloh in die Wildniß sobald sich irgend eine Gelegenheit darbot. Uns schien er aber gar nicht so wild zu sein, denn oft sahen wir ihn mit den Pferden der Karawane spielen und in der Nähe der Lagerzelte weiden; freilich rannte er schnell fort sobald ein Mensch nahe kam, und er hat eine äußerst feine Witterung. Auch Luchse, Gemsen, Rennthiere (?) und Steinböcke sind im vordern Thibet in Menge vorhanden.

Nach dem Uebergang über den Muruï Ussu zerstreute sich die Karawane. Alle die Kameele hatten eilten voraus, um nicht durch die Yaks, welche langsamer vorwärts kommen, aufgehalten zu werden, und wir schlossen uns ihnen an. Ohnehin erlaubte die Beschaffenheit des Landes nicht, daß eine so große Menge Vieh an demselben Orte lagerte, denn die Weiden wurden immer dürftiger. Selbst unser Trupp mußte sich theilen; und als einmal das Ganze nicht mehr beisammen war, zersplitterte sich Alles in kleinere Züge. So kamen wir allmälig in die höchsten für Menschen passirbaren Gegenden Hochasiens. Und in solcher Höhe hatten wir

vierzehn Tage lang einen entsetzlichen Nordwind bei heiterer Luft. Die Kälte war so fürchterlich, daß wir auch in der Mittagssonne kaum Wärme spürten, zu allen übrigen Tagesstunden aber in steter Furcht schwebten zu erfrieren. Längst waren Hände und Gesicht aufgesprungen. Morgens ehe wir aufbrachen, genossen wir ein dürftiges Mahl, und dann nichts Warmes mehr bis wir am Abend den Lagerplatz erreicht hatten. Das Gerstenmehl war so unschmackhaft, daß wir auf ein Mal nicht viel davon essen konnten; um aber unterwegs einen Imbiß zu haben, kneteten wir früh einige Kugeln aus Mehl und Thee, die wir in ein heißes Tuch einwickelten und auf die Brust legten. Wir hatten alle unsere Kleider übergezogen, nämlich einen großen Schafpelz, einen Rock von Lammfell, eine kurze Jacke aus Fuchspelz, und endlich noch eine dicke wollene Jacke. Aber vierzehn Tage lang gefroren unsere Tsambakuchen uns stets auf dem bloßen Leibe; wenn wir sie hervorzogen hatten wir allemal einen eisigen Kitt in der Hand, den wir hinabwürgen mußten, um nicht Hungers zu sterben. Das Vieh, ohnehin abgetrieben und schlecht genährt, litt bei dieser Kälte ganz furchtbar; die Kameele und Yaks hielten sich aber besser als die Pferde und Maulthiere, auf welche man die größte Sorgfalt verwenden mußte. Sie wären alle verloren gewesen wenn man ihnen nicht Filzdecken um den Leib und Kameelhaare um den Kopf gewickelt hätte. Trotzdem gingen viele verloren. Wir hatten viele Flüsse zu passiren, die freilich alle mit Eis bedeckt waren. Aber die Kameele sind so unbeholfen, haben einen so schwerfälligen Tritt und Gang, daß wir ihnen einen Weg bahnen mußten, indem wir Sand und Staub auf das Eis streuten, welches wir manchmal auch so zerhackten daß die glatte Fläche uneben wurde. Alsdann nahm man sie am Halfter und führte sie eins nach dem andern. Und wenn eins ausglitt, so kostete es die äußerste Anstrengung einem so plumpen Thiere wieder auf die Beine zu helfen. Es ließ sich nur in der Weise bewerkstelligen, daß man dem Kameel die Gepäcke abnahm, es auf der Seite bis ans Ufer schleifte, und dort Teppiche und Decken ausbreitete, damit es aufstehen konnte. Oft aber half das Alles nichts, das Thier blieb liegen, und man mußte es dann seinem Schicksale überlassen.

Es ist begreiflich, daß die Reisenden alle in einer äußerst gedrückten Stimmung sich befanden. Denn viele Menschen erlagen dem Frost und wurden noch lebendig unterwegs zurückgelassen. Eines Tages waren unsere Thiere so erschöpft, daß wir etwas hinter unserm Karawanentrupp zurückblieben. Wir sahen einen Reisenden etwas abseits vom Wege auf einem Steine sitzen; der Kopf hing ihm auf die Brust herab, die Arme

waren fest an die Seiten gedrückt; er saß da wie eine Bildsäule. Auf unsern Zuruf antwortete er nicht. Wir gingen näher und erkannten in ihm einen jungen mongolischen Lama, der uns oft in unserm Zelte besucht hatte. Sein Antlitz sah aus als wäre es von Wachs, seine offenen Augen waren glasig; an Nase und Mund hing Eis. Auch jetzt antwortete er nicht, und wir hielten ihn für todt. Doch bewegte er die Augen, die uns mit einem entsetzlichen Ausdruck von Stupidität anglotzten. Der Unglückliche war erfroren; seine Gefährten hatten ihn zurückgelassen. Das erschien uns so herzlos, daß wir ihn mit uns nahmen, auf Samdadschiemba's kleines Maulthier setzten und in eine Decke hüllten. So brachten wir ihn weiter, und suchten gegen Abend als wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, seine Gefährten auf. Als sie erfuhren, was wir gethan, warfen sie sich aus Dank vor uns nieder. Aber als wir wieder nach unserm Zelte kamen war der Lama todt. Damals wurden mehr als vierzig Reisende noch lebendig aber schon erfroren in der Wüste zurückgelassen. Man nahm sie mit, so lange noch einige Hoffnung war, sobald sie aber nicht mehr essen und sprechen und nicht mehr auf dem Pferde oder Kameele sitzen konnten, wurden sie am Wege ausgesetzt. Verloren waren sie nun doch einmal! Es war ein herzzerreißender Anblick! Als letzten Beweis von Theilnahme stellte man ein mit Gerstenmehl gefülltes Näpfchen neben den Erfrorenen; dann zog man weiter. Geier und Raben lauerten schon auf die sichere Beute. Gabets Krankheit wurde durch den scharfen Nordwind sehr verschlimmert; er konnte nicht mehr gehen; Hände, Füße und Gesicht waren ihm erfroren, die Lippen blau, die Augen matt, und kaum hielt er sich noch auf dem Pferde. Wir hüllten ihn in Decken, banden ihn auf einem Kameele fest, und überließen das Weitere der Vorsehung. Als wir eines Tages durch ein Thal zogen, sahen wir zwei Reiter auf einem nahen Berge. „Tsong Kaba, da sind Reiter!" riefen die thibetanischen Kaufleute die sich uns angeschlossen hatten, „und doch sind wir in der Gebirgswüste wo keine Heerde weidet!" Bald darauf sahen wir noch viele andere Reiter auf verschiedenen Punkten, die rasch auf uns zukamen. Uns wurde bange; denn was wollten die Leute hier und in solcher Jahreszeit? Wir zweifelten keinen Augenblick daß wir Räuber vor uns hatten. Diese Männer trugen Flinten, an jeder Seite des Gürtels steckte ein langer Säbel, ihr langes Haar hing in Flechten hinab, über den Kopf hatten sie einen Wolfspelz gezogen. Es waren ihrer siebenundzwanzig; wir waren nur achtzehn, und keineswegs alle kriegserfahren. Beide Theile stiegen ab, und ein muthiger Thibetaner trat vor um mit dem Räuberhauptmann

zu reden, den er an zwei rothen Fähnchen hinter dem Sattel erkannte. Nach einem lebhaften Zwiegespräch fragte der Anführer der Kolo, auf Herrn Gabet zeigend: „Wer ist der Mann, welcher auf dem Kameele sitzen geblieben ist?“ — „Ein Oberlama aus dem Westen, und die Macht seines Gebetes ist unendlich.“ — Der Kolo legte seine gefalteten Hände an die Stirn und blickte Herrn Gabet an, der in seinem armseligen Zustande aussah wie ein Götzenbild. Dann sprach er einige Worte leise zu dem Kaufmann, gab seinen Gefährten ein Zeichen, und gleich darauf sprengten Alle fort. Der thibetanische Handelsmann äußerte: „Wir wollen nicht weiter gehen, sondern hier lagern; die Kolo sind Räuber, doch ihr Herz ist großmüthig; sie werden uns nicht angreifen, wenn sie sehen, daß wir uns in ihre Gewalt begeben; auch glaube ich, daß sie die Macht der Lamas aus dem Westen fürchten.“

Als eben unsere Zelte standen, ließen die Kolo sich wieder blicken, aber nur der Hauptmann kam ins Lager, und fragte den Thibetaner, wie er es wagen könne, gerade hier zu lagern. Jener antwortete: die Karawane zähle achtzehn Mann gegen siebenundzwanzig Kolo, aber von jenen seien viele krank, sonst würde sie sich wehren, wenn es sein müsse. „Ich habe schon bewiesen, daß ich mich vor den Kolo nicht fürchte.“ — „Du hättest Dich mit den Kolo gemessen? Wann und wo, das sag' mir.“ — „Vor fünf Jahren, bei der Geschichte mit dem Tschanak Kampo; hier ist noch ein Andenken.“ Dabei zeigte er eine Säbelwunde im rechten Arm. Der Räuber lachte und verlangte den Namen des Thibetaners zu wissen. „Ich heiße Rala Tschembe; kennst Du diesen Namen?“ — „Ja, alle Kolo kennen ihn.“ Der Räuber stieg vom Pferde, zog einen Säbel aus dem Gürtel und überreichte ihn dem Thibetaner. „Da, nimm den Säbel; er ist mein allerbester; wir haben mit einander gekämpft; wenn wir fortan uns begegnen, wollen wir Brüder sein.“ Der Thibetaner nahm den Säbel und gab als Gegengeschenk einen schönen Bogen mit Pfeilen, den er in Peking gekauft hatte. Jetzt kamen auch die übrigen Kolo und tranken mit uns armen Reisenden Thee. Wir athmeten frei auf, denn alle diese Räuber waren äußerst liebenswürdig. Sie fragten besonders nach den Khalkhas Mongolen, die ihnen im vergangenen Jahre drei Mann getödtet hatten; dafür wollten sie gelegentlich Rache nehmen. Auch politische Angelegenheiten kamen aufs Tapet. Die Kolo erklärten, sie seien große Freunde des Tale Lama in Thibet, aber geschworene Feinde des Kaisers von China; deshalb legten sie der Gesandtschaft Hindernisse in den Weg wenn sie nach Peking ziehe; der Kaiser sei gar nicht werth, daß er vom

Tale Lama Geschenke erhalte. Auf der Heimreise lasse man sie ruhig gewähren, weil es in der Ordnung sei, daß der Kaiser dem Tale Lama Geschenke gebe. Wir hatten eine ruhige Nacht, und zogen am andern Tage unbelästigt von dannen.

Diese Gefahr war demnach glücklich überstanden, aber nun zogen wir die große Kette des Tant La-Gebirges hinan. Unsere Reisegefährten wollten wissen, daß alle unsere Kranken oben sterben und auch die Gesunden entsetzliche Beschwerden ertragen würden. Sechs Tage lang klimmten wir bergan; eine Kette erhob sich immer amphitheatralisch über die andere, und endlich erreichten wir die Hochebene. Es giebt wohl keine höhergelegene als diese. Der Schnee war so hart, daß er gleichsam den Erdboden zu bilden schien; er krachte unter den Füßen, die aber keine Spur eindrückten. Dann und wann findet man Büschel eines feinen, spitzen Grases, das im Innern holzig ist, hart wie Eisen und doch nicht zerbrechlich. Man hätte es als Nadel beim Matrazennähen benützen können, und doch fraßen es die hungerigen Thiere, aber ihre Lippen bluteten dabei. Vom Rande dieser herrlichen Hochfläche sahen wir auf die Spitzen und Nadelberge mehrerer Gebirgsstöcke hinab, deren Ausläufer am Horizont verschwanden. Wir haben nie etwas gesehen, das sich mit einem so gewaltigen und gigantischen Schauspiel vergleichen ließe. Zwölf Tage lang wanderten wir auf den Höhen des Tant La und hatten doch niemals schlechtes Wetter; die Luft war ruhig, alle Tage schien die Sonne und ihre Strahlen milderten doch einigermaßen die Kälte. Aber die Luft war in jener Höhe ungemein dünn. Mächtige Geier folgten der Karawane, die ihnen täglich einige Beute zurückließ. Auch unser kleines schwarzes Maulthier fiel als Opfer; aber Herr Gabet starb nicht nur nicht, sondern das gefürchtete Gebirge übte auf ihn einen sehr wohlthätigen Einfluß; er wurde gesunder und kräftiger und wir faßten frischen Muth.

Das Hinabsteigen war kaum minder beschwerlich, denn der Abfall des Tant La ist lang, schroff und jäh. Wir gingen vier volle Tage wie auf einer Riesentreppe, und jede einzelne Stufe war ein Gebirge. Unten fanden wir prächtige Mineralquellen; zwischen ungeheuren Felsen hatte die Natur eine große Anzahl Becken ausgehölt, in denen das Wasser kochte, wie wenn es in einem Kessel über einem lodernden Feuer stände. An manchen Stellen dringt es durch Felsspalten und schließt nach allen Seiten hin in einer großen Menge von Strahlen. In einzelnen Becken ist das Aufwallen manchmal so stark, daß intermittirend große Wasser-

säulen emporstiegen und sanken; es war als ob sie durch eine mächtige Pumpe in Bewegung gesetzt würden. Von diesen Quellen steigen immerfort Dämpfe in die Luft und bilden weißliches Gewölk. Alle diese Wasser sind schwefelhaltig. Nachdem sie in ihrem großen Granitbecken eine Strecke weit sich umher getummelt haben, fließen sie in ein kleines Thal ab und bilden dort einen großen Bach, der über ein Bett goldgelber Kiesel strömt. Das heiße Wasser behält aber nicht lange seine Flüssigkeit, denn schon eine halbe Wegstunde von der Quelle war es zu Eis geworden. Man findet in den Gebirgen Thibets sehr häufig warme Quellen. Die Aerzte kennen ihre Heilkraft, und verordnen das Wasser zum Baden und zum Trinken.

Vom Tant La-Gebirge bis nach Lha Sha fällt das Gelände in einem fort ab; die Kälte läßt an Strenge nach, je tiefer man kommt, und man findet kräftigere Gräser verschiedener Art. Wir trafen auf einer Ebene ganz vortreffliche Weide, und blieben zwei Tage aus Erbarmen über das abgetriebene und ausgehungerte Vieh. Am andern Morgen kamen Reiter auf uns zugesprengt. Uns durchfuhr ein gewaltiger Schreck; wir eilten nach unsers Thibetaners Rala Tschembe Zelt, und riefen, es sei ein Zug Kolo im Anzuge. Aber die Kaufleute blieben ruhig sitzen und lachten: „Nehmt Platz und trinkt Thee mit uns; hier ist nichts mehr von den Kolo zu fürchten; jene Reiter sind gute Freunde. Wir kommen nun wieder in bewohntes Land; hinter jenen Hügeln stehen viele schwarze Zelte. Ihr sahet berittene Hirten." Diese waren auch bald vor Rala Tschembe's Zelt; wackere Leute, die uns Butter und frisches Fleisch verkauften. Ihre Sättel sahen aus wie eine Metzgerbank, denn es hingen Ziegen- und Schöpsenkeulen und Rippenstücke daran herum. Wir erstanden acht Hammelkeulen, die wir in gefrorenem Zustande mit auf die Reise nehmen konnten. Wir gaben dafür ein paar alte pekinger Stiefeln, ein Feuerzeug aus Peking und den Sattel unseres kleinen Maulthiers, der auch in Peking gemacht war. Denn alle Thibetaner, insbesondere die Nomaden legen großen Werth auf pekinger Fabrikate. Deshalb schreiben die Kaufleute welche mit der Gesandtschaft reisen, auf sämmtliche Packen: „Pekinger Waaren." Die Hirten waren auf pekinger Schnupftabak wie versessen. Herr Huc hatte acht Tage vorher seine letzte Dose ausgeschnupft und konnte nicht dienen; die Uebrigen waren keine Schnupfer.

Seit zwei Monaten hatten wir von Thee und Gerstenmehl gelebt, jetzt aßen wir Hammelbraten mit Knoblauch gewürzt. Wir wollten eben den Leckerbissen anschneiden, als plötzlich der Ruf erschallte: Mi yon,

miyon. Also Feuer! Im Nu sprangen wir aus dem Zelte. Das Feuer hatte am Lagerplatze trockenes Gras erfaßt und verbreitete sich reißend schnell. Zum Glück wurde ihm vermittelst einer Menge von Filzdecken insofern gesteuert, daß es die Zelte nicht ergreifen konnte; es bahnte sich einen Ausweg in die Steppe und züngelte furchtbar rasch weiter. Da galt es nun die Kameele zu retten, die nicht etwa vor dem Feuer wegliefen wie die Pferde und Ochsen, sondern dumm in die Flammen glotzten. Wir rannten um unsere Thiere abseits zu bringen. Aber bald waren wir ganz von Feuer umgeben. Es half nichts daß wir auf die Kameele losschlugen; sie blieben gleichgültig stehen. Man hätte sie todtprügeln mögen. Das Feuer ergriff ihr dickes Haar und wir mußten es ihnen am Leibe mit Filzdecken löschen. Drei retteten wir, das vierte war völlig abgesengt und hatte eine verkohlte Haut. Eine Weidestrecke von einer halben Stunde Länge und einer Viertelstunde Breite war nun in Asche gelegt. „Das Unglück lief noch glücklich ab", denn hätte es die schwarzen Zelte erreicht, so würde es uns schlimm ergangen sein. Unser angebranntes Kameel war unfähig zum Dienst, aber auch unsere Vorräthe waren sehr zusammengeschmolzen, und seit einiger Zeit hatten wir uns auf halbe Rationen gesetzt.

Wir zogen nun Tage lang durch eine Reihenfolge von Thälern in welchen Yaks neben schwarzen Zelten weideten, und gelangten endlich an ein thibetanisches Dorf. Es liegt am Flusse Na Ptschu; die Mongolen nennen ihn Khare Ussu, das eine wie das andere bedeutet Schwarzwasser. Na Ptschu ist die erste nennenswerthe Station, die man auf dem Wege nach Lha Ssa trifft. Die Häuser sind aus Erde gebaut; zwischen denselben stehen schwarze Zelte umher. Ackerbau wird hier noch nicht getrieben; alle Einwohner sind Hirten. Man erzählte uns, vor alten Zeiten habe ein König von Ku-Ku-Noor Krieg gegen die Thibetaner geführt, und das Land von Na Ptschu an Soldaten seines Heeres geschenkt. Diese Mongolen sind jetzt mit Thibetanern vermischt, man sieht aber immer noch neben den schwarzen Zelten auch manche mongolische Jurten. Man kann sich auch leicht erklären, weshalb so manche mongolische Wörter in das Thibetanische übergegangen sind.

Die nach Lha Ssa ziehenden Karawanen müssen einige Tage in Na Ptschu verweilen, um ein anderes Transportsystem einzurichten; die Kameele nämlich sind nicht im Stande auf dem von nun an unbeschreiblich felsigen Wege zu gehen. Wir verkauften unsere drei gesunden Thiere für fünfzehn Unzen Silbers und mietheten für dasselbe Geld sechs Yaks, die

unser Gepäck bis Lha Ssa tragen sollten. Das angebrannte Kameel hatten wir mit in den Kauf gegeben, und schickten nun auch den widerwärtigen Lama aus dem Ratschikogebirge fort. In Na Ptschu muß man vor Dieben wohl auf der Hut sein. Die Einwohner sind als solche berüchtigt, schleichen gern bei Nacht in die Zelte, und stehlen selbst am hellen Tage trotz dem gewandtesten pariser Spitzbuben.

Wir kauften noch Butter, Tsamba und einige Hammelkeulen ein, und brachen dann gen Lha Ssa auf, das nur noch etwa vierzehn bis sechzehn Tagereisen weit entfernt liegt. Unsere Reisegefährten waren Mongolen aus dem Königreiche Khartschin, welche eine Wallfahrt nach dem Monhe-Dschot nach dem Ewigen Heiligthum unternahmen; denn so nennen sie die thibetanische Hauptstadt. Sie hatten ihren Schaberon bei sich, das heißt einen lebendigen Buddha; er war Vorsteher ihres Klosters. Dieser Schaberon war ein junger Mann von achtzehn Jahren; er hatte feine Umgangsformen, benahm sich verbindlich, sein Gesicht hatte einen durchaus offenenen Eindruck. Als er fünf Jahre alt war hatte man ihn zum Buddha und zum Oberlama des Landes Khartschin erklärt. Jetzt wurde er nach Lha Ssa geschickt, wo er die Gebete lernen, und für seine hohe Stellung abgerichtet werden sollte. Ein Bruder des Königs von Khartschin und mehrere Lamas von Rang bildeten sein Gefolge. Die Eigenschaft eines Buddha schien dem Jüngling sehr lästig zu sein. Er hätte gern gelacht und lieber sein Roß frei getummelt, als mit Würde zwischen den beiden Reitern zu bleiben, die ihn nicht verließen. Manchmal kam er in unser Zelt, legte seine Gottheit bei Seite und war wie andere Menschen. Sehr gern unterhielt er sich über europäische Verhältnisse und fragte viel nach unserer Religion, die er sehr hübsch fand. Als wir ihn fragten, ob er nicht lieber ein Anbeter Jehova's als Schaberon sein möchte, gab er zur Antwort: Davon verstehe er nichts. Er sah es nicht gern daß man ihn über seine früheren Lebensstufen und Fleischwerdungen fragte, wurde roth und ersuchte uns, darüber nicht mehr zu reden. Er war in ein religiöses Labyrinth verwickelt, in welchem sich der gute Junge nicht zurechtfinden konnte.

Der Weg von Na Ptschu nach Lha Ssa ist im Allgemeinen sehr beschwerlich, namentlich da wo man die Koiran-Bergkette erreicht. Und doch wird Einem das Herz leichter je weiter man vorwärts kommt. Man ist wieder in einem bewohnten Lande, sieht viele schwarze Zelte, begegnet Pilgerschaaren, findet am Wege eine unzählige Menge von Inschriften auf den Steinen, und erblickt Heerden auf der Weide. Einige

Tagereisen vor Lha Ssa verschwindet dann der bis dahin nomadische Charakter der Bewohner, man trifft in der Einöde schon einige bebaute Felder, und statt der Zelte eigentliche Wohnhäuser. Der Hirt macht dem Ackerbauer Platz.

Am fünfzehnten Tage nach unserer Abreise von Na Ptschu hatten wir Pampu erreicht. Es liegt nahe bei Lha Ssa und wird von den Pilgern als Vorhalle zur heiligen Stadt betrachtet. Hier wird die schöne Ebene von einem großen Flusse durchzogen, aus welchem man Bewässerungscanäle abgeleitet hat. Man kann Pampu nicht eigentlich ein Dorf nennen; auf den Terrassen liegen einzelne Gehöfte umher, alle reinlich angeweißt, von hohen Bäumen überschattet, und mit einem Thürmchen, der aussieht wie ein Taubenhaus; von demselben flattern Fähnchen mit thibetanischen Inschriften herab. Wir waren länger als drei Monate durch eine abscheuliche Wildniß gereist, hatten nur wilde Thiere und Räuber gesehen; es ist also begreiflich daß die Ebene von Pampu uns das herrlichste Land in der Welt dünkte, und daß wir mit lebhafter Theilnahme jeden Pflug, jedes Haus, jede Furche betrachteten. Am auffallendsten war uns der hohe Stand der Temperatur in diesem bebaueten Lande; denn Ende Januars lag auf Flüssen und Canälen nur eine leichte Eisdecke, und fast kein Mensch trug Pelzkleider. In Pampu mußte sich unsere Karawane noch einmal umgestalten. Gewöhnlich nimmt man die Yaks nicht weiter mit, sondern ladet das Gepäck auf Esel, die sehr klein, aber stark sind. Wir benützten einen zweitägigen Aufenthalt, um uns äußerlich wieder etwas zu civilisiren. Denn Kopf- und Barthaar waren wirr und wild; das Gesicht war vom Rauch geschwärzt, von der Kälte aufgerissen, abgemagert, und unsere ganze Erscheinung so elend daß es uns selbst jammerte, wenn wir in den Spiegel sahen. Unsere Bekleidung stand mit dem Uebrigen in Verhältniß. Die Bewohner von Pampu sind wohlhabend, lustige, muntere Menschen, die Abends vor den Gehöften sich versammeln, nach dem Takte hüpfen und dazu singen. Nach dem Tanze bewirthet der Bauer seine Gäste mit einem säuerlichen Getränk, das aus gegohrener Gerste bereitet wird; es ist ein Bier, dem aber Hopfen mangelt.

Die Eselkarawane befand sich in Ordnung, wir brachen auf und waren nur noch durch einen Berg von Lha Ssa getrennt; freilich den allerjähesten, den wir auf unserer ganzen Reise gefunden hatten. Die Thibetaner und Mongolen erklimmen ihn mit großer Andacht; denn wer den Gipfel erreicht, hat dadurch vollkommene Sündenvergebung erlangt. Jedenfalls kann ein so mühsam zu ersteigender Berg als eine Bußübung für

den Reisenden betrachtet werden. Wir waren Morgens ein Uhr aufgebrochen kamen erst um zehn Uhr auf die Höhe, und hatten fast immer zu Fuß gehen müssen. Als wir die gewundenen Pfade hinabstiegen, war Sonnenuntergang nahe. Als wir in ein breites Thal abbogen, lag zu unserer Rechten Lha Ssa, die Metropole der buddhistischen Welt. Wir erblickten tausende von Bäumen, welche die Stadt umgaben, ihre hohen weißen Häuser mit flachen Dächern und emporragenden Thürmen, die zahlreichen Tempel mit vergoldeten Dächern, den Buddha La, über welchem der Palast des Tale Lama emporragt. Das Alles verleiht dieser Buddhastadt ein majestätisches, imponirendes Ansehen.

Am 29. Januar 1846 zogen wir in Lha Ssa ein; vor achtzehn Monaten waren wir aus dem Thal der schwarzen Gewässer aufgebrochen. Mongolen, mit welchen wir auf der Reise bekannt geworden waren, hatten für uns schon eine Herberge ausgemacht.

Sechzehntes Kapitel.

Die Hauptstadt der buddhistischen Welt. — Palast des Tale Lama. — Die Thibetaner und ihre Frauen. — Betriebsamkeit. — Gold- und Silbergruben. — Fremde in Lha Ssa: Pebuns, Chinesen, Katschis. — Die Stellung Thibets gegenüber China. — Unser Verkehr mit den Behörden. — Regierungsform. — Der Großlama von Dschaschi Lumbo. — Brüderschaft der Kelans. — Prophezeiungen. — Tragischer Tod dreier Tale Lamas. — Notiz über Ki schan. — Verurtheilung des Romekhan. — Aufstand im Kloster Sera.

Endlich waren wir am Ziel unserer Reise; ihre Mühseligkeiten und Gefahren hatten wir überstanden; jetzt hatten wir andere Aufgaben zu lösen. Wir nahmen einen Führer und suchten eine Wohnung. Die Häuser der Stadt sind fast alle groß, haben mehrere Geschosse und ein flaches, sanft abgeneigtes Dach damit der Regen abfließen kann. Das Mauerwerk ist weiß angestrichen, nur Fenster oder Thüreinfassungen werden roth oder gelb gemalt. Diese beiden Farben sind bei den reformirten Buddhisten sehr beliebt und heißen Lamafarben. Die Häuser sehen immer wie neu aus, da sie alle Jahre neu angestrichen werden, aber im Innern sind sie unsauber, verräuchert, übelriechend, und alle Geräthschaften liegen unordentlich durcheinander. Diese Häuser möchten wir übertünchten Gräbern vergleichen. Wir nahmen eine Wohnung in einem großen Hause, in welchem

etwa fünfzig Parten sich eingemiethet hatten. Wir mußten eine sechsundzwanzig Stufen hohe Leiter hinaufsteigen; sie war eng, hatte kein Geländer, und wir kletterten nun mit Händen und Füßen hinan. Wir hatten ein großes viereckiges Zimmer und daneben eine kleine Kammer. In jenem war ein kleines Fenster mit drei Holzstangen, und oben in der Decke ein Loch; durch dasselbe hatten Licht, Wind, Regen und Schnee freien Zutritt, und der Rauch fand freien Ausgang. In der Mitte der thibetanischen Zimmer steht ein Gefäß aus gebranntem Ton, das als Ofen dient. Man heizt mit Argols. Als Zimmergeräth hatten wir zwei neben dem Feuerbecken ausgespannte Bockfelle, zwei Pferdesättel, unser Zelt, einige Paar Stiefeln, zwei etwas stark mitgenommene Koffer, drei zerrissene Röcke und einige Decken; in einem Winkel lag ein Vorrath trockenen Kuhmistes aufgespeichert. Wir waren somit von vorneherein auf der Höhe thibetanischer Civilisation. Im Cabinet wohnte Samdadschiemba; er war Koch, Haushofmeister und Pferdeknecht in Einer Person; unsere beiden Schimmel standen im Hofe, und ruhten von ihren Anstrengungen aus. Wir mußten sie erst ein wenig zu Fleisch kommen lassen, bevor wir sie zum Verkauf ausstellen konnten.

Lha Ssa ist nicht eben eine große Stadt; sie hat nur etwa zwei Wegstunden im Umfang und keine Ringmauer. Früher soll eine solche vorhanden gewesen, aber in einem Kriege der Thibetaner gegen die Bewohner von Butan zerstört worden sein; jetzt ist von ihr keine Spur mehr vorhanden. Außerhalb der Vorstädte liegen viele Gärten mit prächtigen Bäumen, so daß die Stadt von grünem Laub umgeben ist. Die Hauptstraßen sind gerade, breit und ziemlich reinlich, aber die Vorstädte über alle Beschreibung schmuzig. Die Häuser hat man aus Bruchsteinen, Backsteinen oder auch wohl aus Erde aufgeführt, alle werden geweißt. In einer Vorstadt liegt ein Viertel in welchem alle Häuser aus Ochsen- und Schöpsenhörnern gebaut sind, wunderliche, aber sehr dauerhafte Gebäude, die recht angenehm in's Auge fallen. Die Ochsenhörner sind glatt und weißlich, die Hammelhörner schwarz und rauh. Mit diesem seltsamen Baumaterial bildet man an den Wänden eine unendliche Menge verschiedener Figuren. Die Lücken zwischen den Hörnern sind mit Mörtel ausgefüllt; diese Häuser werden nicht geweißt, und behalten so ihr phantastisches Aussehen. Am bemerkenswerthesten sind aber die Tempel; sie gleichen den schon früher von uns beschriebenen, nur sind sie größer, reicher und mit mehr Gold verziert.

Der Palast des Tale Lama verdient seinen über alle Welt

verbreiteten Ruhm. Unweit vom nördlichen Theile der Stadt, höchstens eine Viertelstunde von derselben entfernt, erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel mitten in dem weiten Thale, wie eine Insel aus einem See. Er führt den Namen B u d d h a L a, das heißt Buddha-Berg, Gottes-Berg. Auf diesem gewaltigen, von der Natur gebauten, Sockel haben die Verehrer des Tale Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in demselben residirt die Fleisch gewordene, lebendige Gottheit. Das Gebäude besteht aus einer Vereinigung mehrerer Tempel, von verschiedener Größe und Schönheit; jener in der Mitte hat vier Geschosse und ragt über alle anderen empor. Seine Kuppel und die Säulen des Peristyls sind vergoldet. Hier thront der Tale Lama; von diesem hohen Heiligthum übersieht er weit und breit die Gegend, und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Schaaren der Andächtigen, welche aus der Ebene heranziehen, und am Fuße des heiligen Berges sich zur Erde werfen. Die übrigen Paläste, welche um den großen Tempel gruppirt liegen, werden von einer Menge Lamas aller Classen bewohnt; es ist ihr Amt den lebendigen Buddha zu bedienen und ihm stets gewärtig zu sein. Von Lha Ssa bis Buddha La führen zwei herrliche Baumgänge. In ihnen sieht man täglich viele fremde Pilger ihren buddhistischen Rosenkranz beten, und Lamas vom Hofe in prächtiger Tracht auf reichangeschirrten Pferden reiten. Es herrscht um den Buddha La immer eine große Lebhaftigkeit; aber Jedermann beobachtet Ernst und Schweigsamkeit; es scheint als ob Alle mit religiösen Gedanken beschäftigt seien.

In der Stadt dagegen herrscht Unruhe und Gedränge; Alles schreit und kauft oder verkauft. Andacht und Handelsgeschäfte ziehen ununterbrochen Fremde herbei, und Lha Ssa ist dadurch zu einem Sammelplatze für Menschen aus allen asiatischen Völkern geworden; es ist ein ewiges Kommen und Gehen. Die ansässige Bevölkerung aber besteht aus Thibetanern, Pebuns, Katschis und Chinesen. Die T h i b e t a n e r gehören zu dem großen mongolischen Menschenstamme, haben schwarzes Haar, spärlichen Bart, kleine enggeschlitzte Augen, vorstehende Backenknochen, kurze Nase, breitgespaltenen Mund und dünne Lippen; die Hautfarbe ist leicht angedunkelt, unter den höheren Ständen findet man aber eben so weiße Gesichter wie in Europa. Die Thibetaner sind von mittlerem Wuchs, eben so gewandt und beweglich wie die Chinesen, und dazu so stark und kräftig wie die Tataren, gymnastischen Uebungen und dem Tanz leidenschaftlich ergeben; ihr Gang ist leicht und man möchte sagen nach dem Tact. Auf der Straße summen sie fast immer ein Gebet oder ein Volks-

lied vor sich hin. Sie haben einen offenen, hochherzigen Charakter, sind so fromm wie die Mongolen, aber nicht so leichtgläubig. Die Reinlichkeit lieben sie nicht besonders, wohl aber Luxus und prachtvolle Kleider. Das Kopfhaar scheeren sie nicht, sondern lassen es auf die Schulter herabfallen; manchmal wird es auch abgestutzt. Seit Kurzem haben die Stutzer von Lha Ssa angefangen es zu flechten, wie die Chinesen, und mit Gold, Edelsteinen und Korallen zu verzieren. Sie tragen eine hutförmige Mütze mit breitem Aufschlagrande; sie ist von schwarzem Sammet und hat einen rothen Quastbüschel. Aber an Festtagen setzen sie einen rothen Hut auf, der dem baskischen Berret gleicht, nur ist er etwas breiter und an den Rändern mit langen buschigen Franzen geziert. Ein langer Rock wird auf der rechten Seite vermittelst vier Spangen aufgehäkelt und mit einem rothen Gürtel um den Leib zugebunden; die Stiefeln sind von rothem oder violettem Sammet. Diese einfache Tracht läßt sehr hübsch. Am Gürtel hängt gewöhnlich ein Beutel von gelbem Taffet, in welchem das unumgängliche Holznäpfchen steckt, und zwei kleine längliche, reich besetzte Börsen die gar nichts enthalten, und blos als Zierräth dienen. Die Frauen kleiden sich ähnlich wie die Männer; nur haben sie noch einen kurzen Ueberwurf, und flechten das Haar in zwei Stränge, die auf den Nacken herabhängen. Jene aus den unteren Ständen tragen eine kleine gelbe Mütze, die fast ganz genau den bekannten Jacobinermützen gleicht; vornehme Damen haben keinen andern Kopfputz als eine aus feinen Perlen verfertigte, sehr zierliche Krone.

In Thibet herrscht ein Gebrauch der sonst auf Erden nicht wieder vorkommt. Die Frauenzimmer nämlich schwärzen allemal, wenn sie das Haus verlassen, ihr Gesicht mit einer Art von schwarzem kleberigen Firniß, der wie Traubensyrup aussieht. Das geschieht in der Absicht, recht häßlich zu erscheinen; sie schmieren daher jene ekelhafte Salbe kreuz und quer durch das Gesicht, und haben dann kaum noch ein menschliches Ansehen. Diese widerwärtige Sitte ist in Hochasien sehr alt.*) Uns erzählte man darüber Folgendes. Vor ein paar hundert Jahren war der Nomekhan oder Lamaregent, welcher im vordern Thibet regierte, ein äußerst sittenstrenger Mann. Damals machten die Thibetanerinnen sich noch nicht häßlich, sondern waren der Putzsucht und dem Luxus ergeben, und die Unsittlichkeit nahm in höchst bedenklicher Weise überhand, selbst unter der

*) Ruysbroek oder Rubruquis, welchen Ludwig der Heilige von Frankreich 1252 an den Tatarenkhan absendete, schreibt über die Frauen in Hochasien: Deturpant se turpiter, pingendo facies suas.

heiligen Priesterschaft. In den Klöstern verschwand alle Ordnung und sie waren der Auflösung nahe. Diesem Unfuge wollte der Nomekhan steuern. Er gab eine Verordnung, der zufolge kein Frauenzimmer sich blicken lassen durfte, ohne das Gesicht in der oben erwähnten Art beschmuzt zu haben. Widerspänstige wurden mit sehr harten Strafen belegt und hatten außerdem Buddha's Zorn zu gewärtigen. Sicherlich gehörte großer Muth dazu ein solches Edict zu veröffentlichen; am auffallendsten erscheint es aber daß die Weiber sich demselben ohne Widerstand fügten; die Ueberlieferung weiß von keiner Auflehnung, sondern berichtet im Gegentheil, wie eifrig die Damen gewesen seien sich nun dermaßen selber anzuschwärzen, daß es den Männern angst und bange vor ihnen werden müsse; und gegenwärtig gilt die Beschmuzung des weiblichen Antlitzes für eine Art von religiöser Pflicht, und je widerwärtiger eine Frau aussieht, um so frömmer ist sie. Unter dem Landvolke würde auch der strengste Richter nichts gegen die Frömmigkeitstoilette einzuwenden finden, denn die Bäuerinnen sehen abscheulich aus; in Lha Ssa selbst jedoch wagen manche Personen weiblichen Geschlechts, Sitte, Herkommen und Gesetz zu übertreten und mit ungeschwärztem Gesicht auf die Straße zu gehen. Dafür stehen sie freilich in sehr schlechtem Rufe und müssen den Kopf verhüllen, wenn sie einen Polizeidiener kommen sehen. Jenes Edict des Nomekhan soll für die öffentliche Sittlichkeit recht ersprießlich gewesen sein, und wir wollen dem nicht gerade widersprechen. So viel aber können wir behaupten, daß die Thibetaner in Beziehung auf die Keuschheit nicht als Muster aufgestellt werden können; auch die geschwärzten Frauengesichter haben die Tugend nicht etwa vermehrt. Uebrigens genießen die Weiber große Freiheit, führen ein thätiges arbeitsames Leben, und besorgen nicht nur das Hauswesen, sondern auch der Kleinhandel ist in ihren Händen. Sie gehen hausiren und halten Verkaufsbuden; auf dem Lande helfen sie getreulich bei allen Feldarbeiten. Die Männer sind bei weitem nicht so fleißig, gehen aber doch nicht etwa müßig; insbesondere beschäftigen sie sich mit dem Verspinnen und Verweben der Wolle. Das von ihnen verfertigte Fabrikat heißt Pu lu, ist dicht und dauerhaft und ungemein mannigfaltig, von dickem pelzartigen Zeug herab, bis zum schönsten und feinsten Merinogewebe. Nach den Vorschriften der buddhistischen Reform müssen alle Lamas rothes Pu lu tragen; der Bedarf ist schon deshalb sehr beträchtlich, und die Karawanen führen von dieser Waare sehr viel nach der Mongolei und dem nördlichen China aus. Das grobe Zeug ist sehr wohlfeil, die feinsten Sorten dagegen sind ganz ungemein theuer.

Einen sehr belangreichen Handelsartikel für die Bewohner von Lha Ssa bilden die Räucherstäbchen, welche in China als Tsan Hiang, das heißt Räucherwerk aus Thibet, bekannt sind. Man verfertigt die Wohlgerüche aus verschiedenen wohlriechenden Holzarten, die man zu Pulver zerstößt und mit Moschus und Goldstaub vermischt. So erhält man einen violetten Teig, aus welchem man drei bis vier Fuß lange walzenförmige Stäbe formt, die in Klöstern und Privathäusern vor den Götzenbildern verbrannt werden. Sie brennen sehr langsam, verlöschen nicht bis sie sich völlig verzehrt haben, und geben einen herrlichen Wohlgeruch; die thibetanischen Kaufleute bringen sehr viel davon nach Peking, und machen einen großen Profit. Im nördlichen China verfälscht man die Waare und bringt sie als ächte Tsan Hiang in den Handel; sie kann aber gar keinen Vergleich mit der thibetanischen aushalten. Porzelan haben die Thibetaner nicht, bereiten aber ausgezeichnet schöne Töpferwaaren. Das Hauptgeschirr besteht in dem schon oft erwähnten schaalenförmigen Holznäpfchen, das jeder bei sich trägt, entweder auf der Brust unter dem Rocke, oder in einem als Zierrath dienenden Beutel am Gürtel. Man macht es aus den Wurzeln von Bäumen, die auf den thibetanischen Gebirgen wachsen. Dieses Geräth hat immer eine hübsche Form, ist aber einfach, ganz ohne alle Verzierung, und wird mit einem Lack überzogen, welcher der natürlichen Farbe keinen Eintrag thut, und das Geäder des Holzes und alle Masern durchscheinen läßt. Vom Tale Lama bis zum Bettler speist in ganz Thibet Jedermann von einem solchen Holznäpfchen, deren es billige und theure giebt, denn die schönsten werden wohl mit hundert Unzen Silbers bezahlt, obschon wir mit dem besten Willen nicht herauszufinden vermochten, wodurch und weshalb sie zu so hohem Werthe kamen. Die Thibetaner glauben, daß die Näpfchen bester Qualität alles Gift unschädlich machen. Unser Geschirr war abgenützt; wir wollten andere Näpfchen kaufen und traten in einen Laden, den eine recht schmuzig gefärbte Frau hielt. Sie zeigte uns einige, für deren jedes nicht weniger als fünfzig Unzen gefordert wurden. Wir hätten mit unserer gesammten Habe nicht vier solcher Dinger bezahlen können und legten sie weg, nahmen andere, fragten Tschik la, gatse re, d. h. wie viel das Stück? und erhielten zur Antwort: Excellenz, das Paar kostet eine Unze Silber. Diese kauften wir.

Die Pu lu, die Tsan Hiang und jene Näpfchen sind die drei Hauptfabrikate welche Thibet liefert. Alles Andere wird nur schlecht oder mittelmäßig verfertigt. Auch der Ackerbau ist nicht von Belang, weil das ge-

birgige Land, ohnehin von wilden Bergwassern durchzogen, nur wenige Strecken darbietet, welche die Arbeit lohnen würden. Der Anbau ist im Allgemeinen auf die Thäler beschränkt. Weizen und Reis werden nicht viel gesäet; Hauptgetreide ist die schwarze Gerste, Tsing Ku, aus welcher man die Tsamba bereitet, die man für alle Volksclassen das tägliche Brot nennen kann. Lha Ssa ist mit Hämmeln, Pferden und Yaks gut versorgt auch wohlschmeckende Fische und ausgezeichnetes Schweinefleisch kommt auf den Markt; dergleichen ist aber sehr theuer und vom gemeinen Mann nicht zu erschwingen. Im Allgemeinen nähren sich die Thibetaner sehr schlecht, und genießen vorzugsweise nur Thee mit Butter und Tsamba, auch die Reichen; und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man eine so fade werthlose Speise in einem Napfe sieht, der zweihundert Thaler gekostet hat. Fleisch wird beim eigentlichen Mahle nicht gegessen; es ist eine Leckerei, etwa wie bei uns eine Pastete. Man trägt zwei Schüsseln auf, eine mit gekochtem Fleisch und eine mit rohem; die Thibetaner speisen Beides mit gleichem Appetit ohne alles Gewürz, genießen aber dazu ein aus Gerste bereitetes Getränk.

An Schätzen des Mineralreiches ist Thibet über alle Beschreibung reich. Gold und Silber werden mit einer solchen Leichtigkeit gewonnen und sind so häufig daß selbst gewöhnliche Hirten sich auf die Reinigung dieser edlen Metalle verstehen. Manchmal sieht man sie in irgend einer Schlucht oder Thalbiegung neben einem Feuer aus Ziegenargols sitzen und Gold schmelzen, während die Heerde in der Nähe weidet. Dieser Ueberfluß an Metall erklärt es daß Geld wohlfeil ist, während die Lebensmittel ungemein hoch im Preise stehen. Die Thibetaner haben nur Silbergeld; ihre Münzen sind ein wenig größer aber nicht so dick wie ein französischer Franc. Auf der einen Seite haben sie eine thibetanische, persische oder indische (— welcherlei Art? —) Inschrift, auf der andern Seite einen Kranz der aus acht kleinen und runden Blumen besteht. Man zerstückelt diese Münzen, um den Austausch im Kleinverkehr zu erleichtern, aber so daß eine Anzahl jener Blümchen auf den Stücken sichtbar bleibt; demnach wird dann der Werth bemessen. Das ganze Stück heißt Tschanka; das halbe Stück, das nur vier Blümchen hat, wird Tsche Ptsche genannt; ein Scho-Kan hat fünf und ein Kayan drei Blumen. Im größern Verkehr hat man Silberbarren, die auf einer römischen Waage nach dem Decimalsystem abgewogen werden. Man zählt gewöhnlich nach dem Rosenkranz. Die Kaufleute bedienen sich aber mehr des chinesischen Suan pan; die Gelehrten bedienen sich unserer sogenannten arabischen

Ziffern, die aber in Thibet sehr alt sind. Wir haben mehrere handschriftliche Lamabücher gesehen, die Gemälde und astronomische Figuren enthielten, letztere in arabischen Ziffern, mit denen auch die Blätter paginirt waren. Einige Zifferzeichen weichen von unseren ein klein wenig ab, am meisten die 5, welche die Thibetaner umgekehrt stellen: 𝟓.

Thibet ist eines der reichsten und zugleich ärmsten Länder der Welt; reich an Gold und Silber, und arm an Allem was wir Wohlsein und Wohlbefinden nennen. Das Gold und Silber welches vom Volke gesammelt wird, fließt in die Hände der Reichen und namentlich in jene der Klöster. Diese sind ungeheure Aufnahmebecken, in welche alle Reichthümer der großen mittelasiatischen Länder aus tausend Canälen einmünden. Die Lamas ziehen den größten Theil des vorhandenen Geldes in freiwilligen Gaben der Andächtigen an sich, und wuchern damit in einer so abscheulichen Weise, daß sogar Chinesen, die doch selber arge Gauner sind, Anstoß daran nehmen. Jede Opfergabe an die Geistlichkeit ist ein Haken mit welchem die ganze Börse nachgezogen wird. So häuft sich das Geld in den Koffern der privilegirten Classen an; das Volk kann die nothwendigsten Lebensbedürfnisse nur zu sehr hohen Preisen erhalten, und so erklärt es sich weshalb in Thibet so viele Leute dem Elend preisgegeben bleiben. In Lha Ssa ist die Anzahl der Bettler sehr beträchtlich; sie gehen von einer Thür zur andern und verlangen eine handvoll Tsamba. Sie geben ihren Wunsch in der Art zu erkennen, daß sie die geschlossene Hand ausstrecken und dabei den Daumen in die Höhe halten. Wir müssen rühmlich erwähnen, daß die Thibetaner im Allgemeinen sehr wohlwollend und gutherzig sind und nur selten einen Armen ohne Gabe ziehen lassen.

Unter den Ausländern welche die ansässige Bevölkerung von Lha Ssa bilden helfen, sind die Pebun am zahlreichsten; Indier welche aus Butan von jenseit des Himalaya kommen, kleine, kräftig gebaute und sehr lebhafte Menschen. Ihr Gesicht ist runder als jenes der Thibetaner, ihre Hautfarbe ist sehr stark gebräunt, das kleine schwarze Auge hat einen pfiffigen Ausdruck. Vor der Stirn haben sie einen Flecken von hochrother Farbe, den sie an jedem Morgen neu auffrischen. Sie tragen stets einen Rock von violettem Pu lu und eine kleine Filzkappe von etwas dunklerm Veilchenblau; sobald ein Pebun ausgeht, schlägt er dann noch eine rothe Schärpe zweimal um den Hals, und läßt die beiden Enden hinten über die Schultern hinabhängen. Die Pebun sind die einzigen Metallarbeiter in Lha Ssa; nur in dem von ihnen bewohnten Stadtviertel fin-

det man Schmiede, Kesselmacher, Blei- und Zinnarbeiter, Goldarbeiter Juweliere, Mechaniker und selbst Chemiker und Aerzte. Die Werkstätten liegen etwa halb unter der Erde, haben einen engen niedrigen Eingang, und man hat mehrere Stufen hinabzusteigen. Auf allen Hausthüren ist eine Malerei angebracht; sie stellt eine rothe Kugel dar und über derselben einen weißen Halbmond. Wir haben leider vergessen darnach zu fragen, worauf hier Mond und Sonne anspielen. Man findet unter den Pebun äußerst geschickte Metallarbeiter; sie verfertigen Gold- und Silbergeräthe für die Klöster, und so köstliche Schmucksachen, daß auch der beste europäische Künstler sich derselben nicht zu schämen brauchte. Sie arbeiten ferner für die Tempel jene prächtigen vergoldeten Dachbedeckungen, welche allen Unbilden des Wetters trotzbieten, und ihren Glanz ungemein lange behalten; man möchte sagen, sie seien von unverwüstlicher Frische. Man verschreibt diese Pebunarbeiter bis in die entlegenen Klöster der Mongolei. Auch ausgezeichnete Färber sind sie; ihre Farben sind lebendig und so dauerhaft, daß wohl das Zeug sich abnützt, nicht aber die Farbe. Sie dürfen aber nur Pu lu färben, denn alle aus fremden Ländern eingeführten Zeuge müssen getragen werden wie sie eben sind; die Regierung hält streng darauf daß die Pebun nichts daran verändern. Wahrscheinlich will sie dadurch den Absatz der zu Lha Ssa fabricirten Zeuge begünstigen. Die Pebun lachen und scherzen gern, wie denn überhaupt ihr Charakter etwas Kindliches und Joviales hat; auch bei der Arbeit singen sie unaufhörlich. Sie bekennen sich zum indischen Buddhismus, zeigen aber große Achtung vor den lamaischen Gebräuchen und Feierlichkeiten. Obwohl sie die Reformen Tsong Kaba's nicht angenommen haben, so werfen doch auch sie an hohen Festtagen sich am Fuße des Buddha La nieder und bezeigen dadurch dem Tale Lama ihre Verehrung.

Einen sehr bemerkenswerthen Bestandtheil der Einwohner fanden wir an den Katschi, das heißt den aus Kaschmir abstammenden Muselmännern. Man unterscheidet sie leicht von den Völkern, welche einer nicht so hoch stehenden Race angehören, am Turban, am langen Barte, würdigem feierlichen Gange, an ihrem schönen ausdrucksvollen Gesichte, und an ihrer reichen, saubern Kleidung. Sie haben in Lha Ssa einen besondern Gouverneur; dieser ist ihr Oberhaupt, Pascha und Mufti in Einer Person, und von der thibetanischen Regierung anerkannt. Die Katschi haben sich schon seit ein paar Jahrhunderten in Thibet festgesetzt. Sie kamen ins Land, um sich dem Drucke in ihrer Heimat zu entziehen, und befinden sich sehr wohl. Doch unterhalten sie immer noch Verbin-

dungen mit Kaschmir. Ihr Gouverneur, mit welchem wir auf vertrautem Fuße standen, wußte daß die Pelins von Calcutta, das heißt die Engländer, Gebieter von Kaschmir seien. „Diese Pelins halte ich für die schlausten Leute in der Welt; sie nehmen alle Länder in Indien nach und nach weg, indem sie die Regenten in ihr Interesse ziehen. In Kaschmir sagen sie: Die Welt gehört Allah, die Erde gehört dem Pascha, die Compagnie regiert." Die Katschi bilden den reichsten Bestandtheil der Kaufmannschaft, führen Leinwandwaaren, Luxus- und Toilettengegenstände, sind Wechsler und handeln mit Gold und Silber. Daraus erklärt sich, daß die meisten thibetanischen Münzen persische Buchstaben als Gepräge haben. In jedem Jahre reisen einige Katschi-Kaufleute nach Calcutta; nur Leuten aus ihrem Stamme erlaubt die thibetanische Regierung über die englisch-indische Grenze zu gehen; sie erhalten einen Paß vom Tale Lama und eine Bedeckung bis an den Himalaya. Sie bringen aus Calcutta nicht eben vielerlei mit, ihre Einkäufe bestehen in Bändern, Tressen, Messern, Scheeren, noch einigen anderen kurzen und Quincaillerie-waaren und einer kleinen Auswahl von Baumwollenzeugen. Seidenwaaren und Tuche beziehen sie aus Peking; die letzteren sind russisches Fabrikat und billiger als solche die man über Calcutta beziehen würde. Die Katschi sind eifrige, strenge Mohamedaner und haben in Lha Ssa eine Moschee. In dieser Hauptstadt des Tale Lama machen sie nicht im mindesten Hehl daraus, wie groß ihre Verachtung gegen die abergläubigen Gebräuche der Buddhisten ist. Die ersten Ankömmlinge nahmen thibetanische Frauen, die zum Islam übertreten mußten; seit langer Zeit heirathen sie aber nur untereinander, und so hat sich denn im Herzen von Thibet ein kleines Volk gebildet, das andere Trachten, Sitten, Sprache und Religion hat als die Landeseingeborenen. Sie werden als gottlos verschrieen, weil sie sich vor dem Tale Lama nicht niederwerfen und nicht in den Klöstern beten; sie sind aber reich und mächtig, und wenn sie auf der Straße gehen, macht Alles Platz und steckt als Zeichen des Respekts die Zunge aus. Das Zeichen der Begrüßung besteht in Thibet darin, daß man die Kopfbedeckung abnimmt, die Zunge möglichst weit heraussteckt und sich am rechten Ohre kratzt, alles zu gleicher Zeit.

Die in Lha Ssa sich aufhaltenden Chinesen sind fast alle Soldaten oder Beamte; nur Wenige sind eigentliche Ansiedler. China und Thibet haben stets mit einander im Verkehr gestanden, und häufig Kriege geführt. Die Dynastie der Mandschu begriff von vorne herein, wie viel für sie darauf ankam, mit dem unter den Mongolen so einflußreichen

Tale Lama auf gutem Fuße zu stehen. Sie unterhält am Hofe zu Lha Ssa zwei Großmandarinen, welche den Titel Kin Tschaï, außerordentliche Bevollmächtigte, führen. Sie bringen bei gewissen Gelegenheiten dem Tale Lama die Huldigungen des Kaisers dar, und unterstützen ihn, wenn er etwa mit Grenznachbarn in Irrung geräth. Das ist aber nur Vorwand, es kommt eigentlich nur darauf an, für die religiösen Ansichten der Mongolen eine gewisse Hochachtung zur Schau zur stellen und sie für den Kaiser in Peking günstig zu stimmen, der ja für den lebendigen Gott, welcher auf dem Buddha La thront, so große Ehrfurcht an den Tag legt. Auch können die beiden Kin Tschaï von Lha Ssa aus ein scharfes Auge auf die Vorgänge in Thibet und den Nachbarländern halten.

Im fünfunddreißigsten Jahre des Kaisers Kien Long hatte der pekinger Hof in Lha Ssa zwei Bevollmächtigte von welchen der eine Lo, der andere Pu hieß. Man nannte sie die Kin Tschaï Lopu; das letztere Wort bedeutet im Thibetanischen Rübe, und das Volk, von jeher den Chinesen auffässig, freute sich dieses Spitznamens. Jene Mandarinen waren höchst unbeliebt, weil sie sich in ungeeigneter Weise in die Landesangelegenheiten einmischten, und den Tale Lama in seinem Rechte kränkten. Sie ließen sogar chinesische Truppen ins Land kommen, angeblich um den Tale Lama vor Angriffen nepalesischer Völker zu schützen. Diesen Uebergriffen der Chinesen, welche auf eine Unterjochung hinzielten, wurde von Seiten der Thibetaner nachdrücklich Widerstand geleistet, und der Nomekhan wendete Alles auf, die Kin Tschaï in ihre Schranken zu verweisen. Als er eines Tages auf dem Wege zu denselben war, trat ein junger Lama an die Sänfte und warf einen Zettel hinein, auf welchem die Worte standen: Lo Pu, ma, sa, d. h. enthalte Dich der Rüben. Offenbar wollte man ihm andeuten, er möge auf seiner Hut sein; weil aber der Zettel nichts Bestimmtes sagte, ging der Nomekhan dennoch zu den Kin Tschaï. Als er mit beiden in Verhandlung war, traten plötzlich Trabanten ins Gemach, hieben ihn nieder und schnitten ihm den Kopf ab. Ein thibetanischer Koch eilte aus einem Nebenzimmer herbei, ergriff das blutige Haupt, steckte es auf eine Lanze, rannte durch die Straßen und schrie um Rache gegen die Chinesen. Bald war die ganze Stadt in Aufruhr, Alles griff zu den Waffen und die Kin Tschaï fielen als Opfer der Volkswuth. Alles was nur Chinese war wurde erschlagen, und dieses Gemetzel erstreckte sich über ganz Thibet bis zu den Grenzen von Sse tschuen und Yün nan. Der Kaiser aber ließ Soldaten marschiren, die im Felde nichts ausrichteten; aber bei den Unterhandlungen gewannen die Chinesen wie

gewöhnlich das Uebergewicht. Allmälig stellte sich das alte Verhältniß wieder her und seitdem sind die beiden Regierungen in Frieden geblieben.

Die Chinesen halten in Thibet keine beträchtliche Truppenmacht. Von Sse tschuen bis Lha Ssa sind Wachtstationen, um den kaiserlichen Eilboten und den reisenden Beamten an die Hand zu gehen; in Lha Ssa stehen einige hundert Mann, die gewissermaßen nur eine Leibwache für die Gesandten bilden. Von der Hauptstadt nach Süden hin bis Butan, ist wieder eine Linie von Wachtstationen, sie wird aber nur sehr schlecht unterhalten. An der Grenze stehen chinesische und thibetanische Soldaten und bewachen die Uebergänge über das Gebirge, auf dessen anderer Seite schon englische Posten stehen. Sonst giebt es keine Chinesen in Thibet, denn der Eintritt in dieses Land ist ihnen auf das Strengste verboten. Alle chinesischen Soldaten und Mandarinen stehen im Solde der pekinger Regierung; sie bleiben gewöhnlich drei Jahre im Lande, und werden alsdann abgelöst. Einigen wird wohl Erlaubniß gegeben in Lha Ssa oder in Städten an der Straße nach Sse tschuen zu bleiben; es sind aber nur wenige. Sie treiben allerlei um den Inhalt der thibetanischen Börsen in die ihrigen zu leiten; manche heirathen auch wohl Thibetanerinnen. Aber der Chinese hat keine Anhänglichkeit an seine Frau und deren weibliche Kinder. Sobald er genug zusammen gespart hat, verläßt er seine Familie, und nimmt nur seine Knaben mit. Der Thibetaner fürchtet den Chinesen, der Katschi verachtet ihn und der Pebun macht sich über ihn lustig.

Wir beiden Missionaire bildeten unter diesen Asiaten eine besondere Landsmannschaft. Von Anfang an wurden die Leute auf uns aufmerksam, denn wir hatten eine fremdartige Physiognomie, und in den Straßen sah man uns nach. Man wußte nicht was man aus uns machen sollte; die Einen hielten uns für Muftis aus Kaschmir, Andere für Brahminen oder für Lamas aus der nördlichen Mongolei, noch Andere für Kaufleute aus Peking, die ein anderes Kleid angenommen hätten, um mit der Gesandtschaft nach Thibet kommen zu können. Nachdem wir jedoch rundweg erklärt hatten, daß wir weder aus Peking noch aus der Mongolei, und ebensowenig aus Indien oder China seien, stand es fest, daß wir weiße Asaras seien. Das lautete ganz hübsch, wir wollten aber doch gern wissen was für Leute das seien. Und so erfuhren wir, daß die Asaras unter allen Anbetern Buddha's die eifrigsten sind, einen zahlreichen Stamm in Indien bilden, und manchmal Pilger nach Lha Ssa schicken. Die Asaras, welche vor uns in dieser Hauptstadt erschienen waren, hatten ein schwarzes Gesicht; mit einem solchen waren wir nicht versehen, man

machte uns also zu weißen Asaras. Wir mußten auch diese Ehre ablehnen. Aber was anfangs ergötzlich schien wurde bald bedenklich, denn Manche hielten uns für Russen oder für Engländer aus Calcutta, die nach Thibet gekommen seien um alle Verhältnisse auszuspähen, Landcharten zu entwerfen und am Ende gar die Staaten des Tale Lama zu erobern. Waren wir wirklich Engländer, so konnte es sich ganz wohl ereignen, daß man uns viertheilte, denn in Thibet sind die Engländer nicht beliebt, weil man sie für ein eroberndes Volk hält und sehr mistrauisch gegen sie ist. Wir entschlossen uns kurzweg allen Verdächtigungen und Muthmaßungen ein Ende zu machen. In Lha Ssa gebietet eine Verordnung allen Fremden, welche dort verweilen wollen, sich beim Polizeimeister anzumelden; das thaten wir, erklärten, wir seien aus Frankreich das unter dem westlichen Himmel liege, und hätten die Absicht die christliche Religion zu verkündigen, deren Priester wir seien. Der Polizeimeister war trocken wie ein echter Bureaukrat, zog phlegmatisch seinen Bambusstiel hinter dem Ohr hervor und schrieb nieder was wir gesagt hatten. Ein paar Mal murmelte er vor sich hin: Frankreich, christliche Religion, wischte dann die Tinte im Schreibstiel mit den Haaren aus, steckte ihn wieder hinters Ohr, und sprach: Yak pore, das ist gut. Wir sagten Temu schu, bleibe in Frieden, steckten die Zunge aus, und gingen fort, sehr vergnügt, daß wir mit der Polizei in Ordnung seien. Nun kümmerte uns nicht mehr, was die Leute auf der Straße über uns sagten. Nachdem wir so lange in China gelebt hatten, wo wir außer dem Gesetz und gleichsam vogelfrei waren, erschien es uns als ein wahres Glück endlich in einem gastfreien Lande frei aufathmen zu können. Denn die Thibetaner sind gegen andere Völker keineswegs so ausschließlich wie die Chinesen: nach Lha Ssa kann Jedermann kommen, und Handel und Gewerbe treiben ohne daß er in seiner freien Bewegung irgendwie beeinträchtigt würde. Daß die Chinesen nicht nach Thibet wandern und sich dort aufhalten dürfen, ist Schuld der pekinger Regierung, die das nun einmal so will. Und hätten die Eroberungen der Engländer in Indien nicht dem Tale Lama Furcht eingeflößt, so würden die Peling aus Calcutta und aus Europa gewiß freien Zutritt haben.

Wir haben schon oben gezeigt wie viele Aehnlichkeit der Buddhismus mit dem Katholicismus hat. Rom und Lha Ssa, der Papst und der Tale Lama*) bieten gleichfalls interessante Analo-

*) Nicht Dalaï oder Dalaë Lama; man muß Talé Lama sagen. Das mongolische Wort Talé bedeutet Meer; und man nennt den Groß-

gien. Die Regierung in Thibet ist in den Händen von Geistlichen und hat Aehnlichkeit mit jener des Kirchenstaates in Italien. Der Tale Lama ist das politische und kirchliche Oberhaupt der gesammten thibetanischen Lande; er hat die gesetzgebende und vollziehende Gewalt, und die ganze Verwaltung hängt von ihm ab. Zur Richtschnur dienen ihm das Gewohnheitsrecht und einige von Tsong Kaba gegebene Verordnungen. Wenn er sich umwandelt, das heißt gestorben ist, so wird zum Nachfolger ein Knabe erwählt; in ihm setzt sich die unzerstörbare Persönlichkeit des lebendigen Buddha fort. Die Wahl wird von den versammelten Hutuktu-Lamas vorgenommen, welche in der Hierarchie eine Stufe einnehmen, welche jener des Tale Lama zunächst steht*). Als sichtbarer Gott kann dieser Letztere nicht von der Höhe seines Heiligthums so weit herabsteigen, daß er sich um alle irdischen Dinge bekümmert; er nimmt also nur von den allerwichtigsten Angelegenheiten Kenntniß, und auch das nur so viel es ihm eben genehm ist. Er wird durch keinerlei Grundgesetze beschränkt.

Nächst dem Tale Lama, den die Thibetaner auch wohl Kian Ngan Rembutschi nennen, das heißt den allerhöchsten Schatz, steht der Nomekhan oder geistliche Kaiser, welchen die Chinesen Tsang Wang, König von Thibet nennen. Er wird vom Tale Lama ernannt, muß der Classe der Schaberon Lamas angehören, behält seine Stelle lebenslänglich und kann nur durch einen Staatsstreich abgesetzt werden. Von ihm und den vier Kalons sind alle Regierungssachen abhängig. Die Kalons ernennt der Tale Lama aus einer vom Nomekhan ihm vorgelegten Liste; sie sind keine Geistlichen und dürfen verheirathet sein. Die Dauer der Verwaltung eines Kalo ist unbestimmt; sobald es dem Nomekhan scheint, daß ein solcher seiner hohen Stellung unwürdig sei, erstattet er darüber Bericht an den Tale Lama, der jenen Beamten entfernt, falls die Beschwerde ihm gegründet erscheint. Die Unterbeamten werden von den Kalons ernannt und sind zumeist Geistliche. Die Provinzen zerfallen in mehrere Bezirke; an der Spitze stehen Hutuktu Lamas. Sie sind kleine geistliche Souveraine und erhalten vom Tale Lama die Investitur; sie erkennen dadurch seine Oberherrschaft an. Sehr oft sind sie kriegerisch gestimmt, und es kommt unter Nachbarn nicht selten zu blutigen Streitigkeiten, in denen Plünderung und Brandlegung eine große Rolle spielen. Der mächtigste unter diesen souverainen Lamas ist der Bandschan

lama von Thibet so, weil er für ein Meer von Weisheit und Macht gilt.

*) Also ein Cardinalcollegium.

Rembutschi, der zu Dschaschi Lumbo (d. h. Orakelberg), der Hauptstadt des jenseitigen Thibet wohnt. Sie liegt südlich von Lha Ssa, acht Tagereisen entfernt. Der gegenwärtige Bandschan ist hochberühmt; seine Anhänger behaupten, er habe eine eben so große geistliche Gewalt wie der Tale Lama, und das Heiligthum von Dschaschi Lumbo sei eben so erhaben wie jenes von Buddha La. Doch ist die öffentliche Meinung darüber einverstanden, daß die weltliche Gewalt des Tale Lama über jene des Bandschan Rembutschi zu stellen sei. Ueber kurz oder lang muß einmal die Rivalität zwischen den beiden Herrschern eine bedenkliche Wendung nehmen.

Der gegenwärtige (1846) Bandschan Rembutschi ist ein Mann von etwa sechzig Jahren, majestätischem Wuchse und für sein Alter von erstaunlicher Kraft. Er soll aus Indien stammen; seine erste Incarnation hat schon vor einigen tausend Jahren in dem berühmten Lande der Asaras stattgefunden. Die Physiognomiker in Lha Ssa, die uns für weiße Asaras erklärten, und für Landsleute des Bandschan Rembutschi hielten, gaben uns den Rath nach Dschaschi Lumbo zu reisen, wo wir einer guten Aufnahme gewärtig sein dürften. Die gelehrten Lamas, welche sich mit der buddhistischen Genealogie beschäftigen, erklären, wie der Bandschan, nach so vielen und wunderthätigen Fleischwerdungen in Hindustan, im jenseitigen Thibet erschien und seine Residenz zu Dschaschi Lumbo nahm. Er steht in ganz ungemeinem Ansehen; die Thibetaner, Mongolen und andere Buddhisten bezeichnen ihn nicht anders als den großen Heiligen, und wenn sie seinen Namen nennen, falten sie die Hände und schlagen die Augen gen Himmel. Sie behaupten er wisse Alles, könne alle Sprachen der Erde reden, ohne sie jemals gelernt zu haben, und sich demnach mit den Pilgern aus allen Ländern unterhalten. Namentlich die Mongolen sind von seinen hohen Eigenschaften so stark überzeugt, daß sie in allen Gefahren ihn als den Bokte, den Heiligen, anrufen. Auch die Pilger welche nach Thibet wallfahrten, versäumen nicht, Dschaschi Lumbo zu besuchen, und dem Bandschan Opfergaben zu spenden. Die mongolischen Karawanen bringen alljährlich ungeheure Summen nach jener Stadt. Der Bandschan nimmt die Gold- und Silberstangen der Gläubigen, und beschenkt sie dafür mit Fetzen von seinen abgelegten Kleidern und Flicken Papiers auf welchen thibetanische Sprüche zu lesen sind, sodann mit kleinen Figuren von gebranntem Thon und mit rothen Pillen, welche ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten abgeben. Die Pilger nehmen alle dergleichen Schnurrpfeifereien mit größter Andacht hin, und thun sie in ein Säckchen, das sie stets bei sich tragen. Alle die nach

Dschaschi Lumbo pilgern, Weltliche oder Geistliche, Männer oder Weiber, treten in die vom Bandschan Rembutschi gestiftete **Brüderschaft der Kelans**. Fast alle Buddhisten trachten nach dem Glück ihr anzugehören, und man kann schon jetzt behaupten, daß diese Verbindung künftig einmal in Hochasien auch große politische Ereignisse hervorrufen werde. Schon jetzt macht man sich auf eine große Katastrophe gefaßt, über welche allerlei Prophezeiungen umlaufen. Man sagt nämlich, wenn der Heilige von Dschaschi Lumbo, der Bandschan Rembutschi, sterbe, so werde er nicht wieder, wie seither, im jenseitigen Thibet fleischlich erstehen, sondern im Norden von Thibet, in den von den Urianghaï bewohnten Steppen, in **Thian schan pe lu**, zwischen den Himmelsbergen und dem Altaï. Mehrere Jahre lang wird er unbekannt bleiben, und in der Zurückgezogenheit sich durch Gebet und gute Werke auf die großen Dinge vorbereiten welche die Zukunft bringt. Dann wird die Religion Buddha's in dem Herzen Vieler schwach werden und nur unter den Angehörigen der Kelanbrüderschaft lebendig bleiben. In jener unglücklichen Zeit werden die Chinesen übermächtigen Einfluß in Thibet gewinnen, auf Bergen und Thälern sich ausbreiten, und Alles aufbieten, um sich der Herrschaft des Tale Lama zu bemächtigen. Aber das dauert nicht lange; in einem allgemeinen Aufstande werden die Thibetaner zu den Waffen greifen und in einem einzigen Tage alle Chinesen bis auf den letzten Mann ermorden, so daß auch nicht ein einziger nach China zurückkommt. Ein Jahr nach jenem blutigen Tage wird der Kaiser ein zahlreiches Heer gegen Thibet anrücken lassen; dann wird das Blut in solcher Menge fließen, daß das Wasser der Ströme davon geröthet wird, und am Ende werden die Chinesen Herren von Thibet. Aber das dauert wieder nicht lange. Denn alsdann wird der Bandschan Rembutschi seine Macht offenbaren, und an die Brüderschaft des Kelan einen Aufruf ergehen lassen. Die Todten, welche einst derselben angehörten, werden ins Leben zurückkehren, und alle zusammen sich auf einer weiten Ebene in Thian schan pe lu nebeneinander schaaren. Dort wird der Bandschan Pfeile und Flinten austheilen, und über das große Heer in eigener Person den Befehl führen, und die Chinesen werden in Stücke gehauen. Erst wird Thibet, dann China, dann die Mongolei, dann das große Reich der Oros (Russen), erobert und der Bandschan zum Universalmonarchen ausgerufen werden. Dann blüht auch der Buddhismus wieder auf, aller Orten erheben sich Klöster und buddhistische Gebete ertönen in der ganzen Welt.

Wir geben hier nur den allgemeinen Inhalt der Prophezeiungen

die in Aller Munde sind und mit allen möglichen Einzelheiten im Volke umlaufen; und alle Welt glaubt daran wie an eine ausgemachte Sache, selbst die Chinesen in Lha Ssa, die sich freilich darüber vorerst keine grauen Haare wachsen lassen, weil sie meinen, die böse Zeit werde wohl noch ein wenig auf sich warten lassen. Uebrigens meint man, daß der Bandschan Alles für eine große Revolution vorbereite, deren Hauptträger er sein soll. Er ließ viel exerciren, und alle Zeit die er nicht auf geistliche Obliegenheiten verwenden mußte, benutzte er um die Kelans kriegerisch einzuüben. Als Bogenschütze hatte er großen Ruf, verstand auch mit Lanze und Luntenflinte sehr gut umzugehen, züchtete Pferde für seine zukünftige Reiterei und eine ungeheure Menge mächtig großer Hunde, welche einst im Kriege der Kelans eine wichtige Rolle zu spielen bestimmt sind. Alle diese tollen Gedanken sind dermaßen in Mark und Bein des Volkes, insbesondere aber der Kelans eingedrungen, daß eine Revolution in Thibet keineswegs unter die unwahrscheinlichen Dinge gehört. Nach dem Tode des Großlama von Dschaschi Lumbo braucht nur ein kecker Abenteurer in Thian schan pe lu sich zu erheben, sich dort zum Bandschan Rembutschi auszurufen und die Kelans um die heilige Fahne zu schaaren. Schon jetzt hat der Großlama von Dschaschi Lumbo durch die Kelans eine so große Bedeutung gewonnen, daß allmälig die Obergewalt des Tale Lama dadurch beeinträchtigt worden ist. Das erklärt sich auch leicht. Als wir in Lha Ssa verweilten, war der Tale Lama ein neunjähriger Knabe; seine drei Vorgänger waren sämmtlich eines gewaltsamen Todes gestorben bevor sie das zur Volljährigkeit erforderliche Alter von zwanzig Jahren erreicht hatten. Eine Periode von vier aufeinander folgenden Minderjährigkeiten hat der Bandschan, ein ohnehin sehr geschickter und ehrgeiziger Mann, sicherlich benützt um sein Ansehn zu erhöhen. Im Jahre 1844 traten in Thibet Ereignisse ein, die wir erzählen müssen, weil sie von hohem Interesse sind.

Die Bevölkerung von Lha Ssa war in Trauer und Bestürzung darüber, daß drei Tale Lamas hintereinander schon in den Jünglingsjahren eine Beute des Todes wurden; die öffentliche Meinung war einig darüber, daß dabei grauenvolle Missethaten im Spiele seien; ja man erzählte auf den Straßen und in den Klöstern die Einzelheiten, welche sich beim Ermorden jedes einzelnen Papstes zugetragen haben sollten. Der erste Lama sei erwürgt worden, den zweiten habe die Decke seines Schlafgemaches erschlagen, der dritte sei nebst den zahlreichen Angehörigen seiner Familie vergiftet worden. Den Vorsteher des großen Klosters Kaldan,

welcher dem Tale Lama sehr ergeben war, hatte dasselbe Schicksal betroffen. Alle diese Abscheulichkeiten wurden dem Romekhan Schuld gegeben; auch die vier Kalons (Minister), zweifelten keinen Augenblick, daß er alle jene Frevel verübt, sie sahen sich aber nicht in der Lage den Tod ihres Gebieters zu rächen, denn der Romekhan stützte sich auf viele sehr einflußreiche Anhänger. Er war ein Si fan aus dem Fürstenthum Yang tu sse in der Provinz Kan su; die Würde eines Tu Sse war in seiner Familie erblich, und eine Menge seiner Verwändten seit langer Zeit in Lha Ssa ansässig und angesehen. Als der Romekhan aus Yang tu sse seine hohe Stellung übernahm, war er ein junger Mann; aber gleich von vorne herein traten sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht zu Tage, und er benützte seinen Reichthum und den Einfluß seiner Verwandten um Anhänger zu gewinnen, die ihm völlig ergeben waren. Namentlich kam es ihm darauf an die Geistlichen in sein Interesse zu ziehen, und in dieser Beziehung sah er es namentlich auf das große Kloster S e r a ab, welches er unter seinen besondern Schutz nahm. Dieser von fünfzehntausend Geistlichen bewohnte Lamaort liegt kaum eine Stunde von Lha Ssa entfernt; er wurde mit Gunstbezeigungen und Privilegien überhäuft; die wichtigsten Aemter im Staat wurden Angehörigen des Klosters Sera gegeben. Deshalb waren die dortigen Lamas dem Romekhan blindlings ergeben; sie erklärten ihn für einen Heiligen ersten Ranges, und entwarfen ein Inhaltsverzeichniß aller seiner Vollkommenheiten, das hinter jenem Buddha's nicht zurückstand. So hatte der Romekhan festen Boden unter sich, und ging an die Ausführung seiner Pläne; er brachte die drei jungen Päpste ums Leben, um die Regentschaft führen zu können.

Ein solcher Mann war gewiß nicht mit leichter Mühe zu beseitigen. Die vier Kalons durften es nicht wagen, ihn offen zu befehden; sie mußten sich verstellen, und konnten nur insgeheim an seinem Sturz arbeiten. Das Hutuktu-Collegium erwählte einen neuen Lama, oder genauer gesagt, diese Cardinäle bezeichneten ein Kind, in dessen Leib die Seele des lebendigen Buddha übergewandert sei. Der Romekhan bewies demselben große Ehrfurcht, wahrscheinlich mit dem Vorbehalt, zu gelegener Zeit abermals eine Wandelung zu veranlassen. Inzwischen trafen die Kalons Gegenvorkehrungen und verständigten sich mit dem Bandschan Rembutschi. Der Kaiser von China sollte von Allem in Kunde gesetzt und um Hilfe angegangen werden. Im Jahre 1844 ging zu diesem Zweck eine Gesandtschaft ganz insgeheim nach Peking. Die kaiserliche Regierung konnte aus gewichtigen Gründen nicht umhin sich der Thibetaner anzunehmen. Die

Mandschudynastie hat sich feierlich zum Beschützer des Tale Lama erklärt; sodann war der Nomekhan aus Yang tu Sse in der Provinz Kan Su gebürtig und somit gewissermaßen der Gerichtsbarkeit des Kaisers unterthan; endlich war hier eine treffliche Gelegenheit geboten, China's Einfluß in Thibet auszudehnen und zu befestigen. Der Kaiser schickte daher einen Bevollmächtigten nach Lha Ssa, denselben Ki Schan welcher in Canton, zur Zeit des englischen Krieges, bei den Unterhandlungen eine so wichtige Rolle gespielt hat. Er ist ein Mandschu von großen Fähigkeiten. Seine amtliche Laufbahn begann dieser Mandarin als Schreiber in einem der sechs großen Gerichtshöfe zu Peking. Noch sehr jung stieg er zu hohen Würden, und seine praktische Brauchbarkeit war so ausgezeichnet, daß er im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters Statthalter der Provinz Ho nan wurde; drei Jahre darauf bekleidete er schon das Amt eines Vicekönigs, wurde aber bald nachher abgesetzt, weil er einer Ueberschwemmung des Hoang ho nicht zu steuern wußte. Doch blieb er nicht lange in Ungnade, und war nach einander Vicekönig in den Provinzen Schan tong, Sse tschuen und Pe tsche ly. Auch erhielt er den rothen Knopf, die Pfauenfeder und den gelben Rock, sammt dem Titel Heu Ye, das heißt Kaiserlicher Prinz, und wurde einige Zeit darauf sogar zum Tschung Tung erhoben, demnach zur höchsten Würde, die ein Mandarin überhaupt erlangen kann. Es giebt übrigens nur acht Tschung Tung im Reiche; vier davon sind Mandschu und vier Chinesen; sie bilden den Geheimen Rath des Kaisers und haben das Recht direct an ihn zu schreiben. Im Jahre 1839 ging Ki Schan nach Canton als Vicekönig der Provinz und kaiserlicher Commissarius, um mit den Engländern über Herstellung eines friedlichen Einvernehmens zu unterhandeln, das durch seinen Vorgänger Lin gestört worden war. Ki Schan begriff sogleich, wie sehr die Europäer den Chinesen überlegen waren, und daß die Letzteren bei einem Kriege den Kürzern ziehen müßten. Nach den Verhandlungen mit dem englischen Bevollmächtigten Elliot wurde die kleine Insel Hong kong abgetreten, und um das gute Einvernehmen zwischen der Königin Victoria und dem Kaiser Tao Kuang zu besiegeln, gab Ki Schan ein prächtiges Gastmahl. Aber durch die Ränke welche Lin in Peking anzettelte, wurde es dahin gebracht, daß der Kaiser den Vertrag cassirte. Ki Schan wurde beschuldigt von den Engländern Geld genommen und das himmlische Reich an die Seeteufel verkauft zu haben. Der Kaiser schrieb ihm einen donnernden Brief, erklärte ihn des Todes schuldig, und befahl ihm unverweilt nach Peking zu kommen. Der Kaiser schenkte ihm

wider Erwarten das Leben, nahm ihm aber alle Aemter, Würden, Titel und Auszeichnungen, zog seine Güter ein, ließ sein Haus schleifen, seine Frauen öffentlich verkaufen, und schickte ihn als Verbannten in die Mongolei. Aber Ki Schan hatte Freunde am Hofe die ihn nicht im Stiche ließen, und denen es schon 1844 gelang seine Begnadigung auszuwirken. Jetzt wurde nun der talentvolle Mann nach Lha Ssa als Bevollmächtigter geschickt. Er erhielt zwar nicht den rothen Knopf zurück, aber man gab ihm den blauen; auch bekam er die Pfauenfeder, den gelben Rock freilich durfte er nicht tragen. Seine pekinger Freunde schossen Geld zusammen und bauten ihm ein prächtiges Haus. Die Sendung als Kin Tschaï nach Thibet galt indessen immer noch als eine Art Exil, aber es war doch damit eine Stufe gewonnen, auf welcher man höher steigen konnte.

Gleich nach seiner Ankunft in Lha Ssa verständigte sich Ki Schan mit dem Bandschan Rembutschi und den vier Kalons, verhaftete den Nomekhan, verhörte dessen vertraute Freunde, und ließ ihnen lange Bambusnadeln unter die Nägel schlagen, um sie williger zum Geständniß zu machen. Die Chinesen sagen: „Durch dieses Mittel wurde die Wahrheit vom Irrthum abgesondert und das Verfahren des Nomekhan zu Tage gelegt!" Er selber gestand seine Verbrechen ein, ohne daß er auf die Folter gekommen wäre; er habe drei Tale Lamas auf gewaltthätige Weise zur Seelenwanderung gebracht; den ersten habe er erwürgt, den zweiten erstickt und den dritten vergiftet. Man nahm Protokolle in chinesischer, mongolischer und thibetanischer Sprache auf, die von Nomekhan und dessen Mitschuldigen unterzeichnet wurden; der Bandschan Rembutschi, die vier Kalons und der chinesische Bevollmächtigte setzten ihr Siegel darunter und schickten sie unverweilt nach Peking. Das Alles wurde möglich geheim abgemacht. Aber drei Monate später war die thibetanische Hauptstadt in einer fürchterlichen Aufregung. Am Portale des Palastes, welchen der Nomekhan bewohnt hatte, so wie in den Hauptstraßen der Stadt war auf gelbem Papier ein kaiserliches Edict in drei Sprachen zu lesen; es war mit einem Rande von geflügelten Drachen eingefaßt. Der Inhalt war gewichtig. Zuerst wurde gesagt, welche Pflichten großen und kleinen Fürsten obliegen; Potentaten, Kaiser, Könige, Fürsten, Obrigkeiten und Völker werden ermahnt, auf dem Pfade der Tugend und Gerechtigkeit zu wandeln, wenn sie nicht den Zorn des Himmels und den Unwillen des großen Khans auf sich ziehen wollen. Dann schildert der Kaiser, welcher Verbrechen der Nomekhan sich schuldig gemacht, und verbannt ihn auf ewige Zeiten an das Ufer des Sakhalien Ula, tief hinten

in die Mandschurei. Am Ende der Proclamation stand die übliche Schlußmahnung: „Man zittre und gehorche!" Das Volk drängte sich zu den Placaten; auf den Straßen bildeten sich Gruppen die lebhaft aber noch nicht laut die Neuigkeit besprachen. Allmälig wuchs die Aufregung, nicht sowohl weil der Sturz des Nomekhan verkündigt war, denn dieser verdiente sein Schicksal, sondern wegen der Einmischung China's, durch die man sich erniedrigt fühlte und die man fürchtete. Am meisten waren die fünfzehntausend Mönche des Klosters Sera erbittert. Sie hingen dem Nomekhan, ihrem Gönner, mit Leib und Leben an, erhoben sich allesammt, bewaffneten sich so gut sie eben konnten, und stürmten nach dem nahen Lha Ssa. Schon von weitem hörte man ihr Geschrei durch dicke Staubwolken, und alles Volk rief: „Die Lamas von Sera kommen!" Sie kamen und stürzten wie eine Lawine nach dem Palast des chinesischen Bevollmächtigten. „Nieder mit Ki Schan, Tod den Chinesen," riefen zehntausend Kehlen. Aber sie fanden Niemand; denn Ki Schan hatte sich im Hause eines Kalon verborgen und seine Leute waren in der Stadt umher zerstreut. Nun theilten sich die Lamas in mehrere Haufen; einige stürmten nach dem Palast des Nomekhan, andere nach den Wohnungen der Kalons und verlangten die Auslieferung des Bevollmächtigten. Diese wurde verweigert; es kam zum Blutvergießen, einer der thibetanischen Minister wurde in Stücke zerrissen, und drei andere trugen schwere Wunden davon. Inzwischen hatte man das Gefängniß des Nomekhan erbrochen, und wollte ihn im Triumph nach dem Kloster Sera tragen. Aber er weigerte sich und bot Alles auf um die Lamas zu beruhigen; er machte geltend daß dadurch seine Lage nur verschlimmert werde. Er sei das Opfer einer Verschwörung, wolle nach Peking gehen, dem Kaiser Alles auseinandersetzen und dann zurückkehren. Jetzt müsse man dem Decrete Folge leisten. Die Lamas indessen wollten sich nicht beruhigen lassen; als aber die Nacht hereinbrach, zogen sie in hellen Haufen nach ihrem Kloster zurück, fest entschlossen am nächsten Tage wiederzukommen. Und wirklich machten sie Anstalt dazu. Aber unterwegs fanden sie auf der Ebene eine Menge chinesischer und thibetanischer Soldaten aufgestellt. Jetzt entfiel ihnen der Muth, und als der Schall der Meermuschel sich vernehmen ließ, warfen sie die Waffen weg, flüchteten in ihre Zellen zurück, holten die Gebetbücher, und sangen dann im Tempel wie gewöhnlich ihren Chorgesang, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Einige Tage später war der Nomekhan unter starker Bedeckung auf dem Wege nach Sse tschuen. Man hat in Lha Ssa nie recht begreifen

können, weshalb ein Mann der vor einem dreifachen Morde des buddhistischen Kirchenoberhauptes nicht zurückgebebt war, den Aufstand jener Mönche nicht zu seinen Gunsten benützte. Es hätte ihn nur ein Wort gekostet, und alle Chinesen in Lha Ssa wären ermordet und vielleicht alle Provinzen Thibets in Feuer und Flamme versetzt worden. Aber der Nomekhan war ein feiger Mörder, nicht ein muthiger Rebell. Ki Schan wollte auch die Mitschuldigen des Nomekhan bestrafen, aber dagegen erhoben die Kalons Einsprache, weil es nur ihnen zustehe diese Leute vor Gericht zu ziehen, nicht den Chinesen. Dagegen durfte er keine Einwendung machen. Der neue Nomekhan ist ein Schaberon aus dem Kloster Ran Tschan, ein junger Mensch von achtzehn Jahren. Als wir in Lha Ssa ankamen, waren sowohl er als der Tale Lama minderjährig, und die Regentschaft dem ersten Kalon übertragen, welcher Alles aufbot um den Uebergriffen des chinesischen Bevollmächtigten zu steuern, der sich seinerseits die größte Mühe gab aus der Schwäche der thibetanischen Regierung Vortheil zu ziehen.

Siebenzehntes Kapitel.

Polizeispione. — Wir erscheinen vor dem Regenten und werden von Ki Schan verhört. — Eine Nacht in Gefangenschaft. — Aeußerungen des Gouverneurs der Katschi. — Haussuchung und Forschung nach Landcharten. — Wir wohnen in einem Hause des Regenten und predigen das Evangelium. — Ein Mikroskop — Unterhaltungen mit Ki Schan. — Der Buddhismus. — Blattern. — Begräbnißgebräuche.

Mit der Polizei waren wir in Ordnung, und machten nun Bekanntschaft mit Lamas, um unsere Missionsarbeiten zu beginnen. Als wir eines Tages mit einem sehr gelehrten Geistlichen in unserm eigenen Zimmer uns unterhielten, stellte sich uns ganz unvermuthet ein sehr gewählt gekleideter Chinese vor, angeblich Kaufmann; er wolle, sagte er, von den Waaren kaufen welche wir etwa mitgebracht hätten. Wir entgegneten, zum Verhandeln besäßen wir nichts als etwa ein paar alte Reitsättel. „Das ist prächtig; solcher Sättel bedarf ich;" sprach er, durchmusterte dabei unsere Habseligkeiten, fragte viel nach unserer Heimat, und welche Ortschaften wir auf der Reise nach Lha Ssa berührt. Gleich nachher kam ein zweiter,

dann ein dritter Chinese, nachher erschienen zwei Lamas in seidenen Schärpen. Alle wollten angeblich etwas kaufen, durchspähten alle Winkel und bestürmten uns mit Fragen. Endlich zogen sie ab, bemerkten aber daß sie demnächst wieder kommen wollten. Dieser Besuch gab uns Stoff zum Nachdenken, denn das ganze Auftreten der Leute war verdächtig; sie waren ganz offenbar mit einander einverstanden, und der Sattelkauf nur ein Vorwand. Uebrigens blieben wir ganz ruhig, und setzten uns an den Tisch um ein Stück Yakfleisch zu verzehren, das Samdadschiemba gekocht hatte. Eben waren wir beim Nachessen, das heißt wir schwenkten unsere Näpfchen mit Thee aus, als die beiden Lamas mit der seidenen Schärpe, jene angeblichen Kaufleute, wiederkamen und uns meldeten, der Regent wolle uns sprechen. Spöttisch fragten wir, ob vielleicht der Regent auch Sättel kaufen wolle, sie hießen uns aber aufstehen und ihnen folgen. Nun war es klar, daß die Behörde sich um uns bekümmerte, aber zweifelhaft blieb noch ob sie es gut oder böse mit uns meinte. Wir legten unsere am wenigsten schlechten Kleider an, setzten die Mützen von Fuchspelz auf und sagten: Also vorwärts! „Und dieser junge Mensch hier?“ fragten sie und zeigten auf Samdadschiemba. — „Der ist unser Diener und bleibt hier, um die Wohnung zu hüten.“ — „Nein, er muß auch mit kommen, der Regent will euch alle drei sprechen.“ Also warf Samdadschiemba seinen Schafpelz um, stülpte eine schwarze Kappe auf das Ohr und wir gingen, nachdem wir zuvor eine Kette vor die Thür gelegt.

Nach etwa sechs Minuten waren wir am Palast des ersten Kalon, der die Stellung eines Regenten von Thibet inne hatte, gingen durch einen großen Hofraum in welchem viele Lamas und Chinesen standen welche mit einander flüsterten als sie uns sahen, und gelangten dann an eine vergoldete Thür. Unser Führer ging durch einen Corridor und gleich darauf wurde die Thür geöffnet. In dem einfach geschmückten Zimmer saß ein Mann mit übergeschlagenen Beinen auf einem großen mit Tigerfell bedeckten Polster; es war der Regent. Er gab uns mit der rechten Hand ein Zeichen näher zu treten, und wir begrüßten ihn indem wir unsere Mützen unter den Arm nahmen. Uns zur Rechten stand eine mit rothen Teppichen belegte Bank; er lud uns ein, darauf Platz zu nehmen. Inzwischen war die vergoldete Thür wieder zugemacht worden, und außer uns war jetzt weiter Niemand im Zimmer als der Regent, vier hinter ihm stehende Lamas, die eine sehr bescheidene würdige Haltung behaupteten, zwei Chinesen, Menschen mit pfiffigem, boshaftem Gesichtsausdruck, und ein Mann den wir an seinem Turban, seinem langen Barte und ernstem

Auftreten als einen Muselmann erkannten. Der Regent war ein Mann von etwa funfzig Jahren; sein Gesicht, breit, von fröhlichem Ausdruck und auffallend weiß, hatte eine königliche Majestät; seine schwarzen, von langen Wimpern beschatteten Augen blickten klug und mild. Er trug einen gelben, mit Zobelmarder gefütterten Rock, im linken Ohr einen mit Diamanten gefaßten Ring, seine langen Haare, schwarz wie Ebenholz, waren oben auf dem Kopfe zusammen gewickelt, und wurden von den drei goldenen Kämmen gehalten. Seine mit Perlen besetzte rothe Mütze hatte oben eine Korallenkugel und lag neben ihm auf einem grünen Kissen. Der Regent betrachtete uns lange sehr scharf, wendete das Haupt bald zur Rechten bald zur Linken und lächelte zugleich spöttisch und wohlwollend. Auch wir lächelten, und flüsterten in französischer Sprache einander zu: „Der Herr scheint gutmüthig zu sein; es wird wohl gnädig abgehen.“ Darauf sagte der Regent sehr leutselig: „In was für einer Sprache redet ihr? Ich verstehe nicht, was ihr äußert.“ Wir wiederholten unsere Worte französisch, und er fragte die Anwesenden, ob sie etwas davon verständen. Das war nicht der Fall, wir mußten also unsere Worte ins Thibetanische übersetzen, und thaten es so, daß wir sagten, im Gesichte des ersten Kalon fänden wir den Ausdruck von Güte. „Ihr meint ich sei gütig? O, nein, ich bin recht bösartig; nicht wahr?“ Dabei sah er die Beamten an; diese lachten. „Indessen ihr habt recht; ich bin gut, daß ist die Pflicht eines Kalon: ich bin gütig gegen mein Volk und gegen Fremde.“ Er sprach viel zu uns, doch verstanden wir nicht Alles und sagten ihm das auch. Darauf mußte ein Chinese uns übersetzen was der Kalon gesagt hatte. Der wesentliche Inhalt war folgender. Er habe uns kommen lassen, nicht um uns irgendwie zu belästigen, sondern uns persönlich zu fragen woher wir wären; denn es liefen darüber die verschiedenartigsten Gerüchte umher. — „Wir sind aus einem Lande unter dem westlichen Himmel.“ — „Aus Calcutta?“ — „Nein, unser Land heißt Frankreich.“ — „Könnt ihr schreiben?“ — „Ja, besser als sprechen.“ — Nun wurden Schreibmaterialien herbeigeholt, und wir schrieben: „Was hälfe es dem Menschen ob er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ — „Ah, also das sind die Schriftzüge eures Landes? Ich habe dergleichen nie gesehen; aber was bedeuten die Worte?“ — Wir schrieben die Uebersetzung des Bibelspruches in thibetanischer, mongolischer und chinesischer Sprache nieder. — „Man hat mich nicht getäuscht; ihr seid äußerst gelehrte Leute. Ihr könnt in allen Sprachen schreiben, und habt so tiefe Gedanken wie sie in den

Gebetbüchern stehen." Dann schüttelte er leise das Haupt und wiederholte jenen Spruch.

Plötzlich entstand draußen ein Geräusch, ein Tamtam wurde geschlagen. „Da kommt der chinesische Gesandte; er will euch selber verhören. Sagt ihm die Wahrheit und verlaßt euch auf meinen Schutz, denn ich regiere hier im Lande." Dann verließ er den Saal durch eine Nebenthür; wir waren allein. Der Gedanke in die Gewalt der Chinesen zu fallen war uns sehr peinlich; doch wir waren ja in Thibet, und beruhigten uns. Zu Samdadschiemba sagten wir, es komme jetzt darauf an, daß er Muth zeige; im schlimmsten Falle sei uns die Märtyrerkrone sicher. Er sagte: im Nothfalle würde er zu bewähren wissen, daß er ein Christ sei. — Ein junger zierlich gekleideter Chinese trat ein, meldete, daß Ki Schan uns sprechen wolle, und führte uns in ein chinesisch ausgeschmücktes Gemach, wo Ki Schan auf einem drei Fuß hohen, mit rothem Tuch belegten Polster saß. Zu jeder Seite hatte er zwei Schreiber; im Saale standen viele Chinesen und Thibetaner in Galakleidern. Ki Schan war etwa sechzig Jahre alt, aber noch sehr rüstig; von allen Chinesen die wir gesehen, hatte er das edelste und anmuthigste Gesicht, dessen Ausdruck überdies sehr geistreich war. Er redete uns chinesisch an; wir antworteten in reinem Pekingdialekte; er lobte uns deshalb und fragte, ob wir nicht Franzosen seien, er habe dergleichen in Peking gesehen. Als wir bemerkten, er werde auch in Canton mit Franzosen zusammengetroffen sein, runzelte er die Stirn, nahm eine starke Prise und sagte, das sei allerdings der Fall gewesen. Dann bemerkte er, wir seien ohne Zweifel Christen und nach Thibet gekommen um unsere Lehre zu verkündigen. Wir sagten ihm ganz offen die Wahrheit. „Bei wem habt ihr in China gewohnt?" — „Diese Frage werden wir nicht beantworten." „Und wenn ich es euch befehle?" — „So sind wir außer Stande Dir zu gehorchen." — Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch; wir aber fuhren fort: „Du wirst wissen daß die Christen keine Furcht kennen; weshalb versuchst Du, uns einzuschüchtern?" — „Wo habt ihr Chinesisch gelernt?" — „In China." — „In welcher Stadt." — „An sehr verschiedenen Orten." — „Und wo Mongolisch?" — „In der Mongolei im Graslande." — Ki Schan lud uns zum Sitzen ein, änderte plötzlich seinen Ton und wendete sich an Samdadschiemba, den er heftig anfuhr: „Woher bist Du?" — „Ich bin aus Ki tu sse?" — „Wo liegt Ki tu sse, wer kennt das?" — „Es liegt in San tschuen." — „Ha, Du bist aus San tschuen, in der Provinz in Kan Su! Auf die Knie mit Dir, Du Sohn des Landes der Mitte!"

Samdadschiemba erblaßte. „Auf die Knie!" heischte abermals der Mandarin, und Samdadschiemba gehorchte. „Also Du bist aus Kan Su, ein Sohn des Landes der Mitte; das ist gut; jetzt hast Du mit mir zu schaffen. Antworte mir, der ich Vater und Mutter für Dich bin, und hüte Dich vor Lügen. Wo hast Du diese beiden Fremden getroffen, wie bist Du in ihren Dienst gekommen?" Samdadschiemba erzählte mit großer Dreistigkeit seine Lebensgeschichte, verfuhr aber dabei weit klüger als wir ihm zugetraut hätten. „Weshalb bist Du eingetreten in die Religion des Himmelsherrn? Du weißt daß der große Kaiser es verboten hat." — „Der ganz Kleine (Siao ti; so nennt sich der Chinese wenn er mit einem Mandarin spricht) ist eingetreten in diese Religion, weil sie die einzig wahre ist. Wie konnte ich glauben, der große Kaiser habe eine Religion verboten, die befiehlt das Gute zu thun und das Böse zu meiden?" — „Das ist wahr; die Religion des Himmelsherrn ist heilig, ich kenne sie. Weshalb dienst Du Fremden; weißt Du nicht daß die Gesetze es verbieten?" — „Wie kann ein unwissender Mann wie ich bin nur wissen wer ein Ausländer ist und wer nicht? Diese Männer haben mir stets nur Gutes gethan, und mich zur Tugend ermahnt; weshalb hätte ich nicht mit ihnen gehen sollen?" In dieser Weise ging das Verhör fort, und ward erst geschlossen als es schon dunkel wurde. Als wir den chinesischen Saal verließen, trat ein ehrwürdiger Lama zu uns heran und sagte, daß der erste Kalon uns erwarte. Wir durchschritten den von rothen Laternen beleuchteten Hofraum, stiegen eine Treppe hinan, und wurden zum Regenten geführt. Das weite hohe Gemach war beleuchtet, nicht mit Oel, sondern mit Butter; Wände, Decken und der Fußboden waren bunt bemalt und vergoldet. Der Regent war allein; wir mußten neben ihm auf einem Teppich Platz nehmen, und er versicherte uns, wie lebhaften Antheil er an uns nehme. Dann trat ein Mann ein, der seine Schuhe an der Thür auszog; es war der Gouverneur der Muselmänner aus Kaschmir, der seine Hand an die Stirn hielt, und uns Alle mit einem „Salamalek" begrüßte. Dann lehnte er sich an eine Säule, die mitten im Zimmer stand. Er sprach sehr geläufig Chinesisch, und machte den Dolmetscher. Jetzt trug man uns zu Essen auf; für Samdadschiemba war bei der Dienerschaft des Regenten gesorgt. Es war viel von Frankreich und den von uns durchwanderten Ländern die Rede; der Regent zeigte uns auch seine Gemälde. Da in seinem Lande nur Geistliche Maler sind, so meinte er das werde auch bei uns der Fall sein. Er schien überrascht, daß wir nicht auch Maler seien. „Nun, wenn ihr nicht malen könnt,

so werdet ihr euch doch auf das Zeichnen verstehen. Nicht wahr, ihr könnt Landcharten zeichnen?" — „Nein, das können wir nicht." — „Ah, ihr habt auf euren Reisen ganz gewiß schon Charten gezeichnet!" Wir versicherten ihn mit großer Bestimmtheit das Gegentheil, und äußerten unsere Bewunderung über seine Fragen. Dann sprach er: „Ich sehe daß ihr aufrichtige Leute seid, und deshalb will ich offen zu euch reden. Ihr wißt wie argwöhnisch die Chinesen sind, denn ihr kennt sie wohl eben so gut als ich. Sie glauben fest daß ihr fremde Reiche durchwandert um Charten zu entwerfen. Mir könnt ihr es dreist sagen, ob ihr dergleichen gezeichnet habt, und dürft auf meinen Schutz rechnen." Offenbar befürchtete der Regent daß wir durch Landcharten irgend einem auswärtigen Heere den Weg zu einem feindlichen Ueberfalle Thibets bahnen könnten. Wir erklärten ihm, wir besäßen einige Charten, darunter auch eine von Thibet, aber sie seien nicht gezeichnet, sondern gedruckt, und nicht von uns verfertigt. Wir setzten auseinander, wie allgemein verbreitet in Europa geographische Kenntnisse seien, und daß schon Kinder von zehn Jahren alle großen Reiche der Erde an den Fingern herzählen könnten. Der Regent und der Gouverneur waren darüber höchlich erstaunt. Die Unterhaltung spann sich bis in die Nacht hinein fort; dann wurde uns kund gethan, daß wir eine Schlafstätte im Palast des Kalon finden würden; am nächsten Tage könnten wir in unsere Wohnung zurückgehen. Wir begriffen daß wir Gefangene waren, nahmen etwas frostigen Abschied, und ließen uns wegführen. In unserm Gemache hatten wir allerdings ein bequemeres Lager als in unserer Wohnung. Viele Lamas und Diener des Regenten kamen herbei, um uns zu sehen, und betrachteten uns mit unausstehlicher Neugier, etwa so wie bei uns Thiere in einer Menagerie, ohne Theilnahme oder Misgunst. Wir sagten daß wir müde seien und schlafen möchten; alle verneigten sich, und einige steckten die Zunge aus, aber keiner wich vom Platze. Offenbar wollten sie sehen wie wir uns beim Schlafengehen gebehrdeten. Ohne uns weiter um sie zu kümmern, knieten wir nieder, machten das Zeichen des Kreuzes, und sprachen laut unser Abendgebet. Alle beobachteten ein feierliches Schweigen. Nun wollten wir schlafen und löschten die Lampe aus. Sie lachten, tappten im Dunkel fort und wir waren endlich allein. Aber an Schlaf war nicht zu denken, weil die Ereignisse jenes merkwürdigen Tages Stoff in Menge zur Unterhaltung gab. Das Alles war wie ein Traumbild gewesen; Alles kam uns unglaublich vor; wir hätten an der Wirklichkeit zweifeln mögen, die doch ernst genug war. Am Ende ging Alles auf die Frage hinaus: Wie

wird das enden? Wir aber setzten unser Vertrauen auf Gottes Vorsehung und schliefen ein.

Bald nach Tagesanbruch wurde die Thür leise geöffnet. Der Gouverneur der Katschi, setzte sich zwischen unsere Schlafstätten und fragte wohlwollend, ob uns eine gute Nacht beschieden gewesen sei. Dann gab er uns Kuchen, den seine Familie gebacken hatte, und getrocknete Früchte aus Ladak. Diese freundliche Fürsorge rührte uns tief. Der Gouverneur war ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, mit edelm, majestätischem Gesicht, das einen Ausdruck von Offenheit und Güte zeigte. Sein ganzes Benehmen bewies, daß er sich für uns interessirte. Wir erfuhren von ihm, daß in den Morgenstunden die thibetanische Behörde uns in unsere Wohnung führen und unsere Habseligkeiten versiegeln werde. Diese bringe man dann ins Gericht, wo sie in unserm Beisein, von Ki Schan und dem Regenten untersucht werden sollten. „Wenn ihr keine Handzeichnungen von Landcharten besitzt, so könnt ihr ruhig sein, und euch wird nichts geschehen. Habt ihr aber dergleichen, so sagt es mir, denn vielleicht kann ich dann die Sache noch zum Guten wenden. Ich bin mit dem Regenten genau befreundet, und er schickt mich, um euch diese vertrauliche Mittheilung zu machen.“ Wir erfuhren daß alle diese Belästigungen gegen den Willen der thibetanischen Regierung von den Chinesen ausgingen. Wir beruhigten den Katschi in Betreff der Landcharten, zählten ihm unsere Habseligkeiten vor, und er war nun sehr vergnügt. „Man fürchtet sich sehr vor Landcharten, seit der Engländer Moorcroft sich in Lha Ssa für einen Kaschmirier ausgab. Er blieb zwölf Jahre hier, ging dann fort, wurde aber auf dem Wege nach Ladak ermordet. Man fand in seinem Nachlasse viele Landcharten und Zeichnungen, die er in Ladak verfertigt hatte. Seitdem sind die Chinesen äußerst argwöhnisch. Da ihr keine Charten gezeichnet habt, so ist Alles gut. Ich werde das dem Regenten sagen.“ Dieser schickte uns ein Frühstück, Brötchen mit Farinzucker, Fleisch und Thee mit Butter. Nachher erschienen drei Gerichtsbeamte, Lamas natürlich, meldeten daß man unser Gepäck untersuchen werde, und wir gingen, von einer zahlreichen Menschenmenge geleitet, nach unserer Wohnung. Auf den Straßen war Alles sehr geschäftig; man kehrte die Gasse, räumte allen Schmuz bei Seite, befestigte oben an den Häusern lange Streifen Pu lu von gelber und rother Farbe. Bald vernahmen wir lauten Zuruf. Als wir uns umsahen erblickten wir den Regenten; er saß auf einem Schimmel und hatte ein berittenes Gefolge. Wir kamen mit ihm zugleich vor unserer Wohnung an, wo auch Samdadschiemba sich einfand, der von

Allem was vorging nicht das Mindeste begriff. Der Regent nahm in unserem Zimmer auf einem vergoldeten Sitze Platz, den man für ihn mitgebracht hatte, und fragte, ob hier alle unsere Habseligkeiten beisammen wären. „Ja wohl, das ist Alles; mehr haben wir nicht, um ganz Thibet zu erobern.“ — „Eure Rede ist boshaft; ich habe euch noch nie für so furchtbar gehalten. Doch was ist das?“ Dabei wies er auf ein Crucifix an der Wand. „Wenn Du das kenntest, so würdest Du nicht sagen, daß wir keine furchtbaren Leute wären. Damit wollen wir Thibet, China und die Mongolei bezwingen.“ Der Regent lachte; er hielt unsere ernsthaft gemeinten Worte für Scherz. Zu seinen Füßen saß ein Schreiber, und verzeichnete unsere Sachen. Dann wurde eine brennende Lampe gebracht, der Regent nahm ein goldenes Siegel aus einem kleinen Beutel, den er am Halse hängen hatte, und versiegelte Alles. Sogar unsere alten Stiefeln und die Nägel unseres Reisezeltes wurden mit rothem Siegellack versehen und petschirt.

Nun ging es zum Tribunal. Ein Polizeilama ging auf die Straße, und gebot im Namen des Gesetzes den ersten besten Leuten die er antraf, ins Haus zu kommen, und eine Arbeit für die Regierung zu verrichten. In Lha Ssa muß das Volk frohnden und scheint es nicht ungern zu thun. Unsere Sachen wurden ins Gericht geschafft. Ein thibetanischer Reiter mit gezogenem Säbel und mit der Flinte im Bandelier, eröffnete den Zug; ihm folgten die Lastträger zwischen zwei Reihen Trabanten-Lamas; dann kam der Regent mit seinem Schimmel sammt Gefolge, hinter welchem die beiden französischen Missionäre herschritten, gefolgt von zahllosen Neugierigen. Wir nahmen uns eben nicht stolz aus, denn man führte uns wie Missethäter oder zum mindesten als Verdächtige durch die Straßen. Im Gericht war Ki Schan mit seinen Beamten schon anwesend. Der Regent sprach zu ihm etwas verdrießlich: „Du willst diese Fremden untersuchen; da sind sie. Diese Männer sind weder so reich noch so mächtig wie Du Dir denkst.“ Ki Schan richtete sogleich mehrere Fragen an uns: „Was habt ihr in jenen beiden Koffern? — „Hier hast Du die Schlüssel, untersuche sie nach Belieben.“ Ki Schan wurde roth und zuckte ein wenig zurück; seine chinesische Delicatesse schien angetastet; er sprach aufgeregt: „Gehören die Koffer mir, habe ich ein Recht sie zu öffnen? Was würdet ihr sagen, wenn hinterher etwas abhanden gekommen wäre?“ — „Darüber sei unbesorgt; unsere Religion verbietet uns leichtfertig über unsere Nächsten abzusprechen.“ — „Oeffnet die Koffer; ich muß wissen was darin ist; das ist meine Pflicht.“ Wir machten sie auf und legten

den ganzen Inhalt auf einen großen Tisch. Zuerst einige lateinische und französische Bücher, dann chinesische und mongolische, dann kirchliche Ornamente und Gewänder, Rosenkränze, Kreuze, Medaillen und eine Sammlung hübscher Lithographien. Dieses europäische Museum wurde neugierig beschaut; man flüsterte einander zu, etwas so Schönes sei noch gar nicht da gewesen, alles weiße Metall sollte Silber, alles gelbe mußte Gold sein. Die Thibetaner steckten vor uns die Zunge aus, die Chinesen machten empfindsame Bücklinge, namentlich unser Beutel mit Medaillen stach ihnen in die Augen. Auch der Regent und Ki Schan waren höchlich erstaunt, nicht über das vermeintliche Gold und Silber, sondern über die schönen colorirten Bilder. Der Regent betrachtete sie, mit gefalteten Händen und offenem Munde, und Ki Schan demonstrirte den Anwesenden, die Franzosen seien die ausgezeichnetsten Künstler der Welt; in Peking sei ein französischer Portraitmaler gewesen, der die Leute so getroffen habe, daß man sich ordentlich hätte fürchten müssen. Ki Schan fragte, ob wir nicht Uhren, Fernröhre und eine Laterna magica hätten. Wir öffneten eine kleine Büchse, nahmen ein Mikroskop heraus, und setzten die einzelnen Theile zusammen. Ki Schan allein wußte was es war, und erklärte es dem Publicum mit großer Selbstgefälligkeit. Er bat uns irgend ein Thier hineinzuthun, aber wir nahmen die einzelnen Theile, legten sie wieder in ihr Kästchen und bemerkten in parlamentarischem Tone: „Wenn wir nicht irren, so sind wir hier um ein Urtheil zu empfangen, und nicht Komödie zu spielen." — „Was Urtheil! Wir wollen eure Sachen untersuchen, um genau zu wissen wer ihr seid, weiter nichts." — „Aber Du sagst ja nichts von den Landcharten!" — „Allerdings, das ist der Hauptpunkt; wo sind eure Landcharten?" — „Hier sind sie." Wir zeigten sie vor, nämlich eine Weltcharte, eine andere in Mercators Projection und eine Charte des chinesischen Reiches. Der Regent war wie vom Blitz getroffen; er meinte sicherlich, wir wären dem Tode verfallen. Wir aber sprachen zu Ki Schan: „Es ist uns sehr lieb, gerade Dich hier zu treffen; denn wärest Du nicht da, so würde es uns wohl schwer fallen, die thibetanischen Behörden zu überzeugen, daß diese Charten nicht unsere Arbeit sind. Aber ein so unterrichteter Mann wie Du, der so viel von Europa weiß, sieht das leicht." Dieses Compliment schien ihm sehr zu schmeicheln; er wendete sich zum Regenten und äußerte: „Sieh hier, diese Charten sind nicht mit der Hand gezeichnet, sondern im Königreich Frankreich gedruckt worden. Du kannst das freilich nicht unterscheiden; ich verstehe mich aber schon lange auf die Sachen, welche aus den westlichen

Landen kommen." Der Regent war seelenfroh, und blickte uns vergnügt an.

Jetzt konnten wir nicht umhin dem Wunsche Ki Schans und des Regenten zu willfahren; sie wollten geographische Fragen beantwortet haben. Wir zeigten ihnen auf der mercatorschen Charte die verschiedenen Länder. Der Regent war höchlich erstaunt, daß wir uns so entsetzlich weit von unserer Heimat entfernt hatten, und wie lange wir über Meer und Land gereist waren, um nach Lha Ssa zu gelangen. Er sah uns verblüfft an, hob den Daumen der rechten Hand empor, und sagte: „Ihr seid Menschen wie das hier!" Das soll in der bildlichen Sprache ausdrücken: ihr seid superlative Menschen. Wir mußten ihm die Hauptpunkte in Thibet zeigen, und dann auch Calcutta. Er maß mit der Entfernung von dort nach Lha Ssa mit dem Finger. „Die Pelins sind unserer Grenze ziemlich nahe", meinte er mit Kopfschütteln, „doch das macht nichts, denn hier ist das Himalaya-Gebirge." Nachher kam die Reihe an religiöse Gegenstände. Ki Schan wußte von dergleichen Bescheid, denn als Gouverneur von Pe tsche ly hatte er die Christen verfolgt, wußte also was sich auf den katholischen Cultus bezog, und spielte jetzt den Kenner. Der Regent war hocherfreut, daß nichts Verdächtiges unter unseren Sachen sich befand, und warf den Ki Schan etwas boshaft die Frage hin: „Nun, was denkst Du denn von diesen Leuten; was soll mit ihnen geschehen?" — „Diese Männer sind Franzosen, Diener des Himmelsherrn, brave Leute, man muß sie in Frieden lassen." Diese Worte Ki Schans wurden im Saale von einem beifälligen Gemurmel begleitet, und wir sagten aus Herzensgrunde ein Deo gratias!

Die frohndpflichtigen Leute nahmen unsere Habseligkeiten und schafften sie nach unserer Wohnung. Unterwegs begrüßte uns das Volk ungemein freundlich. Wir theilten unter die Lastträger einige Tschang ka aus, damit sie auf unsere Gesundheit ein Töpfchen thibetanischen Dünnbiers trinken konnten. Wir sagten, die Franzosen seien großmüthig und ließen Niemand umsonst arbeiten. Nach einiger Zeit erschien der Gouverneur der Katschi wieder; zwei seiner Diener brachten einen Korb mit Speisen. Er hatte fürsorglich unsere Pferde in den Marstall des Regenten bringen lassen, und bemerkte, der Regent wolle sie uns abkaufen. Dann zog er ein Päckchen hervor, und legte zwanzig Unzen Silbers auf den Tisch. Wir erklärten, daß unsere Pferde bei weitem nicht so viel werth seien; er blieb aber dabei, daß der Regent sie nun einmal so zu bezahlen wünsche, insbesondere auch darum weil sie bei Kunbum, der Heimat Tsong Kaba's,

auf der Weide gewesen seien. Nun hatten wir zwanzig Unzen mehr im Vermögen, konnten großmüthig sein, und gaben zehn davon unserm Samdadschiemba, der vor Freude hochaufsprang. Der nächste Tag war noch glücklicher. Morgens geleitete uns der Muselmann zum Regenten, dem wir für seine Theilnahme unsern Dank aussprechen wollten. Er nahm uns ungemein wohlwollend auf, und wiederholte, daß wir auf seinen Schutz rechnen könnten; auch durften wir ungehindert im Lande reisen, trotzdem die Chinesen argwöhnisch gegen uns seien. Dann eröffnete er uns, daß er in einem seiner Häuser uns eine gute Wohnung bestimmt habe. Wir nahmen das mit Dank an; er gewährte uns eine hohe Gunst; eine solche Auszeichnung konnte nicht verfehlen, uns einen großen moralischen Einfluß in Lha Ssa zu sichern und unsere apostolischen Arbeiten leichter zu machen. Die Wohnung fanden wir entzückend, und bezogen sie noch an dem nämlichen Abend.

Vor allen Dingen richteten wir eine kleine Kapelle her, und schmückten sie mit Bildern aus. Unsere Seele schwamm in Wonne, als es uns endlich vergönnt war öffentlich am Fuße des Kreuzes zu beten, mitten in der Hauptstadt des Buddhismus, in welchem wohl schwerlich je zuvor das Zeichen der Erlösung gestrahlt hatte. Ganz Lha Ssa wollte die Kapelle der französischen Lamas sehen; manche fragten nach der Bedeutung der Bilder, verschoben es aber auf ein andermal sich genauer über Jehova's Lehre unterrichten zu lassen; andere aber kamen täglich, und lasen emsig den Inbegriff der christlichen Lehre, welchen wir in Kunbum geschrieben hatten; sie baten uns wir möchten sie die wahren Gebete lehren. Auch die Gesandschaftssecretäre Ki Schans besuchten uns, und einer davon erklärte, er sei von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, dürfe es aber nicht öffentlich bekennen, so lange er zur Gesandtschaft gehöre. Ein aus der Provinz Yün nan gebürtiger Arzt zeigte mehr Muth. Seit er in Lha Ssa wohnte, hatte er ein so eigenthümliches Leben geführt, daß man ihn nur den chinesischen Einsiedler nannte. Er ging nicht anders aus als wenn er Kranke besuchte, und meist nur zu Armen, von denen er kein Geld nahm. Zu Reichen ging er nur in dringenden Nothfällen. Er studirte sehr viel, auch des Nachts, schlief wenig, lebte ungemein mäßig, und genoß kein Fleisch. Das sah man ihm wohl an, denn er war knochendürr und hatte bei seinen dreißig Jahren schon ganz greises Haar. Als er zu uns kam und ein Bild sah, das die Kreuzigung vorstellte, fragte er barsch, was das bedeuten solle, und wir erklärten es ihm. Da kreuzte er seine Arme, und blieb wohl eine halbe Stunde lang schweigsam vor dem

Bilde stehen; Thränen traten ihm in die Augen, er erhob die Arme zu Christus empor, fiel auf die Knie, schlug dreimal mit der Stirn auf die Erde, sprang auf und rief: „Das ist der alleinige Buddha, welchen die Menschen anbeten dürfen. Ihr seid meine Lehrer, ich bin euer Schüler." Von da an trug er ein Crucifix öffentlich und verhehlte nicht daß er Christ geworden sei. Selbst im Palaste des Regenten arbeiteten wir für die Ausbreitung unseres Glaubens. Mit unserm großmüthigen Wirthe standen wir auf vertraulichem Fuße; fast jeden Abend lud er uns zum Essen ein und ließ auch einige chinesische Gerichte auftragen, die uns mehr zusagten als die thibetanische Küche. Gewöhnlich unterhielten wir uns mit ihm bis tief in die Nacht.

Der Regent war ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der sich durch seine Tüchtigkeit aus niederm Stande zu der hohen Würde eines Kalon emporgeschwungen hatte. Diese bekleidete er erst drei Jahre lang; vorher hatte er eine sehr beschwerliche Stellung gehabt, Kriegsdienste gethan, mit Nachbarstaaten Unterhandlungen geführt, und die Hutuktu in den verschiedenen Provinzen überwacht. Trotzdem war er in den lamaischen Büchern sehr belesen, und galt für gelehrter als alle anderen Lamas. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, und fertigte die Geschäfte ungemein rasch ab. Die schönste thibetanische Schrift, die uns je zu Gesicht gekommen, war die seinige. Er sprach gern und viel mit uns über Religionsangelegenheiten. Gleich Anfangs sagte er Folgendes: „Ihr habt eure weiten Reisen zu religiösen Zecken unternommen; ihr thut recht, denn die Religion ist die wichtigste Angelegenheit des Menschen; ich sehe daß darüber Franzosen und Thibetaner gleich denken. Wir sind anders als die Chinesen, welche die Angelegenheiten der Seele für nichts achten. Indessen ihr habt eine andere Religion als wir; es kommt darauf an zu wissen welche die wahre sei. Wir wollen sie beide richtig und aufmerksam prüfen. Ist eure die bessere, so nehmen wir sie an, denn wie könnten wir uns dessen weigern. Ergiebt sich aber daß die unsere besser sei, so werdet ihr so verständig sein und euch zu ihr bekennen." Von da an pflogen wir Erörterungen. Der Regent, als höflicher Wirth, bestand darauf, daß seine Gäste berechtigt seien ihre Ansichten zuerst vorzutragen. Wir trugen sie vor, er war aber nicht im Mindesten von allem was wir sagten, überrascht. „Eure Religion stimmt mit der unserigen überein; die Grundwahrheiten sind dieselben, nur in der Auslegung und Deutung haben wir Abweichungen. Ihr werdet gewiß vielerlei in der Mongolei und Thibet gesehen haben, woran

ihr etwas auszusetzen findet; ihr müßt aber nicht vergessen, daß die Irrthümer und abergläubigen Bräuche von unwissenden Lamas in Schwang gesetzt worden sind; der unterrichtete Buddhist verwirft dergleichen." Er wollte nur zwei wesentlich abweichende Punkte annehmen, nämlich über den Ursprung der Welt und über die Seelenwanderung. Die Glaubensansichten des Regenten näherten sich in manchen Stücken der katholischen Lehre, liefen aber im Allgemeinen auf den Pantheismus hinaus. Er blieb aber dabei, daß wir zu denselben Folgerungen kommen würden, und gab sich große Mühe uns davon zu überzeugen.

Das Thibetanische ist wesentlich eine mystische und religiöse Sprache, in welcher sich alles auf die Gottheit und die menschliche Seele Bezügliche sehr klar und genau ausdrücken läßt. Uns war sie noch nicht recht geläufig, und sehr oft mußte der Gouverneur der Katschis den Dolmetscher machen, der aber metaphysische Ideen nicht genau wiederzugeben verstand. Der Regent erbot sich mit großer Liebenswürdigkeit uns in unseren thibetanischen Studien zu fördern, und gab uns seinen eigenen Neffen „zum Schüler und zum Lehrer." Er sollte am Tage immer bei uns sein, und uns im Thibetanischen unterrichten, wir dagegen ihn im Chinesischen und Mandschu unterweisen. Von nun an machten wir sehr gute Fortschritte in der Landessprache. Der Regent unterhielt sich auch gern über Frankreich. Er war vor Verwunderung außer sich über Alles was wir ihm von Dampfschiffen, Eisenbahnen, Luftballons, Gasbeleuchtung, Telegraphen, Daguerreotyp und Maschinen erzählten, und als wir wir einst über Sternwarten und astronomische Instrumente sprachen, bat er uns, ihm das Mikroskop zu zeigen. Wir brachten es mit; erklärten seine Zusammensetzung, und fragten denn ob nicht Jemand so gefällig sein wolle uns eine Laus zu geben. Die war allerdings leichter zu finden als ein Schmetterling. Ein edler Lama, Secretair Seiner Excellenz des ersten Kalon, brauchte nur unter sein seidenes Gewand zu greifen, um das Gewünschte in einem gutgegliederten Exemplar zu liefern. Wir faßten dasselbe mit der kleinen Federzange; dagegen erhob der Lama Einsprache, denn er wollte das ganze Experiment verhindern, unter dem Vorwande, daß wir ein lebendiges Wesen zu tödten beabsichtigten. Darüber konnten wir ihn beruhigen Als nun der Regent das Thier unter dem Mikroskope sah, rief er: „Tsong Kaba, es ist so groß wie eine Ratte; das sieht ja schrecklich aus!" Alle Anwesenden durften ihre Neugier befriedigen; sie fuhren mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Wir zeigten nachher andere Gegenstände, die weniger Abscheu erregten. Am Ende sagte der Regent: „Eure Eisenbahnen

und Luftschiffe setzen mich nun nicht mehr in Erstaunen; Menschen die eine solche Maschine wie diese hier erfinden, können Alles machen.“ Er wollte sogar französisch lernen, und wir gaben ihm ein ABC unter welches wir die thibetanischen Schriftzeichen gesetzt hatten. Es machte ihm große Freude, als er das Wort LOVY FILIPE schreiben konnte.

Auch mit dem chinesischen Bevollmächtigten Ki Schan standen wir in freundlichem Einvernehmen; er sprach mit uns wie er sagte von müßigen Dingen, nämlich von Politik. Es überraschte uns, ihn über europäische Angelegenheiten so wohl unterrichtet zu finden; besonders viel sprach er von England und der Königin Victoria, und fragte ob Lord Palmerston noch das Ministerium des Auswärtigen bekleide, und was aus Ilü, (Elliot, dem englischen Unterhändler in Canton,) geworden sei. Als wir ihm sagten auch er sei, nach seiner, Ki Schans, Rückberufung nach England heimbefohlen worden, aber weder hingerichtet noch verbannt, äußerte er: „Eure Mandarinen sind glücklicher als wir, und eure Regierung ist besser als die unsrige. Unser Kaiser kann nicht Alles wissen, und doch urtheilt er über Alles ab, ohne daß Jemand ihm widersprechen dürfte. Wenn er uns sagt; das hier ist weiß, so werfen wir uns nieder und antworten: ja, das ist weiß. Dann zeigt er uns dieselbe Sache und äußert: Das hier ist schwarz; dann sagen wir: ja das ist schwarz. Wenn man sagen wollte, ein und dasselbe Ding könne doch nicht zugleich schwarz und weiß sein, so würde er vielleicht antworten: Da hast Du ganz recht; aber er ließe einen dann wohl auch erwürgen oder enthaupten. Oh, bei uns giebt es keine Versammlung aller Häuptlinge (Tschung teu y, eine Deputirtenkammer, ein Unterhaus). Wenn euer Beherrscher etwas gegen die Gerechtigkeit unternehmen wollte, so träte euer Tschung teu y ihm entgegen.“

Ki Schan erzählte uns, in wie seltsamer Weise man 1839 zu Peking den Streit mit den Engländern behandelt habe. Der Kaiser berief die acht Tschung tang, welche seinen Geheimen Rath bilden, und befahl die zur See hergekommenen Abenteurer zu züchtigen, um ein für allemal ein Exempel zu statuiren. Dann fragte er den Geheimen Rath um seine Ansicht. Die vier Mandschu-Räthe sprachen: Tsche, tsche, tsche, Tschu dseti, Fan fu. Ja, ja, ja, das ist der Wille des Herrn. Die vier chinesischen Tschung tang sagten: Tche, ssche, ssche, Hoang schang ti, tien ngen. Ja, ja, ja, das ist die himmlische Wohlthat des Kaisers! — Das war die ganze Berathung. Die Sache ist authentisch, denn Ki Schan war einer der acht Tschung tang. Er erzählte uns, für seine Person sei er

überzeugt gewesen, daß die Chinesen mit den Europäern keinen Krieg mit Aussicht auf Erfolg führen könnten, so lange sie ihre Bewaffnung und Kriegführung nicht gänzlich ändern, aber er werde sich wohl hüten das dem Kaiser zu sagen, denn der Rath werde vergeblich sein und könne ihn vielleicht das Leben kosten.

Unser gutes Einvernehmen und der lebhafte Verkehr mit dem Regenten, dem chinesischen Gesandten und dem Gouverneur der Katschi gab uns eine sehr geachtete Stellung, und täglich nahm die Anzahl Derer zu, welche uns besuchten und vom Christenthum etwas hören wollten. Das waren gute Aussichten; nur betrübte es uns, daß wir nicht auch die Feste unserer Kirche mit Pomp und Pracht feiern konnten. Die Thibetaner sind, wie schon bemerkt, sehr religiös, aber nicht zum Mysticismus geeignet, mit Ausnahme einiger beschaulichen Lamas, die auf Bergen und in Höhlen wohnen. Sie verschließen ihre Andacht nicht in der Tiefe ihres Herzens, sondern geben sie gern durch äußerliche Handlungen kund. Daher sind die Pilgerfahrten, die geräuschvollen Ceremonien in ihren Klöstern, das Niederwerfen auf ihren platten Hausdächern ganz nach ihrem Geschmack. Sie haben stets den Rosenkranz in der Hand, und murmeln Gebete auch wenn sie anderweit beschäftigt sind. In Lha Ssa herrscht ein rührender Brauch. Wenn der Tag sich neigt, ruht ein Jeder von der Arbeit aus, und Männer, Weiber und Kinder versammeln sich, nach Geschlecht und Alter verschiedene Gruppen bildend, in den einzelnen Stadtvierteln auf öffentlichen Plätzen. Alle kauern nieder und singen mit halblauter Stimme Gebete ab. Diese religiösen Concerte so vieler zahlreichen Andächtigen tönen in mächtiger Harmonie durch die ganze Stadt, und haben etwas unendlich Ergreifendes, etwas wunderbar Feierliches. Als wir zum ersten Male Zeugen dieses Schauspiels waren, stellten wir Vergleiche an zwischen dieser heidnischen Stadt, wo Alle gemeinschaftlich beten, und den Städten Europa's, wo man sich schämt öffentlich ein Kreuz zu schlagen. Die Gebete welche die Thibetaner bei diesen Abendversammlungen singen, sind in den einzelnen Jahreszeiten verschieden; das Rosenkranzgebet ist aber immer dasselbe und besteht nur aus den zehn Sylben Om, mani padme hum. Diese Formel nennen die Buddhisten abgekürzt Mani; sie ist in aller Munde, und man findet sie überall angeschrieben, auf Straßen und Plätzen und an den Zimmerwänden. Alle Wimpel auf den Dächern und über den Hausthüren sind mit einem Mani in Landza, Mongolisch und Thibetanisch bedruckt. Manche recht eifrige Buddhisten unterhalten auf ihre Kosten eine Anzahl von Lamas, die sich

auf Sculptur verstehen, und den Auftrag erhalten überall den Mani anzubringen. Man sieht diese eigenthümliche Classe von Missionären sehr häufig; sie ziehen mit Hammer und Meißel über Berg und Thal und durch die Wüste, um auf lose liegenden Steinen oder an Felsen die heilige Formel anzubringen. Nach Klaproths Ansicht ist Om, mani padme hum nur die thibetanische Umschreibung einer Sanskritformel, die aus Indien nach Thibet kam. Der berühmte Hindu Tonmi Sambhodha führte um die Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung den Gebrauch der Schriftzeichen in Thibet ein. Aber das Landza-Alphabet, welches er Anfangs gebrauchte, schien dem König Srong Bdzan Gombo zu verwickelt und schwierig, er forderte deshalb jenen Hindu auf ein anderes zu erfinden, das leichter zu erlernen und der thibetanischen Sprache angemessener sei. Tonmi Sambhodha mied nun eine Weile allen menschlichen Umgang, und ersann die thibetanischen Charaktere, die noch jetzt im Gebrauch sind; er nahm die Sanskritzeichen zum Muster und Vorbild. Auch weihte er den König in die Geheimnisse des Buddhismus ein, und lehrte ihn die Formel Om, mani padme hum, welche dann rasch über ganz Thibet und die Mongolei sich verbreitete. Im Sanskrit hat sie einen vollständigen Sinn, eine Bedeutung die nicht bezweifelt werden kann; im thibetanischen Idiom ist das nicht der Fall. Om ist bei den Hindus der mystische Name der Gottheit, mit welchem alle Gebete beginnen; er besteht aus A, dem Namen Wischnu's; O, dem Namen Siwa's, und M dem Namen Brahma's. Diese geheimnißvolle Partikel ist auch so viel wie die Ausrufung o! und drückt eine tiefe religiöse Ueberzeugung aus; sie ist eine Art Glaubensbekenntniß. Mani bedeutet Juwel, kostbare Sache; Padma den Lotus; padmé ist der Vocativ desselben Wortes; hum eine Partikel welche Wunsch, Verlangen ausdrückt; es entspricht etwa unserm Amen. Die wörtliche Bedeutung dieser Phrase wäre demnach:

Om, mani padme hum!
O, der kostbare Schatz im Lotus, Amen!

Die Buddhisten in Thibet und in der Mongolei haben sich mit dieser klaren Bedeutung nicht begnügt, sondern ihre Einbildungskraft gemartert um für jede der sechs Sylben eine mystische Auslegung zu finden. In einer unzähligen Menge dicker Bücher jagt eine ausschweifende Deutung die andere, um den berühmten Mani zu erklären. Den Lamas zufolge ist die in jenen wundervollen Worten enthaltene Lehre unermeßlich, und ein ganzes Menschenleben reicht gar nicht aus ihren Umfang und ihre Tiefe zu ergründen. Der Regent gab uns folgende Auskunft. Die belebten

Wesen, thibetanisch **Semdschan**, mongolisch **Amitan**, zerfallen in sechs Classen: die Engel, die Dämonen, die Menschen, die vierfüßigen, die fliegenden und die kriechenden Thiere; zu der letztern Abtheilung gehören auch die Fische und überhaupt alle Thiere welche weder fliegen noch vierfüßig sind. Diese sechs Classen der belebten Wesen entsprechen den sechs Sylben der Formel Om, mani padme hum. Die belebten Wesen haben einen Umlauf vermöge ununterbrochener Wandelungen, Transmigrationen, je nach ihrem Verdienst oder Nichtverdienst, in jenen sechs Classen, bis sie endlich den Höhepunkt der Vollkommenheit erreicht haben. Dann gehen sie auf und verlieren sich in die große Essenz, in die Wesenheit Buddha's, das heißt in die ewige allgemeine Urseele, von welcher alle Seelen ausströmen und mit welcher alle Seelen sich wieder vereinigen, wohin sie zurückfließen, nachdem sie ihre zeitlichen Wandelungen vollendet haben. Die beseelten Wesen besitzen, je nach der Classe welcher sie angehören, Mittel um sich zu heiligen, in eine höhere Classe aufzusteigen, die Vollkommenheit zu erschwingen, und endlich an das Ziel der Absorption zu gelangen. Die Menschen welche recht oft und mit voller Andacht das **Om, mani padme hum** hersagen, bewirken dadurch, daß sie nach ihrem Tode nicht in die sechs Classen zurückfallen, sondern gehen ein in die Fülle des Wesens, indem sie in die ewige allgemeine Seele Buddha's sich verlieren.

Wir wissen nicht, ob diese Erklärung welche uns der Regent selber gab, von den gelehrten Buddhisten in Thibet und der Mongolei allgemein angenommen wird. Vielleicht hat sie eine gewisse Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit dem buchstäblichen Sinn: O, Juwel im Lotus, Amen! Das Juwel ist Sinnbild der Vollkommenheit, der Lotus das des Buddha, und so sollen vielleicht diese Worte den Wunsch nach Erreichung der Vollkommenheit ausdrücken, um vermittelst derselben mit Buddha wieder vereinigt zu werden, in der allgemeinen Urseele aufzugehen. Dann ließe sich der Sinn etwa ausdrücken: „**O, möchte ich die Vollkommenheit erlangen, und in Buddha aufgehen, Amen!**" Nach der Auslegung des Regenten wäre der Mani gewissermaßen der Inbegriff eines allumfassenden Pantheismus, der die Grundlage der buddhistischen Glaubensmeinungen bildet. Die gelehrten Lamas sagen: Buddha (Gott) ist das nothwendige, unabhängige Wesen, der Anfang und das Ende aller Dinge. Erde, Gestirne, Menschen, alles Vorhandene ist eine theilweise und zeitweilige Offenbarung Buddha's. Dieser hat Alles geschaffen; Alles kommt von ihm, wie das Licht von der Sonne kommt. Alle von Buddha

ausströmenden Wesen haben einen Anfang gehabt und werden auch ein Ende haben, und mit derselben Nothwendigkeit mit welcher sie vom Urwesen ausströmen, werden sie auch in dasselbe zurückfließen. Buddha ist ewig, seine Offenbarungen sind ewig; sie sind stets gewesen und werden immer sein, obwohl sie, einzeln genommen, alle einen Anfang und ein Ende haben müssen. Außerdem aber nehmen die Buddhisten noch eine unbegrenzte Anzahl von Fleischwerdungen, Incarnationen, der Gottheit an, ohne sich eben viel darum zu kümmern, ob dieselben mit dem vorher Gesagten sich vereinigen lassen oder nicht. Sie sagen, Buddha nehme einen Menschenleib an und wohne unter den Menschen, um ihnen zur Erlangung der Vollkommenheit behilflich zu sein, und ihnen die Vereinigung mit der Urseele zu erleichtern. Diese lebenden Buddhas bilden die schon oft erwähnte zahlreiche Classe der Schaberons. Die berühmtesten lebenden Buddhas sind: in Lha Ssa der Tale Lama; in Dschaschi Lumbo der Bandscham Rembutschi; in Groß-Kuren der Guison Tamba; in Peking der Tschang Kia fo, der eine Art Beichtvater am kaiserlichen Hofe ist; sodann im Lande der Ssamba, am Fuße des Himalaya der Sa Dscha Fo. Die Aufgabe dieses Letztern besteht hauptsächlich darin, Tag und Nacht zu beten, damit unaufhörlich auf dem Himalaya Schnee falle. Denn nach den thibetanischen Ueberlieferungen wohnt jenseit des Gebirges ein wildes grausames Volk, das nur zuwartet bis der Schnee weg ist, um über Thibet herzufallen, die Bewohner zu tödten und das Land in Besitz zu nehmen.

Alle Schaberons ohne Ausnahme sind lebende Buddhas; aber sie bilden doch eine Hierarchie mit Abstufungen; am höchsten steht der Tale Lama, dessen Suprematie alle anderen anerkennen, oder doch anerkennen sollten. Als wir uns in Lha Ssa befanden, war der Tale Lama ein Knabe von neun Jahren; und seit sechs Jahren residirte er bereits im Palaste auf Buddha La. Er ist von Geburt ein Si fan, und gehört einer armen unbekannten Familie im Fürstenthum Ming tschen tu sse an. Nachdem der Tale Lama seine irdische Hülle abgelegt hat, schreitet man in folgender Weise zur Wahl seines Nachfolgers. In allen Klöstern wird gebetet und gefastet, und namentlich steigern die Bewohner von Lha Ssa, die bei der ganzen Angelegenheit am meisten betheiligt sind, Eifer und Andacht; sie wallfahrten um den Buddha La und um die „Stadt der Geister"; jede Hand dreht den Tschu Kor, man hört überall und Tag und Nacht die heilige Formel des Mani hersagen; es wird doppelt und dreifach so viel Räucherwerk als zu anderen Zeiten verbrannt. Wer den

Tale Lama in seiner Familie zu besitzen glaubt, giebt den Behörden davon Kunde, damit sie prüfen können ob das Kind die Eigenschaft eines Schaberon besitze. Drei als solche anerkannte Knaben werden nach Lha Ssa gebracht, wo die Hutuktu ein Wahlcollegium bilden. Sie bleiben — wie die Cardinäle im Conclave — in einem Tempel auf dem Buddha La eingeschlossen, nnd zwar sechs Tage lang, und fasten und beten. Am siebenten Tage wird eine goldene Urne aufgestellt; in derselben liegen drei goldene Plättchen, jedes mit einem Namen bezeichnet. Die Urne wird umgeschüttelt, der Aelteste oder Vorsteher der Hutuktu zieht eins von den drei Plättchen heraus, und der Knabe, dessen Name gezogen worden ist, wird ohne Weiteres und auf der Stelle zum Tale Lama ausgerufen. Dann führt man ihn mit großem Gepränge in den Straßen der „Geisterstadt" das heißt Lha Ssa's umher; das Volk wirft sich vor ihm nieder, und er nimmt Besitz von seinem Heiligthum. Die beiden anderen Wickelkinder welche um die Würde eines buddhistischen Papstes concurrirten, werden ihren Familien zurückgegeben und erhalten jedes fünfhundert Unzen Silber von der Regierung.

Die Thibetaner und Mongolen verehren den Tale Lama wie eine Gottheit; er übt auf das Volk einen wahrhaft erstaunlichen Einfluß. Man ist aber viel zu weit gegangen, wenn man behauptet hat, daß seine Excremente mit Andacht gesammelt, und Amulete daraus bereitet würden, welche der Fromme in einem Säckchen um den Hals hänge. Eben so unwahr ist die Angabe, der Tale Lama habe um Kopf und Hals Schlangen, um auf die Gläubigen einen desto gewaltigern Eindruck zu machen. Wir haben über Alles das in Lha Ssa vielerlei Nachfrage gehalten, die Leute haben uns aber ins Gesicht gelacht. Man kann doch nicht wohl annehmen, daß alle Welt, vom Regenten bis zu dem Mann hinab von welchem wir Argols kauften, ein Uebereinkommen getroffen hätten, uns die Wahrheit zu verhehlen. Den Tale Lama selbst haben wir nicht gesehen. Im Allgemeinen können Andächtige oder Neugierige ohne Schwierigkeit seines Anblickes theilhaftig werden; wir kamen durch einen wunderlichen Vorfall um denselben. Der Regent hatte versprochen uns nach Buddha La zu führen, und wir waren im Begriff dorthin zu gehen, als man sich plötzlich einbildete, wir würden dem Tale Lama die Blattern mittheilen! Diese Krankheit war allerdings in Lha Ssa ausgebrochen, und wahrscheinlich von der großen pekinger Karawane eingeschleppt worden, eben derselben mit welcher wir gekommen waren. Man bat uns den Besuch zu verschieben. Die Thibetaner haben vor den Blattern eine unaussprechliche Furcht, und

sie richten fast in jedem Jahre in Lha Ssa große Verheerung an. Die Regierung hat kein anderes Gegenmittel als die Kranken ihrem Schicksal zu überlassen. Sobald sie in irgend einem Hause ausbrechen, müssen alle Bewohner dasselbe verlassen und sich auf die Berge oder in die Wüste begeben, wo sie vor Hunger und Elend sterben, da Niemand mit ihnen verkehren darf; manche werden von wilden Thieren zerissen. Wir gaben dem Regenten Kunde von der Blatterimpfung, und ein Theil seiner Gewogenheit gegen uns kam wohl auch mit daher, daß er hoffte, wir würden künftig einmal die Pockenimpfung in Thibet einführen. Ein Missionair der so glücklich wäre die Impfung in Thibet einzuführen, würde dort ungeheuern Einfluß gewinnen und vielleicht im Stande sein, es mit dem Tale Lama selber aufzunehmen; ja sie wäre vielleicht das Signal zum Ruin des Lamaismus.

Aussätzige und Krätzige giebt es in Lha Ssa viele, weil bei der herrschenden Unreinlichkeit, namentlich der niederen Classen, Hautkrankheiten gar nicht ausbleiben können. Auch Wasserscheu kommt vor, und man muß sich nur wundern, daß sie nicht allgemein verbreitet ist. Denn in den Straßen läuft eine so ungeheure Menge hungriger Hunde umher, daß die Chinesen spöttisch bemerken, die drei Haupterzeugnisse der Hauptstadt von Thibet seien Lamas, Weiber und Hunde; Lama, Ya teu, Keu. Die Thibetaner haben einen großen Respect vor diesen Thieren, welche bei ihnen, wenn man so sagen darf, Todtengräberdienste verrichten. Es giebt vier verschiedene Arten der Leichenbestattung; man verbrennt den Todten; oder man versenkt ihn in Flüssen oder Seen; oder man setzt ihn auf der Höhe eines Berges aus, oder endlich, und man hält das für die ehrenvollste Art, die Leiche wird in Stücke zerschnitten und zum Fraß den Hunden vorgeworfen. Diese Methode wird am häufigsten befolgt. Für die Armen ist der Hund in den Vorstädten Todtengräber; der Reiche läßt aus den Klöstern Hunde kommen, die dort als geheiligte Thiere zu dem angegebenen Zwecke gehalten werden.

Der Gebrauch die Todten von Hunden auffressen zu lassen ist übrigens in Asien uralt. Strabo erzählt, daß er bei den nomadischen Skythen, und bei den Sogdianern und Baktrianern geherrscht habe; Cicero meldet dasselbe von den Hyrcaniern und Justin von den Parthern.

Achtzehntes Kapitel.

Von Lha Ssa nach Europa. — Erörterungen mit dem chinesischen Gesandten und dessen Zwist mit dem Regenten. — Unsere Ausweisung wird befohlen. — Bericht Ki Schans an den Kaiser. — Die thibetanische Zeitrechnung. — Neujahr. — Buddhistische Klöster in der Provinz Uï. — Khaldan, Prebung, Sera. — Abschied vom Regenten. — Trennung von Samdadschiemba. — Abreise von Lha Ssa nach Canton.

Die Leute sprachen mit Achtung von der heiligen Lehre Jehova's und vom großen Staate Frankreich. Wir waren aber kaum erst einen Monat in Lha Ssa. Wir lebten in Ruhe und Frieden; die Regierung gewährte uns wohlwollenden Schutz, das Volk bewies uns Theilnahme, und wir durften wohl hoffen, in der Hauptstadt des Buddhismus selbst eine Mission zu gründen, die ihren Einfluß auf die Mongolen nicht verfehlen würde. Gleich nachdem wir in Lha Ssa festen Fuß gewonnen, dachten wir daran uns mit Europa in Verbindung zu setzen. Der Weg durch die Wüste war dafür nicht geeignet, weil er, von allem andern abgesehen, zu lange Zeit in Anspruch genommen hätte. Dagegen konnten wir wohl hoffen, Nachrichten über Indien zu befördern, denn von Lha Ssa bis zu den nächstgelegenen englischen Posten, braucht man etwa achtundzwanzig Tagereisen. Hatten wir dort einen Correspondenten und einen andern in Calcutta, so wurde die Verbindung mit Frankreich zwar nicht rasch und leicht, aber sie war doch möglich, jedoch nur mit Hilfe der thibetanischen Regierung. Wir theilten unsern Plan dem Regenten mit; er war einverstanden, und es wurde beschlossen, daß Herr Gabet, mit einer thibetanischen Bedeckung die ihn bis Butan zu geleiten hatte, nach Calcutta abreisen sollte, sobald die gute Jahreszeit eingetreten wäre. Aber nun kamen uns allerlei Dinge zu Ohren, aus welchen wir abnehmen konnten, daß der chinesische Gesandte uns fortschaffen wolle. Die Sache konnte uns nicht befremden; wir hatten vom Anfang an gewußt, daß nur allein die Mandarinen uns Schwierigkeiten in den Weg legen würden. Ki Schan war mistrauisch und eifersüchtig; er konnte nicht zugeben, daß Fremde mit ihrer Religion in Thibet festen Fuß gewännen, nachdem beide in China verfolgt und verboten worden waren. Deshalb wollte er uns ausweisen.

Er ließ uns zu sich rufen. Nach mancherlei schönen Worten äußerte er: Thibet sei für uns zu kalt und zu arm; wir müßten wohl daran

denken nach Frankreich zurückzukehren. Er sagte das in einer Weise als ob sich die Sache ohne Weiteres von selbst verstehe. Wir fragten aber, ob er uns einen Rath gebe oder einen Befehl ertheile. „Weder das Eine noch das Andere," entgegnete er trocken. — „Nun, dann danken wir Dir für das Interesse, welches Du uns zeigst, indem Du uns sagst, daß Thibet kalt und arm sei. Aber Du solltest auch wissen, daß Männer wie wir weder Reichthum noch Bequemlichkeit suchen, denn sonst wären wir in unserm Vaterlande geblieben, dem kein anderes Land gleich kommt. Wir antworten Dir: Die Ortsbehörde hat uns den Aufenthalt in Thibet gestattet, und wir erkennen weder Dir noch irgend einem Anderm das Recht zu, uns zu beunruhigen." — „Wie, ihr Fremdlinge wollt noch länger hier verweilen?" — „Ja wohl; wir wissen, daß Thibet andere Gesetze hat als China. Die Pebun, die Katschi und Mongolen sind Ausländer wie wir, und doch leben sie unbelästigt hier. Was soll also die Willkür bedeuten, mit der man Franzosen aus einem für alle Nationen geöffneten Lande verjagen will? Wenn die Fremden Lha Ssa räumen sollen, weshalb bleibst denn Du? Schon der Titel eines Kin Tschaï, d. h. Gesandten, besagt doch klar genug daß Du selbst nur ein Ausländer bist!" Ki Schan sprang von seinem karmoisinrothen Polster auf. „Ich ein Ausländer, ein Fremdling; ich, der die Gewalt des großen Kaisers vertritt? Wer hat denn noch vor Kurzem über den Nomekhan abgeurtheilt und ihn ins Exil geschickt?" — „Wir kennen die Geschichte mit dem Nomekhan. Der war aus Kan Su, einer chinesischen Provinz; wir aber sind aus Frankreich, wo Dein großer Kaiser nichts zu gebieten hat. Der Nomekhan hat drei Tale Lamas ermordet, aber wir haben keinem Menschen etwas zu Leide gethan. Haben wir etwa einen andern Zweck als die Menschen den wahren Gott zu lehren und sie zu unterweisen wie sie ihr Seelenheil in Acht nehmen?" — „Ich habe euch ja schon gesagt, daß ich euch für rechtliche Leute halte; aber eure Religion ist von unserm großen Kaiser für eine schlechte erklärt worden." — „Darauf entgegnen wir Dir weiter nichts, als daß die Religion des Himmelsherrn der Genehmigung Deines Kaisers nicht bedarf, um eine heilige Religion zu sein, ebensowenig als wir für unsere Sendung, um sie in Thibet zu verkündigen." Ki Schan sagte weiter nichts und verabschiedete uns trocken mit den Worten: Wir könnten uns darauf verlassen, daß er uns aus Thibet fortschaffen werde.

Wir gingen stracks zum Regenten und erzählten ihm den Vorfall. Er wußte, daß die chinesischen Mandarinen uns aufsässig waren, suchte

uns aber zu beruhigen; ohnehin seien Geistliche, Männer des Gebetes, in keinem Lande Fremdlinge. „Das steht in unseren Büchern, wo es heißt: Die gelbe Ziege hat kein Vaterland, und der Geistliche hat keine Familie. Lha Ssa ist der Sammelpunkt für die Männer des Gebetes, und schon deshalb habt ihr ein Anrecht auf Freiheit und Schutz.“ Diese Ansicht der Buddhisten, daß der Priester ein Kosmopolit sei, ist nicht etwa ein mystischer Ausdruck der in ihren Büchern steht, sondern sie ist in Sitten und Gewohnheiten der Klöster übergegangen. Sobald ein Mann sich das Hauptshaar abgeschoren und das Priesterkleid angenommen hat, führt er seinen alten Namen nicht mehr, sondern legt sich einen neuen bei. Ein Lama den man um sein Vaterland befragt, wird zur Antwort geben: „Ich habe kein Vaterland, sondern lebe in dem Kloster N. N.“ Dieselbe Anschauung gilt auch in China bei den Bonzen und anderen Geistlichen, die man mit dem Gattungsnamen T s ch u K i a D s ch i n belegt, Männer die aus der Familie ausgetreten sind.

Unsertwegen erhob sich ein Zerwürfniß zwischen der thibetanischen Regierung und dem chinesischen Gesandten. Ki Schan gab der Sache eine geschickte Wendung, indem er sich zum Vertheidiger der Interessen des Tale Lama aufwarf, und dabei in folgender Weise argumentirte: — Ich bin vom Kaiser nach Lha Ssa geschickt, um den lebendigen Buddha zu beschützen; es ist also meine Pflicht Alles zu entfernen was ihm Nachtheil bringen könnte. Verkündiger der Religion des Himmelsherrn, Leute die im Uebrigen ganz vortreffliche Absichten haben mögen, verbreiten eine Lehre, die im Grunde darauf abzielt, das Ansehen des Tale Lama zu untergraben und seine Macht zu stürzen. Ihr eingestandener Zweck ist kein anderer als ihre Religion statt des Buddhismus zur Geltung zu bringen und alle Bewohner von Thibet, ohne irgend welche Ausnahme, für ihre Lehren zu gewinnen. Was soll aus dem Tale Lama werden, wenn er keine Verehrer mehr hat? Die Einführung des Christenthums in diesem Lande, zielt darauf hin, das Heiligthum des Buddha La, folglich auch die lamaische Hierarchie und die thibetanische Regierung zu vernichten. Ich bin hierher geschickt worden, um den Tale Lama zu vertheidigen; darf ich Menschen in Lha Ssa dulden, die so subversive Lehren verkündigen? Wer wird verantwortlich gemacht, wenn sie einmal so tiefe Wurzel geschlagen haben, daß man sie nicht mehr ausrotten kann? Was hätte ich dem großen Kaiser zu entgegnen, wenn er mich der Nachlässigkeit und Feigheit beschuldigte? Ihr Thibetaner, — so sprach er, sich direct zum Regenten wendend, — begreift nicht, um eine wie ernste Angelegen-

heit es sich handelt. Weil diese beiden Männer tugendhaft und ohne Tadel sind, so glaubt ihr sie seien nicht gefährlich. Ihr seid im Irrthum; denn bleiben sie noch lange in Lha Ssa so werden sie euch bald verstrickt haben. Unter euch ist keiner, der in religiösen Erörterungen mit ihnen es aufnehmen könnte. Ihr würdet ihren Glauben annehmen, und dann wäre der Tale Lama verloren.

Der Regent theilte diese Besorgnisse nicht. Er sagte: „Wenn die Lehre dieser Männer falsch ist, so werden die Thibetaner sie nicht annehmen; ist sie aber eine wahre, was haben wir dann zu fürchten? Was für Schaden könnte die Wahrheit bringen? Diese beiden Lamas aus Frankreich haben nichts Böses gethan, und sind gegen uns von den besten Absichten beseelt. Wie können wir sie ohne Grund der Freiheit und des Schutzes berauben, die wir allen Fremden und insbesondere den Männern des Gebets zutheil werden lassen? Dürfen wir uns eine offenbare Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, aus eingebildeter Furcht vor einem Unglück das etwa eintreten könnte?“ — Ki Schan warf dem Regenten vor, er vernachlässige die Interessen des Tale Lama, und der Regent beschuldigte Jenen, er benütze die Minderjährigkeit des Tale Lama um die thibetanische Regierung zu tyrannisiren. Wir unsererseits erklärten nachdrücklich, daß wir außer Stande seien die Autorität des chinesischen Mandarinen anzuerkennen; wir würden das Land nicht ohne einen ausdrücklichen Befehl vom Regenten verlassen. Dieser aber versicherte, daß er einen solchen sich nicht abzwingen lassen werde. Allein der Streit wurde täglich heftiger, und am Ende nahmen die Dinge eine solche Wendung, daß wir uns verpflichtet erachteten nicht länger zu widerstreben, weil andern Falls vielleicht ernsthafte und unheilvolle Zerwürfnisse zwischen China und Thibet unausbleiblich waren. In diesem Falle hätte man uns für alles Unglück verantwortlich gemacht, und wir wären auch den Thibetanern unliebsame Gäste gewesen; dadurch hätte die Einführung des Christenthums nicht gefördert werden können. Es war also am zweckmäßigsten, daß wir unser Haupt beugten und mit Entsagung uns verfolgen ließen. Unser ganzes Benehmen konnte den Thibetanern den Beweis liefern, daß wir in friedlicher Absicht gekommen waren. Auch kam uns die Erwägung, daß gerade ein so tyrannisches Verfahren der Chinesen wohl für die Zukunft den christlichen Missionairen in Thibet förderlich sein könne. In unserer Unschuld meinten wir ferner, daß die französische Regierung dergleichen Uebergriffe nicht ungerügt lassen werde.

Wir gingen also zum Regenten und erklärten ihm, daß wir zur

Abreise entschlossen seien. Er war sehr niedergeschlagen und verlegen. Es sei sein lebhafter Wunsch gewesen uns einen ruhigen Aufenthalt in Thibet zu sichern, aber er könne sich nicht auf seinen Souverain stützen und sei für sich allein zu schwach der Tyrannei der Chinesen Obstand zu leisten; sie benützten seit Jahren die Minderjährigkeit des Tale Lama um sich unerhörte Rechte anzumaßen. Wir dankten ihm für sein Wohlwollen und begaben uns zu Ki Schan, sagten ihm wir seien entschlossen abzureisen, müßten aber gegen eine solche Beeinträchtigung unserer Rechte protestiren. „Ja, ja, ihr könnt nichts Besseres thun, als euch fortzumachen; das wird gut sein für euch, für mich, für die Thibetaner, für Jedermann.“ Er fügte hinzu, daß er schon alle nöthigen Vorkehrungen getroffen habe; der Mandarin und die Reisebedeckung sei bereits bezeichnet. In acht Tagen, das sei gleichfalls schon abgemacht, müßten wir aufbrechen, und zwar nach der chinesischen Grenze hin. Das Letztere war grausam; wir hatten eine Reise von acht Monaten vor uns, während wir die Grenze Indiens in fünfundzwanzig Tagemärschen erreichen konnten, und von dort der Weg nach Calcutta ohne alle Gefahren war. Aber Gegenvorstellungen und eben so alle Bitten um einigen Aufschub, damit wir uns vor einer so langen beschwerlichen Reise noch etwas erholen könnten, blieben fruchtlos. In ernster Weise erklärten wir darauf, daß wir alle diese Barbareien zur Kunde der französischen Regierung bringen würden, worauf Ki Schan entgegnete: es kümmere ihn nicht was diese denken oder thun werde; er richte sich nur nach dem Willen seines Kaisers. „Wenn mein Herr und Gebieter erführe, daß ich zwei Europäern erlaubt hätte, ungehindert die Religion des Himmelsherrn in Thibet zu verkündigen, so wäre ich verloren; diesmal würde ich dem Tode nicht entrinnen.“ Am andern Morgen theilte er uns einen Bericht mit, welchen er über unsere Angelegenheit an den Kaiser abstatten wollte. „Ich wollte ihn,“ sprach er, „nicht abgehen lassen, ohne ihn euch vorzulesen, damit nicht etwa eine Ungenauigkeit darin enthalten wäre, oder ein Wort das euch misfallen könnte.“ Ki Schan war jetzt, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, sehr liebenswürdig. Der Inhalt des Berichts war übrigens von gar keiner Bedeutung: er sagte über uns nichts Gutes und nichts Böses, und enthielt eine trockene Aufzählung der Länder, welche wir seit unserer Abreise von Macao durchzogen hatten. „Steht euch der Bericht an, habt ihr etwas dagegen einzuwenden?“ fragte Ki Schan. Herr Huc antwortete, er habe eine sehr wichtige Bemerkung zu machen. „Rede, ich höre Deine Worte.“ — „Was ich zu sagen habe, geht nicht uns an, wohl aber Dich,

und zwar sehr nahe, ich möchte es Dir insgeheim mittheilen; laß Deine Leute abtreten." — „Diese Leute sind meine Diener; ich habe nichts zu besorgen." — „Gut, denn; sag nachher Deinen Leuten was ich Dir mittheile; ich werde aber nicht in ihrem Beisein reden." — „Die Mandarinen dürfen nicht insgeheim mit Ausländern verhandeln, das ist gesetzlich verboten." — „Dann freilich habe ich Dir weiter nichts zu sagen; schicke also den Bericht ab so wie er ist; wenn Dir aber Unheil daraus erwächst, so ist das Deine eigene Schuld." Jetzt wurde er doch nachdenklich, nahm mehrere Prisen Tabak rasch hintereinander, und befahl dann seinen Leuten sich zu entfernen. Nun sagte Herr Huc: „Jetzt wirst Du begreifen, wie viel daran liegt, daß Niemand hört was ich Dir sage, und daß wir keine gefährlichen Leute sind, denn wir wollen auch Denen keinen Schaden zufügen, die uns verfolgen." Ki Schan wurde blaß und verlor seine Fassung; er sprach: „Erkläre Dich; rede weise, klare Worte; was willst Du sagen?" — „In Deinem Berichte steht eine Ungenauigkeit. Du läßt mich mit meinem Bruder Joseph Gabet zu gleicher Zeit von Canton abreisen; ich bin aber erst vier Jahre später nach China gekommen." — „Oh, wenn's weiter nichts ist, das läßt sich leicht abändern." — „Ja wohl, ganz leicht. Du sagst, der Bericht sei für den Kaiser, nicht wahr?" — „Allerdings." — „Nun dann mußt Du dem Kaiser auch die volle und ganze Wahrheit sagen." — „Ja wohl, die ganze Wahrheit, wir wollen jene Aenderung vornehmen. Wann bist Du nach China gekommen?" — „Im zwanzigsten Jahre Tao Kuangs (1846)." Ki Schan schrieb das mit seinem Pinsel an den Rand. Huc fuhr fort: „Ich kam in jenem Jahre, im zweiten Monat in diese Provinz, in welcher Du damals Vicekönig warst. Nun, weshalb schreibst Du das nicht auf? Der Kaiser muß die ganze, die volle Wahrheit wissen." Ki Schan zuckte mit dem Gesicht. „Begreifst Du nun, weshalb ich insgeheim mit Dir reden wollte?" — „Ja, ich weiß, die Christen sind nicht bösartig. Weiß Jemand hier um die Sache?" — „Kein Mensch." Ki Schan zerriß den Bericht, schrieb einen andern in welchem die Angaben über unsere Ankunft in China fortgelassen, wir aber sehr gelobt wurden als gelehrte und heilige Leute.

Laut Ki Schans Befehl sollten wir nach dem thibetanischen Neujahrsfest abreisen. Wir waren vor noch nicht zwei Monaten in Lha Ssa angekommen und hatten dort schon zweimal Neujahr gefeiert, einmal das europäische und einmal das chinesische; nun kam die Reihe an das thibetanische. In Lha Ssa rechnet man allerdings das Jahr wie in China nach dem Mondssystem, aber die Kalender stimmen darum doch nicht

überein, denn jener von Lha Ssa ist immer einen Monat hinter jenem von Peking zurück.

Anmerk. Die Chinesen, Mongolen und die meisten anderen Völker Ostasiens haben einen sechzigjährigen Cyclus, der aus zehn Zeichen besteht, welche sie Stämme nennen, und aus zwölfen die Zweige heißen. Bei den Mongolen und Thibetanern werden die Zeichen des zehnjährigen Cyclus mit dem Namen der fünf Elemente bezeichnet, den man zweimal setzt, oder mit dem Namen der fünf Grundfarben und deren weiblichen Nüancen; der zwölfjährige Cyclus wird durch zwölf Thiere bezeichnet.

Zehnjähriger Cyclus.					Zwölfjähriger Cyclus.		
	Mongolisch.	Thibetanisch.			Mongolisch.	Thibetanisch.	
1.	Moto	Scheng	Holz.	—	Khulukhana	Schiwa	Maus.
2.	„	„	„	—	Ukhere	Lang	Ochs.
3.	Gal	Mé	Feuer.	—	Bara	Tak	Tiger.
4.	„	„	„	—	Tolé	Yen	Hase.
5.	Scheré	Sa	Erde.	—	Lu	Dschuck	Drache.
6	„	„	„	—	Mokhé	Phrul	Schlange.
7.	Temur	Dschack	Eisen.	—	Mori	Rta	Pferd.
8.	„	„	„	—	Khui	Luk	Widder.
9.	Ussu	Tschon	Wasser.	—	Betschi	Préu	Affe.
10.	„	„	„	—	Takia	Schia	Huhn.
11.	—	—	—	—	Nokhe	Dschi	Hund.
12.	—	—	—	—	Khakhé	Phak	Schwein.

Um den sechzigjährigen Cyclus zu bilden, combinirt man die beiden ersten Cyclen auf folgende Weise:

Sechzigjähriger Cyclus.

Mongolisch.	Mongolisch.
1. Moto kulukhana, Holzmaus.	13. Gal khulukhana, Feuermaus.
2. Moto ukhere, Holzochs.	14. Gal ukhere, Feuerochs.
3. Gal bara, Feuertiger.	15. Schere bara, Erdtiger.
4. Gal tolé, Feuerhase.	16. Scheré tolé, Erdhase.
5. Scheré lu, Erddrache.	17. Temur lu, Eisendrache.
6. Scheré mokhé, Erdschlange	18. Temur mokhé, Eisenschlange.
7. Temur mori, Eisenpferd.	19. Ussu mori, Wasserpferd.
8. Temur khui, Eisenwidder.	20. Ussu khui, Wasserwidder.
9. Ussu betschi, Wasseraffe.	21. Moto betschi, Holzaffe.
10. Ussu takia, Wasserhuhn.	22. Moto takia, Holzhuhn.
11. Moto nokhe, Holzhund.	23. Gal nokhe, Feuerhund.
12. Moto khakhé, Holzschwein.	24. Gal khakhé, Feuerschwein.

Mongolisch.	Mongolisch.
25. Schere kulukhana, Erdmaus.	43. Gal mori, Feuerpferd.
26. Schere ukhere, Erdochs.	44. Gal khui, Feuerwidder.
27. Temur bara, Eisentiger.	45. Schere betschi, Erdaffe.
28. Temur tolé, Eisenhase.	46. Schere takia, Erdhuhn.
29. Ussu lu, Wasserdrache.	47. Temur nokhe, Eisenhund.
30. Ussu mokhé, Wasserschlange.	48, Temur khakhé, Eisenschwein.
31. Moto mori, Holzpferd.	49. Ussu kulukhana, Wassermaus.
32. Moto khui, Holzwidder.	50. Ussu ukhere, Wasserochs.
33. Gal betschi, Feueraffe.	51. Moto bara, Holztiger.
34. Gal takia, Feuerhuhn.	52. Moto tolé, Holzhase.
35. Schere nokhe, Erdhund.	53. Gal lu, Feuerdrache.
36. Schere khakhé, Erdschwein.	54. Gal mokhé, Feuerschlange.
37. Temur kulukhana, Eisenmaus.	55. Schere mori, Erdroß.
38. Temur ukhere, Eisenochs.	56. Schere khui, Erdwidder.
39. Ussu bara, Wassertiger.	57. Temur betschi, Eisenaffe.
40. Ussu tolé, Wasserhaase.	58. Temur takia, Eisenhuhn.
41. Moto lu, Holzdrache.	59. Ussu nokhe, Wasserhund.
42. Moto mokhé, Holzschlange.	60. Ussu khakhé, Wasserschwein.

Dieser Cyclus wiederholt sich allemal nach Ablauf von sechzig Jahren; und es ist begreiflich daß dadurch in die Zeitrechnung große Verwirrung kommen muß, wenn man nicht eine zuverlässige Methode hat, die schon abgelaufenen Cyclen zu präcisiren. Um jenem Uebelstande möglichst vorzubeugen, geben die Landesherren ihren Regierungsjahren einen besondern Namen, und die cyclischen Epochen werden dergestalt fixirt, daß kein Misverständniß obwalten kann. So sagen zum Beispiel die Mongolen: „Das achtundzwanzigste Jahr Tao-Kuangs, welches ist das des Feuerwidders“, nämlich 1848. In China hat der gegenwärtige Cyclus von sechzig Jahren mit 1805 begonnen; die Jahresrechnungen nach der Regierung Tao Kuangs datirten von 1820; denn damals bestieg dieser Kaiser den Thron. Hier muß bemerkt werden daß die Benennungen Schün Tschi Khang-Hi, Yung-Tsching, Kien-Long, Kia-King, Tao-Kuang nicht die Namen der sechs ersten Kaiser aus der Mandschudynastie sind, sondern specielle Bezeichnungen um die Perioden ihrer Regierung zu bestimmen.

Die Thibetaner haben den Gebrauch des zehn- und des zwölfjährigen Cyclus angenommen; sie combiniren aber dieselben weit mannigfaltiger als die Mongolen, und erhalten dadurch einen Cyclus von 252 Jahren. Die zwölf ersten tragen ganz einfach den Namen der zwölf Thiere; dann werden diese Namen mit jenen der fünf Elemente conbinirt, und zweimal wiederholt, bis man beim Jahre 72 des Cyclus angelangt ist. Darauf fügt man noch das Wort Po, das heißt Männ-

chen, hinzu, und gelangt so bis zum Jahre 132; dann das Wort Mo, Weibchen, womit man bis 192 kommt; zuletzt setzt man abwechselnd noch Po und Mo bis zum Ende des Cyclus. Man sieht daß ein solches System der Chronologie viel zu verwickelt für den Volksgebrauch ist. Selbst viele Lamas kennen es nicht ordentlich, und nur die Gelehrten in den Klöstern wissen sich darin zurechtzufinden. In Lha Ssa konnte uns, den Regenten ausgenommen, Niemand sagen, was für ein Jahr gerade war; es schien als ob man überhaupt nicht begriff, wie viel darauf ankommt, daß Jahre und Ereignisse durch eigene Benennungen bestimmt bezeichnet werden. Ein hoher Beamter in Lha Ssa, der für einen sehr gelehrten Lama galt, sagte uns, die chinesische Zeitrechnung finde er beschwerlich im Gegensatze zu der ihn einfacher erscheinenden thibetanischen. Ohnehin komme gar nichts darauf an, ob man genau wisse, wann in vergangenen Zeiten sich ein Ereigniß begeben habe. In den Büchern der Lamas wird auf die Chronologie kaum Rücksicht genommen; zumeist sind sie ohne alle Reihenfolge und Ordnung, ohne Daten, ein Durcheinander von Anekdoten, und man gewinnt weder für Begebenheiten noch für Personen feste und sichere Anhaltpunkte. Zum Glück hat man für die Geschichte der Thibetaner in den Werken der Chinesen und Mongolen eine Controle. Auch der thibetanische Kalender leidet an einer entsetzlichen Verwirrung, die namentlich in Folge der Annahme von glücklichen und unglücklichen Tagen entsteht; denn alle solche die für einen Mondslauf als unglücklich gelten, werden ausgemerzt und nicht mit gezählt. Wenn z. B. der fünfzehnte ein dies nefastus ist, so zählt man den vierzehnten zweimal, und geht dann unmittelbar zum sechzehnten über Manchmal kommen mehrere Unglückstage hinter einander; diese wirft man alle hinaus und geht gleich zum Glückstage über. Die Thibetaner finden darin keinen Uebelstand.

Das **Neujahr** ist für die Thibetaner ein hoher Fest- und Freudentag, zu welchem man während der letzten Tage des zwölften Mondes Vorkehrungen trifft, insbesondere sich mit Vorräthen von Thee, Butter Tsamba, Gerstentrank, Rind- und Hammelfleisch versorgt. Man langt die besten Kleider hervor, reinigt und kehrt aus, Alles gewinnt ein sauberes Aussehen, insbesondere werden die Hausaltäre in besten Stand gesetzt, die Götzenbilder neu angepinselt, Pyramiden, Blumen und andere Zierrathen aus Butter verfertigt und in die kleinen Heiligenschreine vor Buddha's Idol gestellt. Der erste **Luk** so oder Festgebrauch beginnt um Mitternacht. Niemand geht schlafen, sonden harrt mit Ungeduld der feierlichen geheimnißvollen Stunde, mit welcher das neue Jahr anhebt. Wir unsrerseits waren zur Ruhe gegangen; plötzlich erschallte durch die ganze

Stadt ein Freudengeschrei, wir hörten Glocken, Cymbeln, Seemuscheln, Tamburine und alle anderen thibetanischen Instrumente; es war ein entsetzliches Geräusch. Gern wären wir aufgestanden, aber es war zu grimmig kalt, und wir blieben unter unseren Decken liegen. Bald aber wurde gewaltig an unsere Thür gepocht, wir mußten aufstehen, uns ankleiden und öffnen. Einige unserer Bekannten luden uns zum Neujahrsschmaus ein; Jeder hatte einen kleinen irdenen Topf, in welchem Kügelchen aus Honig und Weizenmehl in heißem Wasser schwammen. Einer der Bekannten bot uns eine lange silberne Nadel dar, an welcher sich unten ein Haken befand, und forderte uns auf, aus dem Topfe Kugeln herauszufischen. Alles Sträuben half nichts; man steckte vor uns die Zunge mit so verbindlicher Höflichkeit aus, daß wir uns dem Luk so fügen mußten. Bis zum hellen Tage waren wir genöthigt Kügelchen zu fischen. Der zweite Luk so oder Festgebrauch besteht darin, daß man nach einem besondern Ceremoniel Besuche abstattet. Schon vom frühen Morgen an eilen die Thibetaner durch die Gassen; in der einen Hand halten sie einen Topf mit Thee, in der andern eine große lackirte und vergoldete Schüssel, die mit Tsamba in Pyramidenform gefüllt ist; oben auf stecken drei Gerstenähren. Ohne Tsamba und Thee, in welchem Butter zerlassen ist, darf man an jenem Tage keinen Besuch machen. Wer in ein Haus tritt um zum Neujahr Glück zu wünschen, wirft sich dreimal vor dem festlich geschmückten und beleuchteten Hausaltar nieder, verbrennt etwas Cedern-, und anderes wohlriechendes Holz in einem großen kupfernen Becken, bietet den Anwesenden ein Näpfchen Thee und reicht die Schüssel mit Tsamba dar. Dasselbe geschieht nachher von Seiten der Hausbewohner. In Lha Ssa pflegt man zu sagen: „Die Thibetaner feiern Neujahr mit Tsamba und Butterthee, die Chinesen mit rothem Papier und Feuerwerk, die Katschi mit ausgewählten Speisen und Tabak, die Pebun mit Gesängen und lustigen Sprüngen. Im Allgemeinen ist der Ausspruch richtig, aber lustig sind nicht allein die Pebun, sondern auch die Thibetaner lärmen und springen und tanzen. Kinder mit Schellensträngen über ihren grünen Röcken laufen über die Straße von Haus zu Haus und geben Concerte die recht anmuthig sind. Im Allgemeinen hat der Gesang einen sanften und melancholischen Ausdruck, aber es fehlen ihm rasch vorgetragene, feurige Refrains nicht. Alle die kleinen Sänger bezeichnen fortwährend den Takt, vermittelst eines langsamen Hin- und Herbewegens; sie wiegen ihren Körper wie in Pendelschwingung. Sobald aber der Refrain eintritt, stampfen sie mit den Füßen in starkem Takt, der bei dem Schellengeklingel

und dem Klappen ihrer eisenbeschlagenen Schuhe etwas Melodisches hat, besonders wenn man ihn in einiger Entfernung hört. Als Belohnung erhalten die Sänger einige Butterkugeln und in Nußöl gebackene Kuchen. An den Hauptplätzen und vor den öffentlichen Gebäuden spielen den ganzen Tag über Komödianten und Seiltänzer. Die Thibetaner haben aber nicht, wie die Chinesen, eigentliche Repertoire der Theaterstücke, sondern ihre Komödianten sind fortwährend alle auf der Bühne, und singen, tanzen oder produciren allerlei Kraftstücke; besonders zeichnen sie sich im Ballet aus, sie drehen sich im Reigen, springen und schlagen Pirouetten mit einer bewundernswürdigen Beweglichkeit. Ihre Tracht besteht in einer hohen mit Fasanenfedern gezierten Mütze, einer schwarzen Maske mit einem ungeheuern weißen Barte, langen weißen Beinkleidern, und einem grünen Rocke der bis auf die Kniee hinabhängt und mit einem gelben Gürtel zubunden wird. Auf diesem Rocke hängen an langen Fäden dicke Büschel von weißer Wolle, die sich schwingen wenn der Tänzer seine Körperbewegungen macht; sobald er sich dreht, fliegen sie horizontal mit ihm im Kreise und schlagen um ihn herum ein Rad.

Bemerkenswerth ist der Geistertanz. Ein aus Leder geflochtenes Seil wird oben auf dem Buddha La befestigt, und reicht bis in die Ebene hinab. Die „Geistertänzer" laufen auf diesem Seile hinauf und herunter, mit einer Behendigkeit, die jener von Katzen oder Affen nichts nachgiebt. Manchmal breiten sie oben die Arme wie zum Schwimmen aus und gleiten in einer solchen Körperlage pfeilschnell ins Thal. In diesen Kunststücken sind insbesondere die Bewohner der Provinz Ssang außerordentlich geübt. Das Merkwürdigste aber was wir in der Neujahrszeit in der Hauptstadt von Thibet gesehen, ist der Lha Ssa Moru, welcher am dritten Tage des ersten Mondes stattfindet. Dann kommen die Insassen sämmtlicher Klosterortschaften, also unzählige Schwärme von Lamas, lärmend nach der Stadt zu Fuß und zu Pferde, auf Eseln und Yaks; alle bringen Gebetbücher und Küchengeschirr mit. Wahre Lawinen von Lamas ergießen sich über die Stadt von den umliegenden Bergen herab. Sehr viele finden Unterkommen in öffentlichen Gebäuden oder in Privathäusern; die übrigen lagern sich auf den Plätzen, in den Straßen oder dicht außerhalb der Stadt. Dieses Einströmen der Lamas, eben der Lha Ssa Moru, dauert volle sechs Tage; während dieser Zeit sind die Gerichtshöfe geschlossen, die Behörden gleichsam außer Wirkung gesetzt und Alles ist diesen geistlichen Horden preisgegeben. In der Stadt herrscht eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Lamas rennen in hellen Haufen umher, schreien

fürchterlich, singen Gebete ab, rennen gegen einander, haben Zank, und blutige Balgereien pflegen nicht auszubleiben. Die Lamas sind im Allgemeinen nicht gerade zurückhaltend oder bescheiden; während jener Festtage kommen sie aber nicht etwa nach Lha Ssa, um sich mit weltlichen Dingen zu belustigen, sondern aus Andacht, um den Segen zu erhalten und einen Pilgergang nach dem berühmten Kloster Moru zu unternehmen, das mitten in der Stadt liegt. Daher der Name für jene sechs Festtage. Die Tempel des Klosters sind ungemein glanzvoll und reich, werden durchaus sauber und immer in Ordnung gehalten, und deshalb auch allen anderen in der Provinz zum Muster aufgestellt. Westlich vom Haupttempel liegt ein großer von einem Peristyl umgebener Garten. Dort befindet sich die Buchdruckerei in welcher unablässig eine große Zahl von Arbeitern mit Holzschnitten und Drucken buddhistischer Bücher beschäftigt ist. Die Lamas welche zum Morufeste kommen, pflegen dort ihren Bücherbedarf für das laufende Jahr mitzunehmen.

Die einzige Provinz Uï zählt etwa dreitausend Klöster, wovon mehr als dreißig große allein im Bezirk Lha Ssa liegen. Die berühmtesten sind Khaldan, Prebung und Sera; jedes hat im Durchschnitt etwa fünfzehntausend Geistliche. Khaldan bedeutet im thibetanischen Himmlische Seligkeit; diesen Namen führt ein Berg sammt der an und auf ihm erbauten Klosterstadt östlich von Lha Ssa und etwa vier Wegstunden von der Hauptstadt entfernt. Das Kloster wurde im Jahre 1409 von dem berühmten Reformator des Buddhismus Tsong Kaba gegründet. Dort lebte und lehrte er. Dort verließ er seine irdische Hülle, als seine Seele mit dem allgemeinen Urwesen sich vereinigte. Die Thibetaner behaupten man sehe noch heute seinen wunderthätigen Leib unversehrt und unverwest; er schwebe über der Erde welche er niemals berühre, und rede zuweilen. Wir konnten das Kloster Khaldan nicht besuchen.

Prebung, das heißt Zehntausend Früchte, liegt zwei Stunden westlich von Lha Ssa, am Abhange eines hohen Gebirges. In der Mitte der Klosterstadt erhebt sich eine Art von prächtig verziertem Kiosk; er schimmert von Gold und Gemälden, und ist dem Tale Lama vorbehalten, der in jedem Jahre sich einmal dorthin begiebt, um den Geistlichen die heiligen Bücher zu erklären. Die mongolischen Geistlichen welche nach Thibet kommen um sich in der „Wissenschaft des Gebetes" zu vervollkommnen und höhere Grade in der lamaischen Hierarchie zu erlangen, wohnen vorzugsweise gern in Prebung, das darum auch oft als Kloster der Mongolen bezeichnet wird.

Sera liegt nur eine gute halbe Stunde nördlich von Lha Ssa. Auch hier sind Tempel und Lamawohnungen am Abhange eines Berges erbaut, der mit Cypressen und Stechpalmen bestanden ist. Die Pilger aus der Mongolei kommen an Sera vorbei. Aus der Ferne gewähren diese amphitheatralisch über einander liegenden Gebäude, die sich von dem grünen Berge scharf abheben, einen ungemein malerischen Anblick. Noch oberhalb der Klosterstadt, da und dort am Berge zerstreut, bemerkt man eine große Menge Zellen, welche schwer zugängig sind; in ihnen hausen Eremiten, die sich ganz dem beschaulichen Leben widmen. Sera hat drei große Tempel mit mehreren Geschossen, in welchen alle Säle vergoldet sind. Daher der Name Sera, denn Ser bedeutet im thibetanischen Gold. Im Haupttempel wird der berühmte Tortscheh aufbewahrt, das heiligmachende Werkzeug, welches, der buddhistischen Ueberlieferung zufolge, aus Indien durch die Luft nach dem Kloster Sera kam und dort niederfiel. Es ist von Erz und gleicht einer Mörserkeule; die Mitte, da wo man es anfaßt, ist glatt und walzenförmig; die beiden Enden sind wieder dicker, gewissermaßen eiförmig und mit symbolischen Figuren bedeckt. Jeder Lama muß einen kleinen Tortscheh nach dem Muster dieses so wunderbar aus Indien nach Thibet gekommenen Instrumentes besitzen; es ist ihm beim Gebet und bei religiösen Feierlichkeiten unentbehrlich. Bald wird dasselbe aufs Knie gelegt, bald wieder von demselben weggenommen und in der Hand gedreht, je nachdem das Buch des Ritus die Vorschrift enthält. Das Tortscheh in Sera ist Gegenstand frommer Verehrung, und die Pilger werfen sich allemal vor der Nische nieder, in welcher es aufbewahrt wird. Am Neujahrsfeste trägt man es in großer Procession nach Lha Ssa, um es den Bewohnern der Stadt zur Verehrung auszustellen.

Während so die Lamas ihr geräuschvolles Fest feierten, mußten wir Vorbereitungen zur Abreise treffen, und unsere kleine Kapelle abschlagen. Schier wollte uns das Herz brechen! Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage kam ein Schreiber des Regenten und brachte uns in dessen Auftrage zwei dicke Silberbarren. Diese Theilnahme rührte uns tief, wir glaubten aber das Geld nicht annehmen zu dürfen. Als wir am Abend zu ihm kamen um Abschied zu nehmen, legten wir die beiden Silberstangen auf den Tisch vor ihm hin, und entwickelten ihm, weshalb wir seine Liebesgabe zurückweisen müßten. Der Regent begriff uns, bat aber wir möchten als Andenken ein Wörterbuch in vier Sprachen annehmen. Das konnten wir mit gutem Gewissen thun, und schenkten ihm unsererseits das Mikroskop. Beim Abschiede stand er auf und sprach: „Ihr zieht jetzt fort, aber

wer kann wissen welche Dinge die Zukunft bringt. Ihr seid Männer von erstaunlichem Muth, weil ihr bis hierher kamt. Ich weiß, ihr habt im Herzen einen großen und heiligen Entschluß. Ihr werdet ihn nicht vergessen und ich werde mich stets an ihn erinnern. Ihr versteht mich; die Umstände verhindern mich, mehr zu sagen.“ Mit tiefem Schmerz schieden wir von diesem Manne, der uns mit so ausnehmender Güte behandelt hatte, und mit dessen Hülfe wir dem thibetanischen Volke das Christenthum einzupflanzen gehofft hatten.

In unserer Wohnung trafen wir den Gouverneur der Muselmänner. Er hatte uns Reisevorräthe gebracht, getrocknete Früchte aus Ladak, Kuchen von Weizenmehl, Butter und Eier, und wollte den ganzen Abend bleiben, um uns beim Packen behülflich zu sein. Es war seine Absicht demnächst eine Reise nach Calcutta anzutreten, und wir beauftragten ihn, den ersten besten Franzosen, welchen er in Indien treffen würde, Nachrichten von uns zu geben; auch händigten wir ihm ein Schreiben an den Bevollmächtigten der französischen Regierung ein, welches Kunde über unsere Erlebnisse gab. An jenem Abend nahm auch Samdadschiemba von uns Abschied. Seit dem Tage, an welchem der chinesische Bevollmächtigte entschlossen war uns auszuweisen, hatte er ihn von uns getrennt gehalten, denn unser Dschiahur war aus der Provinz Kan Su, also chinesischer Unterthan. Ki Schan versprach ihn nicht weiter zu behelligen, sondern in seine Heimat zurückzuschicken. Das ist auch geschehen; Samdadschiemba blieb etwa ein Jahr lang bei seiner Familie, ging dann aber wieder in unsere mongolischen Missionen, und lebte 1852 im christlichen Dorfe Si wang, außerhalb der großen Mauer. Ki Schan hat es ihm nach unserer Abreise an nichts fehlen sondern ihm sogar ein ganz beträchtliches Reisegeld einhändigen lassen. Samdadschiemba war von Charakter rauh und wild, manchmal unverschämt und ein schlechter Reisegefährte. Aber er war offen heraus und dabei voll Hingebung. Der Abschied von ihm schmerzte uns sehr; wir hatten eine so weite gefahrvolle Wanderung mit ihm gemacht, daß er völlig mit uns verwachsen war.

Der Tag der Abreise war gekommen. Früh Morgens benachrichtigten uns zwei chinesische Soldaten, daß der Ta Lao Ye, Ly Kuo Ngan, das heißt seine Excellenz Ly, Friedensstifter in den Königreichen, uns zum Frühstück erwarte. Dieser Mann war der Mandarin, welcher auf Befehl Ki Schans uns bis nach China geleiten sollte. Wir folgten seiner Einladung uud ließen unser Gepäck hintragen. Ly, der Friedensstifter, stammte aus Tscheng tu fu, Hauptstadt der Provinz Sse tschuen und

war Militairmandarin. Er hatte zwölf Jahre in Gorkha, einer Provinz in Butan, gestanden, war schnell gestiegen, bis zur Würde eines Tu Sse aufgerückt und mit dem Befehl über die Truppen an der Grenze gegen England betraut worden. Er hatte den blauen Knopf und das Privilegium, an der Mütze sieben Zobelschwänze zu tragen. Ly war kaum fünfundvierzig Jahre alt, sah aber aus wie ein Sechziger, hatte kaum noch einige Zähne, spärliches, schon graues Haar, gläserne stiere Augen, verdorrte Hände, dicke geschwollene Beine, eine schlaffe Haltung; kurz der Mann war in Folge seiner Ausschweifungen der Auflösung nahe. Wir dachten an übermäßigen Opiumgenuß; er selber sagte uns jedoch, daß er in Folge des Branntweintrinkens so sehr heruntergekommen sei. Er wollte jetzt zu seiner Familie zurückkehren und ein ordentliches Leben anfangen. Ki Schan hatte besonders darum unsere Ausweisung so rasch betrieben, um uns in der Gesellschaft Ly's reisen zu lassen, der in seiner Eigenschaft als Tu Sse eine Bedeckung von fünfzehn Mann Soldaten erhielt.

Ly war für einen Militairmandarinen sehr unterrichtet, in der chinesischen Literatur bewandert, und ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe. Er sprach gut und mit Witz; glaubte weder an Bonzen noch Lamas, von der Religion des Himmelsherrn wußte er nichts, wohl aber verehrte er mit Andacht die Große Bärin am Himmelgezelt. In seinem ganzen Wesen lag etwas Aristokratisches, sein Benehmen war fein, doch schlug dann und wann etwas Plebejisches durch. Silberbarren liebte er sehr. Dieser Mann bewirthete uns mit einem köstlichen Frühstück; nachher gingen wir zu Ki Schan um Abschied zu nehmen. Zu uns sprach der Gesandte: „Ihr werdet nun in euer Königreich zurückreisen. Ich hoffe, ihr könnt euch über mich nicht beklagen, denn mein Verfahren gegen euch ist ohne Tadel. Es ist des Kaisers Wille, nicht etwa mein Befehl, daß ihr aus Thibet verwiesen werdet. Die Reise nach der indischen Grenze darf ich nicht erlauben, weil das Gesetz dergleichen verbietet; wäre Letzteres nicht der Fall, so würde ich euch dorthin geleiten, obwohl ich ein alter Mann bin. Der Weg welchen ihr jetzt zu nehmen habt, ist nicht so schlimm wie man wohl behauptet; freilich werdet ihr Schnee, hohe Berge und kalte Tage treffen. Ich verhehle euch die Wahrheit nicht, denn weshalb sollte ich euch täuschen; ihr findet an jedem Abend ein Nachtlager hergerichtet und braucht kein Zelt aufzuschlagen. Ihr müßt reiten, denn Tragsessel hat man hier zu Lande nicht. Mein Bericht an den Kaiser geht in den nächsten Tagen ab, und kommt lange vor euch an; meine Eilboten reisen ununterbrochen Tag und Nacht. In der Hauptstadt von Sse tschuen übernimmt euch der

Vicekönig Pao; meine Verantwortlichkeit ist dann zu Ende. Reist mit Vertrauen ab, und erweitert euer Herz. Ich habe schon im Voraus ansagen lassen, daß man euch überall gut behandle. Möge der Glücksstern auf eurer Reise euch geleiten von Anbeginn bis zu Ende!" — Unsere Antwort lautete: „Zwar halten wir uns für bedrückte Männer, hegen aber darum doch die besten Wünsche für Dein Wohlergehen. Du trachtest nach Würden: mögest Du in alle wieder eingesetzt werden, die man Dir genommen hat und in noch höhere!" — „O, mein Stern ist unglücklich!" rief Ki Schan und nahm dabei eine Prise Tabak.

Mit uns hatte er in einem manierirten, einschmeichelnden Tone gesprochen; als er sich an den Friedensstifter der Königreiche wendete, ließ er sich mit feierlich würdigem Ausdruck also vernehmen: „Ly Kuo Ngan, Du darfst reisen; der Kaiser erlaubt Dir, in den Schoos Deiner Familie heimzukehren. Du hast zwei Reisegefährten, und wirst darüber erfreut sein, denn der Weg ist lang und langweilig. Diese Männer sind gerecht und barmherzig, Du wirst also mit ihnen in Eintracht leben. Hüte Dich, ihr Herz jemals zu betrüben, gleichviel ob durch Worte oder Handlungen. Und nun muß ich Dir noch eins sagen. Du hast zwölf Jahre lang in Gorkha an der Grenze gedient; ich gab dem Zahlmeister Befehl Dir 500 Unzen Silber einzuhändigen; die schenkt Dir der große Kaiser." Ly warf sich mit größtmöglicher Behendigkeit zu Boden, und sagte: „Die himmlischen Wohlthaten des großen Kaisers haben mich stets allerorten umgeben; aber wie kann ein schlechter Diener wie ich ohne Erröthen solche ausgezeichnete Gunst empfangen? Ich bitte den Gesandten dringend, er möge genehmigen, daß ich mein Gesicht verhülle und mich dieser ausgezeichneten Gnade entziehe." Ki Schan entgegnete: „Meinst Du etwa der große Kaiser würde Dir Deine Uneigennützigkeit danken? Was wollen einige Unzen Silbers bedeuten? Nimm das Bischen Geld; trink dafür eine Tasse Thee mit Deinen Freunden; wenn Du aber drüben im Lande bist, so laß das Branntweintrinken fort. Ich sage Dir das, weil Vater und Mutter (so nennen sich die Mandarinen) den Kindern guten Rath geben müssen." Ly Kuo Ngan schlug dreimal mit der Stirn auf die Erde, stand auf und stellte sich neben uns.

Nun kam die Reihe an die fünfzehn Soldaten. Jetzt veränderte Ki Schan wieder seinen Ton; er sprach nur in kurzen gehackten Sätzen, befehlshaberisch und heftig zu den Leuten welche jetzt alle auf die Knie gefallen waren: „Ihr Soldaten, wie viele sind da? Ich glaube fünfzehn, ja wohl, fünfzehn. Also ihr fünfzehn Soldaten ihr geht in eure

Provinz zurück und seid dann aus dem Dienst entlassen. Ihr begleitet euern Tu Sse und diese beiden Ausländer bis nach Sse tschuen; ihr sollt ihnen getreue, aufmerksame und willfährige Diener sein. Begreift ihr diese Worte?" — „Ja, wir begreifen sie." — „In den Dörfern der Poba (Thibetaner) nehmt euch wohl in Acht, belästigt das Volk nicht; an den Halteplätzen paßt auf; ihr dürft nirgends plündern oder stehlen. Versteht ihr mich?" — „Ja, wir verstehen." — „Laßt die Heerden in Ruhe; schont die Früchte auf dem Felde, nehmt euch in Acht daß kein Waldbrand entstehe. — Habt ihr mich begriffen?" — „Ja, wir begreifen." — „Und vertragt euch untereinander, schimpft und zankt nicht; ihr seid alle des Kaisers Soldaten. Verstanden?" — „Verstanden!" — „Wer sich schlecht beträgt, soll unnachsichtlich bestraft werden. — Begriffen?" — „Begriffen!" — „Nun da ihr mich versteht, so gehorcht und zittert." Die fünfzehn Soldaten schlugen dreimal mit der Stirn auf die Erde, und standen auf.

Nachdem die übrigen sich entfernt, nahm Ki Schan uns bei Seite, um insgeheim mit uns zu reden. „Ich werde," so sprach er, „binnen kurzem Thibet verlassen und nach China zurückgehen. Um nicht mit zu vielem Gepäck beschwert zu sein, lasse ich mit der gegenwärtigen Gelegenheit zwei große Koffer abgehen; sie sind mit Yakhäuten überzogen und tragen das und das Merkzeichen. Diese Koffer empfehle ich eurer Obhut. Laßt sie an jedem Abend in euer Schlafgemach bringen. In Tsching tu fu, der Hauptstadt von Sse tschuen, übergebt sie dem Vicekönig der Provinz, Pao tschung tang. Achtet wohl auf eure eigenen Sachen, denn unterwegs giebt es viele kleine Diebe."

So schieden wir von Ki Schan. Er wurde bald nachher zum Vicekönig der Provinz Sse tschuen ernannt, späterhin jedoch auf Befehl des neuen Kaisers hingerichtet, wir wissen nicht weshalb. Er war ein ausgezeichneter Staatsmann. Es hatte etwas Seltsames daß der chinesische Gesandte uns seine Schätze anvertraute, während er doch einen Obermandarinen dafür zur Verfügung hatte. Er wußte aber recht wohl, daß er sicherer ging wenn er sie den Missionairen zur Obhut überwies, als wenn er dazu einen Chinesen erkor. Wir gingen mit Ly in dessen Behausung, wo achtzehn Pferde gesattelt standen. Ehe wir aufstiegen kam eine kräftig gebaute, reinlich gekleidete Thibetanerin heran; es war die Frau des Ly Kuo Ngan, die er vor sechs Jahren geheirathet hatte und jetzt auf immer verließ. Er hatte mit ihr ein Kind gezeugt, das aber früh gestorben war. Der Abschied der beiden Gatten, die sich nie mehr

wieder erblicken sollten, geschah öffentlich und in folgender Weise. Der Mann sprach: „Nun reisen wir fort; bleibe Du hier und sitze ruhig in Deinem Zimmer." — Die Frau sagte: „Gehe sanft von hier, recht sanft von hier, und achte wohl auf Deine angeschwollenen Beine." Dann hielt sie die Hand vor die Augen; um glauben zu machen, daß sie weine. Der Friedensstifter wendete sich zu uns mit den Worten: „Was doch die thibetanischen Frauen für Närrinnen sind! Ich lasse ihr ein hübsch gebautes Haus und viele schöne Möbeln die so gut wie neu sind, und nun thut sie gar als ob sie weinte! Kann sie nicht völlig zufrieden sein?" Nach diesem rührenden Abschied stieg Alles zu Pferde, und wir ritten durch Lha Ssa.

Außerhalb der Stadt harrten unserer viele Leute mit denen wir in näherm Verkehr gestanden hatten. Sie überreichten uns eine Abschiedskhata. Auch der junge Mediciner war da; er trug das Kreuz frei und offen auf der Brust. Wir stiegen ab und sagten allen diesen christlich gesinnten Gemüthern einige Worte des Trostes; insbesondere forderten wir sie auf muthig dem abergläubigen Cultus des Buddha abzusagen, den Gott der Christen zu verehren, und Vertrauen in dessen unendliche Barmherzigkeit zu setzen. Als wir eben wieder zu Pferde gestiegen waren, kam der Gouverneur der Muselmänner herangesprengt; er wollte uns das Geleit bis an den Fluß Bo Tschu geben. Diese Aufmerksamkeit rührte uns sehr. Der ehrenhafte Mann hat uns in Lha Ssa viele Beweise aufrichtiger Freundschaft gegeben. Am Bo Tschu fanden wir eine Bedeckung welche der Regent geschickt hatte; es waren Thibetaner, und sie sollten uns bis an die chinesische Grenze geleiten, sieben Mann mit einem Oberlama, welcher den Titel Dheba, das heißt etwa Bezirksamtmann führte. So bildeten wir eine Karawane von sechsundzwanzig Reitern. Das Gepäck wurde von Yaks getragen.

Wir warfen den letzten Scheideblick auf Lha Ssa, und sprachen: Herr, Dein Wille geschehe! Es war am 15. März 1846.

Neunzehntes Kapitel.

Chinesische Nachrichten über Thibet. — Einrichtung bei den Ulah. — Theatralische Darstellung in Medschu Kung. — Das Gebirge Lumma Ri. — Ankunft in Ghiamda. — Hölzerne Brücken. — Ueber das Einhorn. — Der Berg der Geister. — Die Gebirge La Rhi, Schor kon la und Alan to. — Der Berg Tanda. — Posteinrichtung in Thibet. — Der Schutzgeist des Berges Wa ho. — Eine Gott gewordene Kröte. — Ankunft in Tsiambo.

Wir zogen aus Lha Ssa am 15. März 1846. Während der ersten Tage führte der Weg durch ein breites, wohlangebautes Thal, in welchem viele thibetanische Meierhöfe zerstreut lagen, meist von hohen Bäumen umgeben. Doch wurde auf dem Felde noch nicht gearbeitet; der Winter ist in Thibet streng und dauert lange. Ziegen- und Yakheerden trieben sich auf den staubigen Aeckern umher und benagten die Stengel der Tsing Ku-Pflanze. Diese Gerstenart ist das Haupterzeugniß jener armen Gegend. Die vielen kleinen Aecker sind von Gehegen umzäunt, zu welchen der steinige Boden das Material an die Hand giebt; es muß unendliche Mühe und Geduld gekostet haben, diese ungeheure Menge großer Steine aus der Erde zu heben, und am Rande der Felder übereinander zu häufen.

Unterwegs begegneten uns einige Lamakarawanen; ihr Ziel war die Feierlichkeit des Lha Ssa Moru. Abends erreichten wir Detsin Dzug, ein großes Dorf das nur sechzig Li, also sechs gute Wegstunden von der Hauptstadt entfernt liegt. Wir fanden ein großes Haus zu unserer Aufnahme bereit, und der Ortsvorsteher geleitete uns in ein Zimmer, in welchem ein munteres Argolfeuer loderte. Er lud uns ein auf dicken Polstern von grünem Pu lu Platz zu nehmen, und ließ gleich Thee mit Butter bringen. Man behandelte uns überhaupt so sorgfältig und zuvorkommend, daß unser Herz sich freute; das war ein scharfer Gegensatz zu unserer Reise durch die mongolische Wüste. Wir brauchten kein Zelt aufzuschlagen, hatten nicht für Pferde oder Kameele zu sorgen, uns weder um Feuer noch Speisen zu kümmern; es kam uns vor als seien wir in ein Schlaraffenland versetzt. Vom Pferde steigen und in einem wohlgeheizten Zimmer schon Thee mit Butter bereit finden, erschien uns gleichsam sybaritisch.

Nachdem wir Thee getrunken, erschien der Oberlama, welcher auf Befehl des Regenten von Thibet uns bis zur chinesischen Grenze das Ge-

leit geben sollten. Wir hatten vorher nur einige Worte mit ihm gewechselt; jetzt machte er uns amtlich seinen Antrittsbesuch. Er hieß Dsiamschang, das heißt der Musiker, war ein untersetzter Mann von etwa funfzig Jahren, hatte schon mehrfach Verwaltungsämter bekleidet und vor seiner Rückberufung nach Lha Ssa den Posten eines Generaldheba inne gehabt. Er war unendlich gutmüthig, unbefangen und offenherzig wie ein Kind. Der Regent hatte ihn uns beigegeben, damit er wohl Acht gebe daß es uns an nichts fehle, so lange wir uns im Gebiet des Tale Lama befanden. Er stellte uns zwei junge Thibetaner vor, die er höchlich lobte. „Sie bilden eure Dienerschaft, sagte er, und wenn ihr befehlt, so müssen sie pünktlich gehorchen. Und da ihr nicht an thibetanische Kost gewöhnt seid, so ist dafür gesorgt worden, daß ihr mit dem chinesischen Mandarin speist." —

Wir hatten allerdings die Ehre unser Mahl beim Friedensstifter in den Königreichen einzunehmen, der in einem anstoßenden Zimmer wohnte. Ly Kuo Ngan war ungemein liebenswürdig, und gab uns allerlei Nachrichten über unsern gemeinschaftlichen Reiseweg, den er jetzt zum achten Male machte. Auch händigte er uns einen chinesisch geschriebenen Wegweiser ein, der die Straße von Tsching tu, der Hauptstadt von Sse tschuen, nach Lha Ssa beschreibt*). In demselben ist die Strecke von der thibetanischen Hauptstadt bis zur chinesischen Grenze, welche wir selber zurückgelegt haben, durchaus genau und zuverlässig geschildert worden. Aber die Darstellung ist trocken und hat nur für Reisende in jenen Gegenden oder für ganz specielle geographische Studien ein Interesse. Folgende Probe wird von der dürren Nomenclatur eine Vorstellung geben.

„Von Detsin Dzug bis zum Haltpunkt Tsaï Li. Von Tsaï Li bis zum Nachtlager in Lha Ssa. — In Detsin Dzug sind viele Gasthäuser, in welchen die Reisenden eine Weile sich aufzuhalten pflegen. An der Straße steht ein Posthaus. Von dort sind es 40 Li bis zum Kloster Tsaï Li; — 40 Li."

„In Tsaï Li ist ein Dheba, welcher den Reisenden Feuerung und Heu verschafft. Dieser Bezirk ist nur durch einen Fluß vom Lha Ssaer Gebiete

*) Das Buch führt den Titel: Uï tsang thu tschi, das ist Beschreibung von Thibet, mit Bildern begleitet. Es ist aus manchen Notizen von dem Mandarin Lu hua tschu im 51sten Jahre Kien Longs, also 1786, zusammengestellt worden. Pater Hyacinth, russischer Archimandrit zu Peking, hat von dieser Beschreibung Thibets eine Uebersetzung geliefert, die J. Klaproth verbessert, berichtigt und mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben hat. Sie steht im Nouveau Journal asiatique Iste Serie, Theil 4 und 6.

getrennt. Diese letztere Stadt erreicht man nach 20 Li; dort ist ein Militaircommandant. 20 Li; Summa 60 Li."

Von Detsin Dzug hatten wir eine weite Tagereise, immer noch in dem Thale in welches wir seit unserer Abreise von Lha Ssa eingebogen waren. Allmälig traten die Berge näher zusammen, der Boden wurde immer steiniger, der Anbau spärlicher, und den Bewohnern sah man es wohl an, daß sie nicht in der Nähe einer großen Stadt leben. Erst nach 80 Li hielten wir Rast in einem verfallenen Kloster, wo wir nur einige alte, unsauber gekleidete Lamas fanden; sie waren arm und konnten dem Generalstab unserer Karawane weiter nichts als Thee mit Milch, einen Krug Bier und ein wenig Butter geben. Wir verehrten diesen Geistlichen eine Khata, machten dann noch 40 Li zu Pferde und langten spät Abends in Midschu Kung an, wo wir am andern Tage blieben, weil die erforderliche Menge von Lastvieh im Augenblick nicht herbeizuschaffen war; denn Midschu Kung ist ein Platz, wo man die Ulah wechselt. Die thibetanische Regierung hat dergleichen Stationen auf der ganzen Strecke bis zur Grenze eingerichtet; aber nur die in Dienstgeschäften und im Auftrage der Regierung reisenden Beamten haben Anspruch darauf, daß ihnen dergleichen Herrendienste geleistet werden. Die oberste Behörde in Lha Ssa giebt ihnen einen Paß, in welchem genau verzeichnet steht, wie viele Menschen und Thiere die ulahpflichtigen Dörfer zu stellen haben. Der obenerwähnte Wegweiser äußert sich über diese Frohnden in folgender Weise: — „Zu dem örtlichen Dienst, Ulah genannt, sind alle verpflichtet, die einige Habe besitzen, gleichviel ob Männer oder Frauen; auch solche die aus fernen Gegenden kommen, wenn sie ein ganzes Haus einnehmen. Die Anzahl der für diesen Dienst zu stellenden Leute richtet sich nach dem Vermögen der Einzelnen. Die Aeltesten und die Dheba leiten die Wahl, und bestimmen, je nach der Größe eines Hauses, wie viel Leute dasselbe für die Ulah stellen soll. Man nimmt aus einem Weiler, drei, vier, bis zu zehn Leuten. An Zahl schwache Familien liefern Arme als Stellvertreter, denen sie Lohn zahlen, oder erlegen gemeinschaftlich für den Tag eine halbe Unze Silbers. Wer über sechzig Jahre alt ist, bleibt von aller Last befreit. Sobald der öffentliche Dienst es verlangt fordert man von den Reichen auch Ochsen und Pferde, Esel und Maulthiere; die Armen treten zusammen, und ihrer drei oder vier stellen gemeinschaftlich ein Thier."

Die chinesischen Mandarinen suchen aus dem Ulah Privatvortheil zu ziehen. In Lha Ssa trachten sie es durch alle möglichen Ränke dahin zu bringen, daß in ihrem Reisepaß recht viele Thiere verzeichnet werden.

Unterwegs fordern sie aber nur so viele als sie nöthig haben, und fordern für die überschüssigen eine Geldsumme, die dann der wohlhabende Thibetaner lieber bezahlt, als daß er sich seine Thiere abschinden läßt. Manche Mandarinen verlangen aber auch daß Alles im Paß Aufgezeichnete in Natura gestellt werde, weil sie thibetanische Waaren nach China transportiren wollen. Unser Ly gehörte gleichfalls zu den keineswegs uneigennützigen Leuten. Wir lasen in seinem Passe daß für uns, die beiden Missionaire, zwei Pferde und zwölf Yaks verlangt wurden, und doch bestand unser ganzes Gepäck nur aus zwei Koffern und einigen Decken. Als wir ihn fragten, weshalb für uns zwölf Ochsen gefordert würden, erklärte er, die Sache beruhe auf einem Irrthum, und wir durften aus Höflichkeit weiter nichts dagegen einwenden. Manchmal freilich wollen diese Speculationen mit den Ulah nicht gelingen; denn einige Gebirgsvölker kümmern sich nicht um den Inhalt der Reisepässe, und erklären ganz trocken: Wollt ihr einen Führer haben, so zahlt ihr so und so viel, für ein Pferd oder einen Yak so viel ꝛc. Da hilft keine Widerrede; die Chinesen müssen sich zur Zahlung verstehen.

Gegen unsere Karawane waren die Bewohner von Midschu Kung ungemein höflich. Die Vorsteher ließen Seiltänzer und Gaukler, die wegen des Neujahrfestes gerade im Orte waren, Vorstellungen geben. Der geräumige Hof unserer Herberge war Theaterplatz. Die Künstler waren verlarvt und wunderlich aufgeputzt. Ehe die Vorstellung begann wurde Musik gemacht; sie war wild und lärmend. Als das Publicum im Kreise versammelt war, trat der Dheba von Midschu Kung mit feierlichem Schritte heran und überreichte jedem von uns und unseren beiden thibetanischen Begleitern eine Glücksschärpe. Darauf lud er uns ein auf vier dicken Polstern Platz zu nehmen, die unter einem hohen Baume lagen. Nachdem wir uns gesetzt hatten, begannen die Künstler ihre Vorstellung mit einem so wild satanischen, ungeheuer raschen Reigentanze, daß uns schwindelte. Dann sprangen sie, machten allerlei Kraftstücke und fochten mit hölzernen Säbeln; dabei ertönte die Musik, es wurde gesungen, das Geschrei oder Geheul wilder Thiere nachgeahmt, ein Zwiegespräch gehalten, und dergleichen mehr. Am meisten that sich der Oberpossenreißer hervor, der seine Witze zum Besten gab und mit beißenden Einfällen nicht spärlich war. Wir verstanden nicht genug thibetanisch um diese im Volksdialekte gesprochenen Dinge alle zu verstehen; aber das Publicum war höchlich entzückt und spendete lärmenden Beifall. Die Darsteller tanzten, sangen und sprangen etwa zwei Stunden lang; dann kamen sie im Halb-

kreise auf uns zu, nahmen ihre Masken ab, steckten die Zungen aus und verneigten sich tief. Wir erwiederten diese Höflichkeit durch Ueberreichung einer Khata, und der Vorhang fiel.

Medschu Kung ist ein ziemlich stark bevölkertes aber keineswegs wohlhabendes Dorf; die Häuser sind aus großen durch Lehm verbundenen Steinen aufgeführt; manche sind halb eingestürzt und Schlupfwinkel für große Ratten geworden. Einen saubern Anblick bieten lediglich ein paar mit Kalkwasser angetünchte Tempel dar. Im Orte steht ein chinesischer Posten, es sind aber nur vier Mann und ein Untercorporal; sie müssen den kaiserlichen Eilboten Pferde liefern. Wir hatten mit Ly einen Spaziergang gemacht. Als wir in die Herberge zurückkamen, fanden wir den weiland Theaterplatz im Hofe in anderer Weise sehr belebt, denn unsere Ulah wurde in Bereitschaft gesetzt. Sie bestand aus 28 Pferden, 70 Yaks und 12 Führern. Am andern Morgen reisten wir weiter; nach einigen Stunden kamen wir an den Ausgang des großen Thales welches einer ungeheuern Kufe glich. Nun gelangten wir in eine durchaus wilde Gegend. Sie war in der That ein Labyrinth, in welchem wir bald rückwärts bald vorwärts, einmal links, dann wieder rechts zogen, um unersteigliche Berge zu umgehen und Abgründe zu vermeiden. Wir hielten uns immer in den Schluchten und an den Wasserbächen; freilich mußten unsere Pferde mehr springen als gehen. Thiere welche nicht an so abscheuliche Wege gewöhnt sind, könnten dergleichen Strapazen gar nicht aushalten. Wir fanden denselben Fluß wieder, über welchen wir bald nach unserer Abreise aus Lha Ssa gekommen waren; er strömte ruhig in einem sanft abfallenden Bett, und an seinem breiten Ufer hatten wir einen bequemen Weg. Mitten in dieser Einöde trifft man nur armselige verfallene Gebäude durch welche alle Winde pfeifen; man kommt aber so ermattet und zerschlagen an, daß man so fest schläft wie auf weichem Polster.

Wir mußten über das Gebirge Lumma Ri ehe wir die Stadt Ghiamda erreichten. Unser Wegweiser schreibt: „Dieses Gebirge ist hoch aber nicht sehr steil; es erstreckt sich in einer Breite von etwa 40 Li. Die Reisenden können dasselbe vergleichsweise als eine leicht zu passirende Ebene betrachten, in Rücksicht auf Schnee, Eis und Abgründe, welche das Herz erschrecken und die Augen übergehen machen, ehe sie dasselbe erreichen.“ Wirklich ist der Gipfel des Berges Lumma Ri zwar sehr hoch aber leicht zu ersteigen; wir brauchten nicht ein einziges Mal den Sattel zu verlassen, was allerdings bemerkt werden muß, da es bei Bergreisen in Thibet zu den Seltenheiten gehört. Auf der andern Seite

fiel indessen reichlich Schnee, und es war bitter kalt. Der Friedensstifter in den Königreichen stieg ab, um sich durch Gehen etwas zu erwärmen, aber seine schwachen Beine wollten ihn nicht tragen und er purzelte um. Zornig stand er auf, ging zum nächsten Soldaten, schimpfte entsetzlich, und prügelte ihn, weil er nicht vom Pferde gesprungen war, um beim Aufstehen ihm behilflich zu sein. Nun stiegen alle chinesischen Kriegsknechte ab, warfen sich vor dem Mandarin in den Schnee und stammelten Entschuldigungen. Sie hatten allerdings sich einen groben Fehler zu Schulden kommen lassen; denn die chinesische Höflichkeit erfordert, daß Alle vom Pferde steigen, sobald der Vorgesetzte seinen Fuß auf die Erde setzt. Wir ritten durch einen Wald, dessen Bäume dicke Schneelagen trugen; gleich nachher mußten wir wohl eine Stunde lang in einem entsetzlichen Felsengewirr hinanklimmen; der Abhang aber war noch viel beschwerlicher und gefährlicher. Nachher wurden fünf Li in einem engen Thal zurückgelegt; bald darauf gewahrten wir eine Häusermasse an einem hohen Berge, und zwei Tempel von kolossalem Umfang. Wir hatten den Haltplatz Ghiamda vor uns. Vor der Stadt waren achtzehn Soldaten in Reihe und Glied aufgestellt; die beiden Officiere trugen den weißen Knopf; alle hatten die Säbel blank gezogen, und im Bandelier einen Bogen. Wir sahen uns also der Besatzung von Ghiamda gegenüber, welche dem Mandarinen Ly einen würdigen Empfang bereiten wollte. Sie fiel auf die Kniee, und Alle riefen wie aus einem Munde: „Die armselige Besatzung von Ghiamda wünscht Glück und Heil dem Tu Sse Ly Kuo Ngan!" Dieser hielt sein Pferd an, die ihn begleitenden Soldaten thaten dasselbe; alle stiegen ab, gingen auf die Besatzungstruppen zu und sagten, sie möchten wieder aufstehen. Dann gab es von beiden Seiten ein Verneigen und Beugen das nicht enden wollte; wir aber kümmerten uns nicht darum und ritten weiter. Am Eingang der Stadt war uns eine Art von feierlichem Empfang vorbehalten. Zwei festlich gekleidete Thibetaner ergriffen den Zaum unseres Pferdes und geleiteten uns auf solche Weise in die für uns schon bereit gehaltene Wohnung, wo der Dheba, das heißt der höchste Ortsbeamte, schon mit einer Khata unserer harrte, und uns dann in einen Saal führte, wo Thee mit Milch, Butter, Kuchen und getrocknete Früchte bereit standen. Gewiß verdankten wir alle diese Aufmerksamkeit der wohlwollenden Fürsorge des Regenten in Lha Ssa.

Wir mußten zwei Tage in Ghiamda verweilen, weil dem Dheba unsere Ankunft erst wenige Stunden vorher gemeldet worden war, und er somit noch keine Zeit gefunden hatte, um die erforderliche Menge Lastvieh

von der Weide herbeiholen zu lassen. Wir beruhigten uns dabei um so lieber, da das Wetter abscheulich wurde. Am andern Morgen besuchten uns die beiden chinesischen Officiere. Der eine führte den Titel Pa Tsung, der andere war ein Weï-Weï. Der Pa Tsung war ein hübscher kräftig gewachsener Mann, mit schmetternder Stimme und kurz und rasch in seinen Bewegungen. Er hatte eine mächtige Schmarre im Gesicht, einen starken Schnauzbart und sah überhaupt äußerst martialisch aus. Er hatte während des Kriegs in Kaschgar erst als gemeiner Soldat gedient, sich aber dermaßen ausgezeichnet, daß er den Titel Pa Tsung und die Pfauenfeder erhalten hatte. Der Weï-Weï, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren und auch recht hübsch gewachsen, war aber von jenem gerade das Gegentheil; seine ganze Haltung hatte etwas Schlaffes und Weibisches, das Gesicht war welk und weichlich, seine Augen waren matt und feucht. Wir fragten ihn ob er krank sei, und er gab mit matter Stimme zur Antwort, daß er sich sehr wohl befinde. Dabei erröthete er, und wir begriffen, daß wir einen Fehler begangen hatten. Der junge Mann war dem Opiumrauchen leidenschaftlich ergeben. Ly sagte: „Der Pa Tsung ist unter einer günstigen Constellation geboren und wird hoch steigen im Heere; aber der Weï-Weï ist unter einem dicken Nebel zur Welt gekommen, und der Himmel hat ihn verlassen, seit er sich den europäischen Qualm angewöhnt hat. Ehe ein Jahr verfließt, wird er diesem Leben den Rücken gekehrt haben."

Während unsers Aufenthalts in Ghiamda regnete es unaufhörlich so stark, daß wir diese volkreiche Handelsstadt nicht genauer betrachten konnten. Hier wohnen viele Pebuns aus Butan, die gerade wie in Lha Ssa, Kunst- und Industrieerzeugnisse liefern. Ackerbauproducte liefert die Gegend nicht; etwas schwarze Gerste die im Thale gebaut wird, reicht kaum für den Bedarf der Einwohner aus. Von Wichtigkeit sind dagegen Wolle und Ziegenhaar aus welchen Zeuge gewebt werden. Die Weiden müssen in jenen Gegenden vortrefflich sein, denn die Thibetaner halten auf denselben große Heerden. Nach Lha Ssa, Sse tschuen und Yün nan verkauft Ghiamda viel Lapis Lazuli, Hirschhörner und Rhabarber; dieser letztere soll gerade auf den umliegenden Bergen in einer so vortrefflichen Qualität wachsen, wie sie anderswo nicht vorkommt. Auch ist Wild in großer Menge vorhanden, und namentlich der Wald durch welchen wir nach Ueberschreitung des Lumma Ri kamen, reich an Fasanen, wilden Hühnern und anderm Geflügel; aber die Thibetaner wissen diese Gabe nicht zu schätzen, denn sie kochen das Geflügel, ohne sich auf eine feinere

Zubereitung zu verstehen. In dieser Hinsicht wie in mancher andern, sind die Chinesen ihren Nachbarn weit voraus.

Als wir zu Pferde stiegen um Ghiamda zu verlassen, schenkte uns der Dheba ein Paar Brillen, die unsere Augen gegen den Schneeglanz sicher stellen sollten. Statt des Glases enthielten sie ein äußerst feines Geflecht von Pferdehaar, das etwas ausgebaucht war und die Gestalt einer halben Nußschale hatte. Wir wußten diese Gabe nach Verdienst zu würdigen. Außerhalb der Stadt hatte sich die Besatzung wieder aufgestellt, und die schon erwähnten Ceremonien wurden aufs Neue zum Besten gegeben. Aehnliches geschah überall wo unterwegs chinesische Soldaten standen. Ly war darüber außer sich, denn er konnte seiner kranken Beine wegen nur mit Mühe auf- und absteigen; alle diese Etiketteauftritte waren für ihn jedesmal eine rechte Qual, und doch konnte er ihnen nicht ausweichen. Vier Li von Ghiamda ritten wir über einen wilden Bergstrom auf einer Brücke, die aus sechs gewaltigen unbehauenen Tannenstämmen gemacht war. Man hatte sie aber so locker zusammengefügt, daß sie einem unter den Füßen rollten. Zu Pferde wagte sich Niemand hinauf, und man that recht daran. Wir kamen wohlbehalten hinüber, und setzten die beschwerliche Reise vier Tage lang durch diese Felsenwildniß fort, in welcher wir kein einziges thibetanisches Dorf antrafen. Allabendlich suchten wir Unterkommen in den chinesischen Wachthäusern, neben denen gewöhnlich einige aus Baumrinde gebaute Hirtenhütten standen. Doch konnten wir in jenen vier Tagen drei Mal die Ulah wechseln, ohne daß irgendwelche Zögerung stattgefunden hätte; denn die Befehle waren zu rechter Zeit angekommen, und wir fanden allemal das Nöthige vorbereitet. Wir hätten uns das in einem so wilden, öden Lande gar nicht zu erklären vermocht, wenn wir nicht gewußt hätten, daß in den vielen Seitenthälern viele Hirten unter Zelten leben. Am vierten Tage kamen wir über einen großen noch mit Eis bedeckten See nach dem Posten Atdza, einem kleinen Dorfe, dessen Bewohner einige Fleckchen Erde bestellen; auf den Bergen wachsen Fichten und Stechpalmen. Der chinesische Wegweiser sagt: „Das Einhorn, ein sehr merkwürdiges Thier, wird in der Nähe dieses Sees, der vierzig Li lang ist, angetroffen.“

Lange Zeit hat man das Einhorn als ein fabelhaftes Thier betrachtet, dasselbe ist jedoch in Thibet wirklich vorhanden. Man findet es in den Sculpturen und Gemälden der buddhistischen Tempel häufig dargestellt. Auch in China sieht man es oftmals in den nördlichen Provinzen auf Landschaftsbildern, die in den Gasthöfen hängen. Wir selber hatten

lange Zeit eine mongolische Abhandlung über Naturgeschichte für Kinder in den Händen, in welcher das Einhorn abgebildet war. Die Bewohner von Atdza sprachen von diesem Thiere, ohne größeres Gewicht auf dasselbe zu legen als auf andere Antilopenarten, die in ihren Bergen häufig sind. Aber Alles, was wir darüber hörten, bestätigt die bemerkenswerthen Angaben, welche Klaproth im Neuen asiatischen Journal mitgetheilt hat. Wir selber haben auf unseren Reisen in Hochasien das Einhorn nicht gesehen, wollen indessen hersetzen, was der genannte Orientalist seiner Uebersetzung des Itinerariums von Lu Hoa Tschu beifügt. — „Das thibetanische Einhorn heißt in der Landessprache Seru, im Mongolischen Kereh, im Chinesischen Tu kio scheu, das heißt Thier mit Einem Horne, oder Kio tuan, gerade aufstehendes Horn. Die Mongolen verwechseln das Einhorn zuweilen mit dem Rhinoceros, das im Mandschu Bodi gur gu heißt, im Sanscrit Khadga; dieses letztere wird auch Kereh genannt. Bei den Chinesen wird das Einhorn zum ersten Male in einem historischen Werke über die beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung erwähnt. Es heißt dort, das wilde Pferd, das Argali oder wilde Schaf, und das Kio tuan seien Thiere die in China nicht vorkommen; sie lebten in der Tatarei, und das Horn der Letzteren benütze man um daraus Bogen zu verfertigen, die man Einhorn-Bogen nenne. Die chinesischen mohamedanischen und mongolischen Geschichtschreiber erzählen übereinstimmend folgende Ueberlieferung, die sich auf eine Thatsache aus dem Jahre 1224 bezieht, als Dscheng-Kis-Khan seinen Zug gegen Hindustan vorbereitete. Die mongolische Geschichte berichtet: „Nachdem dieser Eroberer Thibet unterworfen, brach er auf um in Enedkek (Indien) einzudringen. Als er den Berg Djadanaring hinanstieg, kam ihm ein wildes Thier entgegen; es gehörte zu der Art die man Seru nennt, welche nur Ein Horn oben auf dem Kopfe hat. Dieses Thier kniete dreimal vor dem Herrscher nieder, gleichsam als wolle es ihm seine Ehrfurcht beweisen. Darüber war Jedermann erstaunt, der Monarch aber sprach: „Man versichert das Reich Hindustan sei das Land in welchem die erhabenen Buddhas und Boddhisatvas, und die mächtigen Bogdas, oder Fürsten des Alterthums, geboren wurden. Was hat es zu bedeuten, daß dieses Thier welches nicht sprechen kann, mich begrüßt wie ein Mensch? Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück." Diese angebliche Thatsache ist eine Fabel, sie zeigt aber, daß ein Thier mit Einem Horn in den Hochgebirgen Thibets vorhanden ist. In eben diesem Lande haben viele Oertlichkeiten ihre Benennung nach diesem Thier erhalten, das dort in großer Menge heerdenweis lebt. Dahin gehöre

der Bezirk Seru Dziong, das heißt Dorf am Ufer der Einhörner; er liegt im östlichen Theile der Provinz Kham, nach der chinesischen Grenze zu.

In einem thibetanischen Manuscript von welchem der Major Lattre Einsicht nahm, wird das Einhorn als Tsopo mit Einem Horne bezeichnet. Ein Horn von diesem Thiere wurde nach Calcutta geschickt; es war 50 Centimeter (à $4\frac{1}{2}$ Linie) lang und hatte 11 Centimeter im Umfang, von der Wurzel ab lief es in eine Spitze verjüngt zu. Es war fast ganz gerade, schwarz und auf beiden Seiten ein wenig abgeplattet, und hatte fünfzehn Ringe; diese standen aber nur auf einer Seite vor. Hodgson hatte, als englischer Resident in Nepal, das Glück, sich ein Einhorn zu verschaffen; er hat die Frage über das Dasein dieses Thieres beantwortet, und alle Zweifel gehoben. Es ist eine Art Antilope die im südlichen Thibet, das an Nepal grenzt, Tschiru genannt wird. Das ist derselbe Ausdruck wie Seru, und nur mundartlich abweichend. Hodgson schickte Haut und Horn nach Calcutta; sie kamen von einem Einhorn, das in der Menagerie des Radschah von Nepal starb. Diesem Letztern war es vom Lama von Digurtschi (Jikazze) geschenkt worden. Die Leute welche das Thier nach Nepal gebracht hatten, versicherten Hodgson, daß das Thier in der schönen Thalebene von Tingri sehr häufig vorkomme; dieselbe liegt im südlichen Theile der thibetanischen Provinz Tsang, und wird vom Arrun durchströmt. Man muß, um von Nepal aus in dieses Thal zu gelangen, durch den Engpaß von Kuti oder Nialam. Die Nepalesen nennen das Thal des Arrun Tingri Meïdam, nach der Stadt Tingri, die am linken Ufer dieses Flusses liegt; man findet dort viele Salzlager, an welchen die Tschirus sich heerdenweis versammeln. Im wilden Zustande sind diese Thiere ungemein scheu und lassen Niemand nahe kommen; beim geringsten verdächtigen Geräusch fliehen sie; werden sie aber angegriffen, so setzen sie sich muthig zur Wehre. Männchen und Weibchen sehen so ziemlich überein aus. Gleich den übrigen Antilopen hat das Tschiru eine schlanke Gestalt und ein wunderschönes Auge; die Farbe ist röthlich wie bei einem Hirschkalb, der Unterleib ist weiß. Die unterscheidenden Merkmale des Tschiru sind: ein schwarzes, langes, spitzes Horn mit drei leichten Krümmungen und kreisförmigen Ringen gegen die Basis hin; diese Ringe treten auf der Vorderseite stärker heraus als auf der Rückseite; sodann zwei Haarbüschel welche aus der äußern Seite der Nüstern hervorwachsen; um Nase und Maul stehen viele Borsten die dem Kopfe des Thieres ein schweres Ansehen geben. Das Haar des Tschiru ist hart

und erscheint hohl wie das aller Thiere die im Norden des Himalaya leben, und welche Hodgson beobachtet hat. Dieses Haar ist etwa 5 Centimeter lang und so dickbuschig, daß es sich wie eine feste Masse anfühlen läßt. Unter dem Haar dicht auf der Haut liegt ein feiner weicher Flaum, wie bei fast allen Vierfüßern welche in den hohen Regionen des Himalaya wohnen; dasselbe ist auch bei den Kaschmirziegen der Fall. Doctor Abel schlägt für das Tschiru den Namen Antilope Hodgsonii vor. — Wahrscheinlich ist dieses thibetanische Einhorn die Oryx capra der Alten. (?) Man findet dasselbe auch in den Wüsten Obernubiens, wo es Ariel heißt (?). Jenem Einhorn welches im hebräischen Reém genannt wird, das Monoceros der Griechen, welches die Bibel und Plinius schildern, ist nicht ein und dasselbe Thier mit der Oryx capra. So viel vom Einhorn.

In Atdze wechselten wir die Ulah, obgleich wir bis Lha Ri nur funfzig Li hatten, denn ohne frische, des abscheulichen Weges gewohnte Thiere wären wir gar nicht weiter gekommen. Zwischen beiden Ortschaften lag nur ein einziger Berg, der aber eine ganze Tagereise in Anspruch nahm. In unserm Wegweiser fanden wir folgende allerliebste Beschreibung: „Weiter hin kommt man über ein Hochgebirge mit spitzen Gipfeln, auf welchen in allen vier Jahreszeiten weder Schnee noch Eis schmilzt. Seine Abgründe gleichen den steilen Abhängen am Meeresufer; oft werden sie vom Schnee ausgefüllt; die Wege sind beinahe ungangbar, so jäh und glatt ist der Abfall.“ Das war freilich keine ermuthigende Auskunft, und auch die Leute unserer Karawane schienen unruhig. Doch war das Wetter vortrefflich, und so fingen wir dann beim Grauen des Tages an den gefürchteten Berg der Geister, Lha Ri, zu ersteigen. Er lag vor uns wie ein ungeheurer Schneehaufen, auf welchem nicht einmal irgend ein schwarzer Punkt zu sehen war. Die Yaks wurden vorneweg getrieben, um eine Art von Weg zu bahnen; dann kamen die Reiter, gleichfalls einer hinter dem andern, und so zog die Karawane, einer Riesenschlange vergleichbar, in manchen Windungen langsam den Berg hinauf. Anfangs war die Böschung nicht allzusteil, es lag aber so tiefer Schnee, daß wir glaubten Alles werde hineinsinken und verschüttet werden. Die Yaks, welche Bahn brachen, konnten nur sprungweis vorwärts, suchten nach links und rechts die Stellen welche ihnen am wenigsten gefährlich dünkten; manche verschwanden jedoch in den Abgründen, und glichen, wenn sie durch die Massen beweglichen Schnees hinunter kugelten, den Delphinen welche aus den Wellen eines unruhig bewegten Meeres hervortauchen. Wir Reiter hatten dann schon etwas weniger beschwerlichen Weg, und kamen schritt-

weis in einer tiefen Schneefurche vorwärts, deren Wände uns bis an die Brust reichten. Die Yaks grunzten gewaltig, die Pferde keuchten und schnauften, die Reisenden riefen einander in singendem Tone Muth zu, ähnlich wie die Matrosen an der Ankerwinde. Allmälig wurde der Berg so steil, daß es aussah als hinge die ganze Karawane in der Luft; wir mußten vom Pferde steigen, und um vorwärts zu kommen uns an den Schweif des Thieres klammern. Die Sonne fiel mit all ihrem Glanze auf diese unermeßliche Schneewüste, deren glänzendes Weiß uns vor den Augen funkelte. Zum Glück hatten wir die Schneebrillen, welche der Dheba von Ghiamda uns geschenkt. Nach langen unbeschreiblichen Anstrengungen waren wir endlich auf dem Gipfel angelangt. Schon neigte sich die Sonne. Wir hielten eine Weile still, um Sattel und Gepäck wieder in die richtige Lage zu schieben, und den Schnee von Kleidern und Füßen abzustreifen. Alle waren hocherfreut einen so gewaltigen Berg erklommen zu haben, und warfen einen Rückblick auf den bösen Weg. Das Hinabsteigen war allerdings nicht so langwierig, hatte aber gleichfalls Gefahren und Uebelstände. Die Böschung war so jäh, daß man nicht gehen konnte, sondern rutschen mußte; es kam aber darauf an, daß das nicht allzurasch geschah, sonst konnte man leicht in einen Abgrund stürzen, und von Rettung war dann gar keine Rede. Bevor wir den Fuß des Berges erreichten, gelangten wir auf eine kleine Fläche, wo die Karawane anhielt. Dort fanden wir ein O b o, ein buddhistisches Monument, aufeinander gehäufte Steine mit Fähnchen und Knochen, die mit thibetanischen Sinnsprüchen beschrieben waren. Neben dem Obo standen einige mächtig große Fichten. „Nun sind wir am Gletscher des Geisterberges" sprach Ly, „jetzt wollen wir einmal lachen." Wir blickten ihn erstaunt an, aber er streckte die Hand aus und sagte: „Seht dorthin, hier ist der Gletscher." Wir blickten über den Rand des Plateaus, und gewahrten eine ungeheure ausgebauchte Gletschermasse, die zu beiden Seiten von tiefen Abgründen begrenzt war. Das Hellgrün des Eises konnte man trotz der allerdings sehr leichten Schneedecke deutlich erkennen. Wir nahmen einen Stein von dem Obo und warfen ihn auf den Gletscher; wir hörten einen vollen dumpfen Ton; der Stein glitt rasch hinab und ließ einen grünen Streifen hinter sich.

Uns kam die Sache gar nicht lächerlich vor, und doch hatte Ly ganz recht. Wir rüsteten uns zur Hinabfahrt. Auch hier mußten die Yaks den Zug eröffnen, dann folgten die Pferde. Ein prächtiger Ochs welcher den Reigen führen sollte, ging langsam bis an den Rand der Ebene;

dort streckte er den Hals lang aus aus, beschnoberte das Eis, stieß warmen Athem aus seinen Nüstern, setzte dann mit todesverachtendem Muthe seine Vorderfüße auf den Gletscher, und verschwand im Augenblick, als wäre er vermittelst einer Druckfeder hinweggeschleudert worden. Die Beine hielt er weit auseinander, und zwar so steif und unbeweglich als wären sie von Marmor. Unten am Gletscher fiel er kopfüber, richtete sich mühsam auf und lief über den Schnee weiter. Die Pferde waren nicht so dreist und entschlossen wie die Yaks, aber man sah leicht, daß auch sie an diese Art zu reisen schon gewöhnt waren. Die Menschen mußten wohl oder übel auch hinab, aber nach einer andern Methode. Wir setzten uns vorsichtig an den Rand des Gletschers, stemmten die aneinander gedrückten Fersen auf das Eis, benützten den Peitschenstiel als eine Art Steuerruder, und sausten hinab als wären wir Locomotiven. Ein Seemann würde sagen, wir wären mit einer Geschwindigkeit von zwölf Knoten in der Stunde vorwärts gekommen. Unten nahm jeder sein Roß, stieg in den Sattel, und setzte die Reise in der gewöhnlichen Art fort. Wir hatten keine steilen Abhänge mehr; bald lag der Geisterberg hinter uns, und nachdem wir ein Thal durchzogen hatten, in welchem wir einen eisbedeckten Fluß antrafen, gelangten wir nach dem Haltplatz Lha Ri, wo in derselben Weise wie zu Ghiamda militairischer Empfang stattfand. Für uns hatte der Dheba schon Vorkehrungen getroffen; wir wohnten in einer chinesischen Pagode, genannt Kuang ti miao, das heißt Tempel des Kriegsgottes. Kuang ti war ein berühmter Feldher im dritten Jahrhundert. Nachdem er viele große Siege erfochten, wurde er sammt seinem Sohne getödtet. Die Chinesen sagen, er sei nicht gestorben, sondern zum Himmel aufgestiegen, und dort unter die Götter versetzt. Die jetzt regierende Mandschudynastie hat ihn zu ihrem Schutzgenius ernannt, und ihm viele Tempel erbaut. Er wird sitzend dargestellt, neben ihm steht sein Sohn Kuang Ping gerade aufrecht; zur andern Seite hat er seinen Stallmeister, dessen Gesicht schwarzbraun ist.

Von Lha Ssa bis Lha Ri rechnet man 1010 Li oder etwas mehr als hundert Wegstunden. Wir hatten die Strecke in fünfzehn Tagen zurückgelegt. Nun ruhten wir im Dorfe Lha Ri aus. Diese große Ortschaft steht in einer von unfruchtbaren Steilbergen überragten Schlucht; von Ackerbau ist keine Spur vorhanden, und das Mehl kommt aus Tsing ku. Fast alle Einwohner sind Hirten; sie besitzen Heerden von Schafen und Yaks, besonders aber Ziegen, aus deren feinem kräftigen Haar ausgezeichnete Pu lu und andere Stoffe verfertigt werden, die mit den Kaschmir-

shawls Aehnlichkeit haben. Die Thibetaner von Lha Ri sind bei weitem nicht so civilisirt wie jene von Lha Ssa; im Ausdruck ihres Gesichtes liegt etwas Hartes und Wildes; sie tragen sich unsauber, und ihre Wohnungen bestehen aus roh zusammengelegten Steinen, die vermittelst einer Art Lehm gebunden werden. Ueber der Stadt liegt am Bergabhange ein geräumiges Kloster mit einem hübschen Tempel. Der Kampo ist zugleich geistlicher Vorsteher und mit der weltlichen Verwaltung des ganzen Bezirks beauftragt. Es giebt in Lha Ri viele Lamas, zumeist Müssiggänger, die ein elendes Leben führen. Wir sahen sie in den Straßen massenweis liegen, um die Sonnenstrahlen aufzufangen und sich zu erwärmen; ihre Glieder waren mit rothen oder gelben Lumpen umhüllt; es war ein widerwärtiger Anblick. Die chinesische Regierung unterhält in Lha Ri ein wohlversorgtes Vorrathshaus; Verwalter desselben ist ein Mandarin aus der Gelehrtenclasse, mit dem Titel Leang Taï, das heißt Schaffer, Lieferant. Er hat den weißen Krystallknopf und muß den verschiedenen auf der Reisestraße stationirten Wachtposten den Sold auszahlen. Von Lha Ssa bis zur chinesischen Grenze sind sechs dergleichen mit Lebensmitteln versehene Vorrathshäuser vorhanden. Das erste und bedeutendste befindet sich in Lha Ssa selbst, dessen Leang Taï die Oberaufsicht über die fünf anderen führt; er hat ein Jahresgehalt von 70 Unzen Silbers; die Uebrigen bekommen nur 60 Unzen. Die Unterhaltung des Magazins in Lha Ssa kostet jährlich 40,000 Unzen Silbers, jenes in Lha Ri nur etwa 8000. Die Besatzung dieses letzteren Ortes besteht aus 130 Mann; an ihrer Spitze stehen ein Tsien Tsung, ein Pa Tsung und ein Weï Weï.

Der Liang Taï hatte die Karawane nicht amtlich begrüßt; er schickte am andern Tage nur eine Visitenkarte, ein Stück rothen Papiers auf welches er seinen Namen geschrieben hatte; durch seinen Commissionair ließ er zugleich sagen, er sei wegen einer schweren Krankheit ans Zimmer gebunden. Ly Kuo Ngang lächelte boshaft und sagte: „Der Leang Taï wird wohl wieder munter sein, sobald wir fort sind. Ich konnte mir's wohl denken! Alle Male wenn eine Karawane durchzieht, ist Süeh (so hieß er) krank; das weiß man schon. Vorschriftsmäßig hätte er uns heute ein Gastmahl erster Classe veranstalten müssen; er will sich aber darum hinweg schieben, und deshalb stellt er sich krank. Der Leang Taï Süeh ist der geizigste Mensch auf der ganzen Welt; er kleidet sich wie ein Palankinträger, frißt Tsamba wie ein thibetanischer Barbar; er raucht nicht, spielt nicht, trinkt auch keinen Wein, Abends hat er kein Licht im

Hause, tappt im Dunkeln zu Bette, und steht erst sehr spät auf, weil er sich fürchtet daß er schon frühmorgens Hunger haben könnte. Er ist gar kein Mensch, er ist ein Schildkrötenei. Der Gesandte Ki Schan will ihn cassiren und thut wohl daran. Ja, dieser Süeh Mu tschu..“ Wir lachten und bemerkten gegen Ly, daß er sich eines unhöflichen Ausdruckes bediene. — „Ihr habt ganz recht, der Ausdruck ist unhöflich; ich will euch indessen die Sache erklären: Süeh war ehemals Mandarin in einem kleinen Distrіct der Provinz Kiang Si. Einst kommen zwei Leute vor sein Gericht und verlangen ein Urtheil über eine Zuchtsau, auf welche Beide Anspruch machen. Richter Süeh gab folgende Entscheidung: „Nachdem ich Wahrheit und Lüge von einander abgesondert, erkläre ich, daß die Sau keinem von euch gehört, und gebe ferner den Entscheid daß sie mir gehöre. Dieses Urtheil zur Nachachtung! Die Gerichtsdiener nahmen die Sau und verkauften sie auf dem Markte. Seitdem heißt dieser Mann Süeh mu tschu, das heißt Süeh das Mutterschwein.“

Am Tage unserer Abreise von Lha Ri machten wir nur sechzig Li; unterwegs kamen wir an einen See von zehn Li Länge auf acht in der Breite; er war gefroren und wir ritten hinüber. Nachtlager hielten wir in dem Weiler Tsa tschu ka, in dessen Nähe warme Quellen liegen; nach Aussage der Thibetaner sind sie heilkräftig. Am andern Tage überschritten wir das Gebirge Schor ku la, das an Höhe und Steilheit mit dem Lha Ri wetteifert. Auf dem Gipfel fanden wir ein Obo, das uns einigen Schutz gegen den Wind gewährte. Wir ruhten ein wenig aus und rauchten eine Pfeife. Ly erzählte uns, zur Zeit des Krieges, welchen Kaiser Kien Long gegen Thibet führte, hätten die chinesischen Truppen beim Uebergang über den Schor ku la rebellirt, weil sie die weite Reise und die vielen Beschwerden und Entbehrungen unerträglich fanden. „Hier auf dieser Hochfläche knebelten die Soldaten ihre Officiere, und drohten sie in den Abgrund zu schleudern, wenn der Sold nicht erhöht würde. Die Generäle gingen darauf ein, die Meuterei hörte auf; die Mandarinen wurden ihrer Bande entledigt, und der Zug begab sich nach Lha Ri. Dort hielten die Generäle ihr Wort, erhöhten den Sold, ließen aber je den zehnten Mann niederhauen.

Vom Gipfel des Schor ku la abwärts hat man einen nur wenig geneigten Weg, und reist mehrere Tage auf der Höhe eines mächtigen Gebirgsstockes, in dessen zahlreichen Verzweigungen bis in weite Ferne steile Spitzberge sich zeigen. Von Lha Ssa bis zur Provinz Sse tschuen hat man auf der ganzen Strecke in einem fort mächtige Bergketten, die von

Katarakten, Tiefen und Engpässen durchschnitten sind. Bald sind diese Gebirgsmassen ohne alle Regelmäßigkeit und wie durcheinander geworfen, und bieten dann auch seltsame und ungeheuerliche Gestaltungen dar; bald sind sie ebenmäßig neben und gegeneinander gereiht, gezackt wie die Zähne einer Säge. Die ganze Physiognomie des Gebirges erhält oft in raschestem Wechsel ein ganz neues Gepräge und bietet den mannigfaltigsten Anblick dar. Und doch ermüdet das Auge, weil es immer und immer Gebirge sieht. Deswegen würde eine in's Einzelne gehende Beschreibung von Thibet sehr einförmig werden, und wir reden deshalb nur von den berühmtesten Gebirgen, welche, wie die Chinesen sich ausdrücken, „das Leben des Reisenden in Anspruch nehmen." Die Landesbewohner nennen Alles Ebene, was nicht in die Wolken emporsteigt und nicht geradezu Abgrund oder Labyrinth ist. So gelten denn auch die Hochlande welche wir nach Ueberschreitung der Schor ku la durchzogen, für ein ebenes Land. Von da bis Alan To, sagten unsere thibetanischen Begleiter, ist kein Berg. Dabei streckten sie die flache Hand aus. Doch sei, fügten sie hinzu, Vorsicht wohl angebracht, weil der Pfad oft eng und schlüpfrig sei. Nun verhielt es sich mit diesem angeblich wie das Innere einer Hand flachen Wege folgendermaßen. Sobald man über den Schor ku la hinüber ist, trifft man eine Reihenfolge fürchterlicher Abgründe, die auf beiden Seiten von steilabfallenden Bergwänden eingeschlossen sind, wie von Mauern. Der Reisende muß an diesen Abgründen entlang wandern, oft in sehr beträchtlicher Höhe und auf einer so schmalen Leiste, daß manchmal die Pferde eben nur Platz genug finden, um die Füße stellen zu können. Als wir sahen wie die Yaks auf diesem grauenvollen Pfade gingen, und wir aus der Tiefe dieser fürchterlichen Schlünde das Rauschen der Gewässer heraufbrausen hörten, ergriff uns ein Schrecken und wir stiegen vom Pferde. Aber Alle riefen uns zu, wir möchten wieder aufsitzen, die Pferde seien an dergleichen Wege gewöhnt und hätten einen weit sicherern Tritt als die Menschen; wir möchten sie machen lassen was sie wollten, nicht zur Seite schauen und fest im Bügel und Sattel bleiben. So befahlen wir denn unsere Seele Gott, folgten den Uebrigen, und überzeugten uns allerdings, daß wir auf diesem rauhen und schlüpferigen Wege unmöglich das Gleichgewicht hätten halten können. Es war uns als ob eine unwiderstehliche Gewalt nach dem Abgrunde hinzöge. Um nicht vom Schwindel erfaßt zu werden, wendeten wir den Kopf nach der Gebirgswand hin, die uns beinahe das Haar streifte. Manchmal mußten wir über dicke Baumstämme, die über horizontale Pfähle gelegt waren. Es rieselte uns eisig durch

Mark und Bein, wenn wir diese Brücken nur sahen. Aber was half das? Wir mußten immer vorwärts, denn es war eben so unmöglich umzuwenden als vom Pferde zu steigen. So schwebten wir ganze zwei Tage lang unaufhörlich zwischen Leben und Tod, ehe wir nach Alan To kamen; es war der fürchterlichste und gefährlichste Weg, den die Einbildungskraft nur ersinnen könnte. Nachdem wir ihn zurückgelegt hatten, wünschten wir Alle uns Glück, daß wir nicht in den Abgrund gestürzt waren; Jeder erzählte in fieberhafter Aufregung, was er an den allergefährlichsten Stellen gedacht und empfunden habe. Der Dheba von Alan To pries unser unerhörtes Glück, denn es war kein Mensch von unserer Karawane, sondern nur drei beladene Ochsen waren verloren gegangen, aber davon war weiter gar keine Rede. Ly sagte uns, er habe noch jedesmal in dieser Gegend Unglücksfälle mit erlebt; auf seiner vorletzten Reise waren vier berittene Soldaten hinuntergestürzt. Vorher hatte man uns von alledem nichts gesagt, weil man besorgte wir würden uns dann weigern die Reise zu machen, und das wäre allerdings wohl auch der Fall gewesen.

Von Alan To ritten wir durch einen dichten Tannenwald abwärts, und hielten nach einem Tagemarsch von achtzig Li im Dorfe Lang ki tsung, einer so angenehmen und malerisch gelegenen Station wie wir sie noch nicht gesehen hatten. Sie liegt in einer hübschen, ziemlich fruchtbaren und wohl angebauten Ebene, deren Felder gut bewässert werden. Die Chinesen nennen deshalb den Ort Kin Keu, goldene Schlucht. Die Häuser in diesem Ort sind von eigenthümlicher Bauart; Alles an ihnen besteht aus Holz, von dem die Rinde abgeschält wird. Man rammt sehr dicke Pfähle recht tief in die Erde, so daß sie nur etwa zwei Fuß hervorstehen; auf diese Pfähle legt man wagerecht neben einander Tannenbalken, und gewinnt auf diese Art einen Grundbau. Aus ähnlichen Balken werden sehr feste und dichte Wandmauern aufgezimmert; auch das Dach besteht aus Balken, die dann mit Rinde bedeckt sind; sie bildet eine Art von Schindeldach. Dergleichen Häuser sehen aus wie gewaltige Käfige, deren Dräthe dicht neben einander stehen. Etwaige kleine Lücken und Zwischenräume werden mit Kuhdünger ausgefüllt. Die dortigen Thibetaner bauen derartige Häuser sehr groß und mit mehreren Stockwerken; sie sind sehr warm und ungemein trocken; nur ist der Fußboden ungleich, und für Bälle und Tänzer wären sie allerdings nicht geeignet. Während wir in einem dieser hölzernen Käfige saßen, meldete der Dheba, daß während der letzten acht Tage eine ungeheure Menge Schnee gefallen und das Tanda-

gebirge deshalb jetzt nicht zu passiren sei; erst am Tage vorher seien dort einige Männer umgekommen. Wir nahmen unsere chinesischen Wegweiser zur Hand und lasen: „Das Tandagebirge ist ungemein steil und schwer zu ersteigen; ein Bach fließt durch eine enge Schlucht; sein Bett ist im Sommer voll Schlamm und schlüpferig, im Winter mit Eis und Schnee gefüllt. Die Reisenden gehen mit Stäben hintereinander her wie die Fische. Es ist die beschwerlichste Strecke auf der ganzen Reise nach Lha Ssa.“ Ly hatte Leute fortgeschickt, um nähere Erkundigungen einzuziehen; sie kamen zurück und bestätigten lediglich was der Dheba gesagt hatte. Aber der Letztere erklärte, er sei bereit, eine Heerde Ochsen vorausgehen zu lassen, die zwei Tage lang im Schnee herumgetrieben werden sollten, um einen Weg zu bahnen. Das geschah denn auch; wir konnten in Lang ki tsung der Ruhe pflegen und uns erholen. Die Thibetaner in jenem Thal sind weit civilisirter als jene die wir seit Lha Ri gesehen hatten. Sie versorgten unsere Küche reichlich mit Fleisch von Fasanen, Hirschen, frischer Butter und einer kleinen süßen Knollenfrucht, welche sie auf den Bergen sammeln. Wir füllten unsere Zeit mit Gebeten, Spazierengehen und Schachspiel aus. Der Regent in Lha Ssa hatte uns ein Schachbret mit schöngeschnitzten Elfenbeinfiguren geschenkt; diese letzteren stellten Thiere dar. Die Chinesen sind bekanntlich große Liebhaber des Schachspiels, doch weicht dasselbe mannigfach von dem unsrigen ab. Auch die Mongolen und Thibetaner kennen das Spiel, und merkwürdig genug stimmt das ihrige vollkommen mit unserm europäischen überein. Zwar sind ihre Figuren andere, aber sie haben denselben Werth und werden gerade so gezogen wie bei uns: auch sind die Spielregeln beinahe einerlei. Die Mongolen und Thibetaner sagen Schik wenn sie Schach bieten, und Mat, wenn die Partie zu Ende ist. Diese Ausdrücke sind weder mongolisch noch thibetanisch, und doch gebraucht sie Jeder, ohne über Ursprung oder wahre Bedeutung sich Rechenschaft geben zu können. Sie waren sehr überrascht, als sie von uns hörten, daß man in Europa Schach, échec und Matt sagt.

Nach drei Tagen erklärte der Dheba von Long ki tsung, wir könnten die Reise antreten. Es war recht düsteres windiges Wetter. Als wir am Fuße des Tanda standen, gewahrten wir einen langen dunkeln Streifen, der, einer ungeheuern Raupe vergleichbar, langsam am steilen Abhange sich bewegte. Die Führer sagten, es seien Lamas, die von der Pilgerfahrt nach dem Lha Ssa Moru zurückkamen; sie hatten in der vergangenen Nacht am Ende des Thales Rast gehalten. Der Anblick dieser

großen Anzahl von Reisenden belebte unsern Muth und wir machten uns frisch daran den Berg zu ersteigen. Aber noch bevor wir den Gipfel erreichten, erhob sich ein Sturm und trieb den Schnee nach allen Richtungen in die Luft; es war als wäre das ganze Gebirge in Auflösung. Dabei wurde der Abhang so steil, daß Menschen und Thieren beinahe die Kräfte ausgingen, und wären die Schneehaufen nicht gewesen, so hätte man von dem Berge bis ins Thal hinabkugeln können. Herr Gabet der sich von seiner Krankheit noch immer nicht ganz erholt hatte, mußte vor Erschöpfung den Schweif seines Pferdes fahren lassen, sank ohnmächtig nieder und blieb im Schnee liegen. Die Thibetaner kamen ihm zu Hülfe; es gelang ihnen aber nur mit äußerster Mühe ihn oben hinauf zu schaffen. Er war mehr todt als lebendig und röchelte wie ein Mensch dessen letzte Stunde gekommen ist. Dort oben trafen wir die Lamas; sie lagen alle im Schnee, und hatten ihre eisenbeschlagenen Stäbe zur Seite; einige mit Gepäck beladene Esel hatten sich dicht aneinander gedrängt, ließen die Ohren hängen, und ihre Knochen klapperten vor Kälte. Der Bergabhang war fast senkrecht; man setzte sich und rutschte hinab über den Schnee, der alle Unebenheiten des Bodens ausgeglichen hatte. Dabei ging nur ein Esel verloren.

Gleich nach unserer Ankunft in Tanda schüttelte der Mandarin Ly Kuo Ngan den Schnee von seinen Kleidern, setzte den Ceremonienhut auf und begab sich mit seinen Soldaten in eine kleine chinesische Pagode, die am Eingange zum Dorfe stand. Man erzählt daß während des Krieges, den Kien Long gegen die Thibetaner führte, ein Lieferant, der das Heer mit Lebensmitteln zu versorgen hatte, im Winter über das Tandagebirge nach Lha Ri reisen wollte. An einem mit Schnee ausgefüllten Abgrunde fiel eine Geldkiste vom Rücken eines Yak hinab. Sogleich sprang der Lieferant vom Pferde, lief der Kiste nach, ergriff sie und rollte mit ihr in den Abgrund hinab. Man berichtet weiter, dieser Leang Taï sei im Frühjahr, nachdem der Schnee hinweggeschmolzen war, wieder aufgefunden worden; neben ihm fand man auch die Kiste mit Geld. Der Kaiser wollte die Amtstreue des Lieferanten ehrend anerkennen, ernannte ihn zum Genius des Tandagebirges und ließ demselben jene oben erwähnte Pagode bauen, in welcher der Genius ein Idol hat; vor diesem müssen die von und nach Lha Ssa reisenden Mandarinen sich dreimal verneigen. Die chinesischen Kaiser versetzen Bürgerliche und Kriegsbeamte, die sich in hervorragender Weise ausgezeichnet haben, unter die Götter; die Ehrfurcht welche man ihnen erweist, bildet die amtliche Religion der Mandarinen.

Vom Tanda ab kommt man sechzig Li weit über die Ebene Piam

Pa; sie ist, unserm chinesischen Wegweiser zufolge, die ausgedehnteste in Thibet. Ist dem so, dann leidet es keinen Zweifel daß Thibet als ein ganz abscheuliches Land betrachtet werden muß; denn diese angebliche Ebene fanden wir unaufhörlich voller Hügel und Schluchten; auch ist sie so schmal daß man von ihrer Mitte aus sehr wohl die Menschen welche zu beiden Seiten am Fuße der Berge gehen, zu erkennen vermag. Hinter der Ebene von Piam Pa schlängelt sich fünfzig Li weit ein Flüßchen durchs Gebirge; dann kommt man nach Lha Dze, wo die Ulahs gewechselt werden. Von dort sind es hundert Li bis zum Militairposten Bari lang; zwei Drittel des Weges nimmt das Gebirge Dschack La ein, es ist berüchtigt und wird von den Chinesen Ya ming ti schan genannt, das heißt ein Gebirge welches das Leben in Anspruch nimmt. Wir kamen glücklich hinüber, und hatten von Bari lang ab einen durchaus nicht beschwerlichen Weg. Dann und wann sahen wir wie der Rauch aus einigen armseligen Hütten aufstieg, welche in den Schluchten vereinzelt lagen; es wohnen Thibetaner darin. Auch trafen wir schwarze Zelte und viele Yakheerden. Nachdem wir hundert Li gemacht, waren wir in Schobando. Diese kleine Stadt gewahrte mit ihren okerrothen Häusern und Klöstern aus der Ferne gesehen einen wunderlichen aber keineswegs unangenehmen Anblick. Sie lehnt sich an einen Berg, ist auf der Vorderseite von einem schmalen aber tiefen Fluß umzogen, über welchen eine hölzerne Brücke führt; sie erbebt unter dem Schritte der Reisenden. Schobando ist der wichtigste Militairposten nach Lha Ri, denn es stehen hier fünfundzwanzig Mann unter einem Tsien tsung. Dieser war ein genauer Freund unseres Ly; sie hatten mehrere Jahre zusammen an der Grenze von Ghorka gedient. Wir wurden von ihm zum Abendessen eingeladen, und genossen mitten in dieser Wildniß ein Mahl, bei welchem es an chinesischen Leckerbissen aller Art nicht mangelte.

Als wir eben schlafen gehen wollten, erschienen zwei Reiter im Hof unserer Herberge. Sie trugen einen mit Schellen besetzten Gürtel, verweilten nur wenige Minuten und sprengten dann fort. Wir erfuhren daß wir den außerordentlichen Eilboten gesehen hatten, der vom Gesandten Ki Schan aus Lha Ssa nach Peking abgefertigt worden war. Er hatte die thibetanische Hauptstadt erst vor sechs Tagen verlassen und schon mehr als zweihundert Li, also zweihundert Wegstunden zurückgelegt. Insgemein werden Berichte von Lha Ssa nach Peking in dreißig Tagen befördert, und man wird diese Schnelligkeit im Vergleich zu Dem was die Couriere in Europa leisten, nicht übertrieben finden. Vergegenwärtigt man

sich aber die Beschaffenheit der Wege in Thibet, so wird man über eine so rasche Beförderung erstaunt sein; sie ist in der That fast unbegreiflich. Die Eilboten welche die Post besorgen, reisen in Thibet Tag und Nacht; allemal sind ihrer zwei beisammen, ein chinesischer Soldat und ein thibetanischer Führer. In Zwischenräumen von etwa hundert Li wechseln sie die Pferde; die Menschen wechseln aber nicht so oft. Der Eilbote pflegt, bevor er auf die Reise geht, einen Tag lang zu fasten; unterwegs genießt er bei jedem Relais einige Eier. Er hat ein höchst beschwerliches Leben, und Leute dieser Art erreichen nur selten ein hohes Alter; viele gehen unterwegs verloren, stürzen in Abgründe oder werden vom Schnee begraben; andere ziehen sich schwere Krankheiten zu. Wir haben nie begreifen können, wie es überhaupt möglich ist daß diese Eilboten in Thibet bei Nacht reisen können.

Schobando hat zwei Klöster mit vielen Lamas von der Secte der Gelbmützen; in dem einen befindet sich eine große Druckerei, welche die Klöster der ganzen Provinz Kham mit Büchern versorgt. Von Schobando ab ging der Weg wieder durchs Gebirge, durch Tannen- und Stechpalmenwälder nach Kia yu kiao, einem Dorfe am steilen Ufer des Suktschu, der in raschem breiten Strome durch zwei Berge fließt. Wir fanden die Einwohner in großer Betrübniß, weil die Brücke eingestürzt war; zwei Menschen und drei Ochsen hatten dabei den Tod gefunden. Der Dheba hatte indessen ein Floß bauen lassen, und wir konnten also unsere Reise fortsetzen. Etwa dreißig Li von dem Ort entfernt, kamen wir an eine Holzbrücke, die über einen furchtbaren Abgrund geschlagen war; sie erbebte unter unserm Tritt, doch kamen bei gehöriger Vorsicht Menschen und Vieh glücklich hinüber. Wir hielten Nachtlager in Wa ho tschaï, wo neben ein paar thibetanischen Häusern ein kleiner chinesischer Tempel steht. Dort befindet sich auch ein Wachtposten. Es schneite sehr stark und wir sollten am andern Tage hundertfunfzig Li machen. Unser Wegweiser meldete: „Auf dem Gebirge Wa ho liegt ein See. Damit man sich im Nebel nicht verirre, sind auf den Höhen hölzerne Merkzeichen angebracht worden. Wenn tiefer Schnee liegt richtet man sich nach diesen Zeichen; man darf aber kein Geräusch machen, überhaupt kein Wort sprechen, denn sonst fallen Eis und Hagel in Massen mit ungeheurer Schnelligkeit herab. Auf dem ganzen Gebirge findet man weder vierfüßige Thiere noch Vögel, denn es ist während aller vier Jahreszeiten gefroren; an den Abhängen und auf hundert Li Entfernung liegt keine menschliche Wohnung. Viele chinesische Soldaten und Thibetaner erfrieren dort.“—

Als die Soldaten des Wachtpostens zu Wa ho tschaï sahen, daß der Schnee anhielt, öffneten sie eine kleine Pagode, und zündeten eine Menge kleiner rother Kerzen vor einem Götzenbild an; es hatte ein drohendes Antlitz, hielt in der rechten Hand ein Schwert, und in der linken einen Bogen nebst einem Bündel Pfeile. Die Soldaten schlugen dann mit aller Gewalt auf eine kleine Kesselpauke (Tamtam) und trommelten auf einem Tamburin. Ly hatte seine Ceremonienkleider angethan, und warf sich vor dem Idol nieder. Wir fragten ihn zu wessen Ehre die Pagode errichtet worden sei, und er erzählte uns eine Geschichte von Mao Ling, der ein Kiang Kiun, das heißt ein Würdenträger in der höchsten militairischen Rangstufe gewesen. Jede Provinz hat einen solchen Beamten; er trägt den rothen Knopf. Neben ihm steht ein Tsung tu oder Vicekönig; dieser verwaltet die Civilgeschäfte und gehört allemal dem Stande der Gelehrten an. Jener Mao Ling wurde in dem Kriege, welchen Kien Long gegen Thibet führte, als Oberfeldherr gegen die Rebellen geschickt. Als er mit viertausend Mann über das Wa ho-Gebirge ziehen wollte, erklärten die landeseingeborenen Führer, daß die ganze Heeresabtheilung unter dem Schnee verschüttet werden würde, wenn nicht Alle während des Ueberganges ein tiefes Schweigen beobachteten. Das geschah; aber das Gebirge war nicht in einem einzigen Tage zu überschreiten, und man mußte auf der Hochfläche Rast halten. Die Kriegsordnung schrieb vor, daß früh Morgens ein Kanonenschuß abgefeuert werden solle, und Mao Ling befolgte auch jetzt das Herkommen. Aber als das Geschütz erdröhnte stürzten vom hohen Himmel ungeheure Schneelawinen herab, unter welchem der Kiang Kiun mit allen seinen Leuten begraben wurde. Nur ein Koch nebst drei Dienern kam mit dem Leben davon, weil er früher aufgebrochen und schon weit voraus war. Der Kaiser ernannte den Feldherrn zum Schutzgeist des Gebirges Wa ho und ließ diese Pagode bauen. — Schnee und Hagel kommen wie die Chinesen glauben, vom Berggeist her; dieser heißt Hia ma tsching schin, das heißt die zum Gott gewordene Kröte. Denn am Ufer des schon erwähnten Sees haust eine große Kröte, die sich nur selten blicken läßt; aber wenn sie seufzt und schreit, so hört man das einhundert Li in der Runde. Sie wohnt dort schon seitdem Himmel und Erde bestehen, hat diesen Ort nie verlassen und ist zum Gott und Geist des Gebirges geworden. Wenn die Menschen dieses Gottthier in seiner Ruhe stören, so geräth es in Zorn und bestraft sie dadurch, daß es Hagel und Schnee auf sie herabschüttet.

Schon sehr früh am Morgen brachen wir auf; während der Nacht

war fußtief Schnee gefallen, und dadurch ein leichteres Fortkommen ermöglicht; insgemein ist das Gebirge mit Glatteis bedeckt und ungemein schlüpfrig. Bei Sonnenaufgang hatten wir die Hochfläche erreicht, und Alles ließ dem bisher verschlossenen Munde freien Lauf, und es fehlte nicht an Spott über die göttliche Kröte, die jetzt nicht mehr schaden konnte. Das Plateau bietet einen tief melancholischen Anblick dar; so weit das Auge reicht weiter nichts als Schnee und immer wieder Schnee; kein Baum, nicht einmal Spuren eines wilden Thieres; Alles ist eintönig; nur da und dort steht ein dunkler Pfahl oder eine Stange als Wegzeiger. Die Reisenden finden nicht einmal eine Stelle wo Thee gekocht werden könnte. Den ganzen Tag über war leider das Wetter so klar, daß der vom Schnee zurückprallende Sonnenglanz unseren Augen wehthat, obwohl wir unsere Brillen trugen. Gegen Abend hatten wir den Rand der Hochfläche erreicht, stiegen durch Thalschluchten hinab und gelangten nach Ngenda Tschaï ins Nachtlager. Wir rasteten einen Tag, der Lama Dsiam-Dschang bereitete Augensalbe für Alle. Nun hatten wir noch drei Tagereisen bis Tsiambo, auf abscheulichem Wege, durch Steilschluchten und über armselige Brücken.

Zwanzigstes Kapitel.

Tsiambo. — Krieg zwischen zwei lebenden Buddhas. — Kalksteingebirge. — Der große Häuptling Proül Tamba. — Ein buddhistischer Einsiedler. — Der Haltplatz Angti. — Die Stadt Djaya. — Das Bisamthier. — Der Strom mit Goldsand. — Die Stadt Bathang. — Die Mandarinen von Lithang. — Thibetanische Brücken. — Ankunft zu Ta tsien lu an der thibetanischen Grenze.

Wir erreichten Tsiambo am sechsundreißigsten Tage nach unserer Abreise von Lha Ssa; in dieser Zeit hatten wir zweitausendfünfhundert Li oder etwa dritthalbhundert gute Wegstunden, (französische Lieues) zurückgelegt, und waren nun in dieser Hauptstadt der Provinz Kham; die chinesische Regierung hat dort ein großes Magazin und einen Militairposten von etwa dreihundert Mann, unter einem Yeu Ki, einem Tsien tsung und zweien Pa tsung. Die Stadt liegt in einem Thale zwischen hohen Bergen; früher hatte sie eine Umwallung, doch fallen die Erdmauern ein; die Steinbekleidung wird weggenommen und zum Häuserbau benützt.

Tsiambo bedarf auch künstlicher Schutzwehren nicht; da es an beiden Flüssen Dsa tschu und Om tschu hinlängliche Deckung hat. Beide fließen um die Stadt und bilden im Süden derselben den Ya long kiang, der von Norden nach Süden durch die Provinz Yün nan und durch Cochinchina strömt und ins chinesische Meer mündet. Sowohl über den Dsa tschu wie über den Om tschu, also zur rechten und zur linken Seite der Stadt, ist eine Brücke geschlagen; beide führen zu parallel laufenden Straßen, die erste nach der Provinz Sse tschuen, die andere nach Yün nan, doch wird die letztere nicht stark benützt. Die Regierungsbeamten wählen ausschließlich nur die erstere, auf der zweiten trifft man dann und wann chinesische Kaufleute die von den Mandarinen ihrer Provinzen das Privilegium erkauft haben in Thibet zu handeln. Früher waren die Militairposten welche der chinesische Kaiser in den Besitzungen des Tale Lama unterhält von den Behörden der beiden Provinzen Sse tschuen und Yün nan zugleich abhängig; daraus entstand jedoch unter den beiderseitigen Mandarinen mancherlei Hader, welchem die Regierung dadurch ein Ende machte, daß sie alle in Thibet lebenden Chinesen unter den Vicekönig von Sse tschuen stellte.

Tsiambo ist offenbar im Verfall; die großen unregelmäßig gebauten Häuser liegen weit und breit zerstreut umher; man sieht viele Schutt- und Trümmerhaufen, und nur wenige neue Gebäude. Die Volksmenge ist zahlreich, aber schmuzig und träg, und wir wissen kaum wovon sie sich nährt, da von Handel oder Gewerben keine Rede, und der Ackerbau in der sandigen Umgebung ohne alle Bedeutung ist. Man erntet etwas graue Gerste, und tauscht gegen nothwendige Lebensbedürfnisse einige Landeserzeugnisse aus, nämlich Moschus, Häute von wildem Hornvieh, Rhabarber, blaue Türkise und Goldstaub. Gegen diese Armseligkeit sticht das große prächtige Kloster, das im Westen der Stadt auf einer Anhöhe liegt, scharf ab. Dort hausen etwa zweitausend Lamas, nicht wie sonst in buddhistischen Klöstern der Fall ist, vereinzelt in kleinen Häusern, sondern gemeinschaftlich in großen Gebäuden, welche den Haupttempel umgeben. Dieser letztere ist prachtvoll verziert und gilt für einen der schönsten in Thibet. Der Vorsteher dieses Lamaklosters, ein Lama Hotuktu, ist zugleich weltlicher Beherrscher der Provinz Kham.

Etwa fünfhundert Li von Tsiambo nach der chinesischen Grenze hin liegt die Stadt Djaya, Hauptort einer Landschaft, die einem Oberlama unterworfen ist; er führt den Titet Tschaktschuba, bekleidet demnach eine geistliche Würde, die etwas niedriger ist als die Rangstufe eines Hu-

tuktu. Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Thibet war ein heftiges Zerwürfniß zwischen dem Hutuktu von Tsiamdo und dem Tschaktschuba von Djaya ausgebrochen. Dieser Letztere, ein junger ehrgeiziger Priester, hatte sich selber zum Hutuktu gemacht, kraft eines alten Diploms welches der Tale Lama ihm während einer seiner früheren Transmigrationen ertheilt hatte. Demgemäß machte er Anspruch auf die Oberherrschaft in der ganzen Provinz Kham und auf die Residenz in Tsiamdo. Der dortige Hutuktu, ein hochbejahrter Lama, wollte aber nicht abtreten, und stützte sich seinerseits auf Diplome, welche der chinesische Kaiser ausgestellt und der Tale Lama bestätigt hatte. In diesen Streit waren nach und nach alle Stämme und Klöster der Provinz verwickelt worden, hatten für und gegen Partei genommen. Nach langem fruchtlosen Hin- und Herschreiben hatte man zu den Waffen gegriffen, und diese wilden Völkerschaften lagen ein volles Jahr lang in blutiger Fehde mit einander. Viele Dörfer wurden zerstört, Heerden zu Grunde gerichtet, Wälder in Brand gesteckt; überall strömte Blut. Als wir in Tsiamdo angelangten, war eben Waffenstillstand eingetreten, und Bevollmächtigte des Tale Lama und des chinesischen Gesandten in Lha Ssa suchten zu vermitteln. Der junge Hutuktu von Djaya war nach Tsiamdo berufen worden. Er kam auch, aber in Begleitung einer beträchtlichen Kriegerschaar; offenbar besorgte er Verrath. Die Conferenzen brachten kein befriedigendes Ergebniß, da keiner der Prätendenten von seinen Ansprüchen etwas aufgeben wollte, und Alles deutete auf einen Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Aber der junge Hutuktu war volksthümlich, weil er die Einmischung der Chinesen nur unwillig ertrug, während der Alte sie herbeigerufen hatte. Jede Einmischung Fremder in die Landesangelegenheiten wird überall verabscheut, wo das Volk ein Gefühl für Würde und Unabhängigkeit hat.

Wir unsrerseits wurden in Tsiamdo mit demselben Wohlwollen behandelt wie überall im Lande; beide Prätendenten sendeten uns, nebst der unvermeidlichen Höflichkeitsschärpe, Butter und Hammelfleisch. Drei Tage währte unser Aufenthalt, denn es ging mit unserm Mandarin Ly täglich schlimmer; seine Beine waren geschwollen, und weder Aerzte noch Zauberer konnten ihm helfen. In einem Palankin wollte er aus Geiz nicht reisen. Der alte Hutuktu gab uns vier Reiter als Schutzwache bis zur Grenze der Landschaft Djaya. Wir ritten aus der Stadt über eine schöne aus Tannenstämmen gezimmerte Brücke auf der Straße nach Sse tschuen. Unterwegs trafen wir eine eigenthümliche Reisegesellschaft. Voran ritt eine thibetanische Frau auf einem Esel; auf ihrem Rücken

hatte sie einen Säugling befestigt. Sie zog am Halfter ein Lastpferd nach sich, auf jeder Seite desselben hingen zwei längliche Kisten; aus jeder derselben guckte ein freundliches Kindergesicht. Hinterher ritt ein chinesischer Soldat, hinter ihm saß ein zwölfjähriger Knabe. Den Beschluß dieser Karawane machte ein großer rothhaariger Hund. Dieser Chinese hatte vormals zu Tsiamdo in Besatzung gelegen und späterhin Erlaubniß bekommen in Thibet Handel zu treiben. Dort nahm er ein Weib, erwarb etwas Vermögen, und kehrte nun mit seiner ganzen Familie in die Heimat zurück. Er war ein Mann von ganz anderm Schlage wie die Mehrzahl seiner Landsleute, die gar kein Bedenken tragen, Frau und Kinder auf fremdem Boden im Stiche zu lassen. Unsere Chinesen machten sich über ihn lustig: „Der hat offenbar ein verschimmeltes Gehirn; daß er Geld und Waaren vom Auslande mit heim bringt ist vernünftig, aber in das Land und Volk der Mitte eine Frau mit großen Füßen und die kleinen Barbaren mitschleppen, das ist lächerlich. Will er sie etwa zur Schau stellen wie die Thiere?“ So sprachen die Chinesen.

Auf unserer Weiterreise kamen wir nach Meng Phu, einem aus etwa acht Häusern bestehenden Weiler in einem tiefen Thale, dann über Holzbrücken, welche „in der Region der Wolken hängen“, nach Pao Tun, wo wir bemerkten daß die Landesbewohner von nun an weit weniger gefügig, die Chinesen aber weit weniger befehlshaberisch auftraten, als auf der andern Seite von Tsiamdo. Von Pao Tun nach Pagung trifft man auf einer Strecke von zehn Wegstunden nichts als nackte Kalksteinberge, ohne Bäume oder Gesträuche, sogar Flechten mangeln völlig; nur ganz unten in den Felsenspalten stehen Saxifragen. Einen seltsamen Anblick bietet der Ku lung schan dar, das heißt der durchlöcherte Berg; er hat eine Menge Löcher und Höhlen von sehr mannigfacher Gestaltung, und zum Theil von beträchtlicher Tiefe. Die Chinesen sagen, diese Höhlen seien das Werk von Kueï oder bösen Geistern, die Thibetaner behaupten daß sie ihr Dasein den Schutzgenien des Landes verdanken. In alten Zeiten hätten heilige Lamas sich dorthin zurückgezogen, seien in Buddhas umgewandelt worden, und zu bestimmten Zeiten höre man noch jetzt aus dem Innern des Berges das Murmeln ihrer Gebete herauftönen. Bisher hatten wir in Thibet fast nur Granitberge angetroffen, deshalb fielen jene Kalksteingebirge auf der Straße nach Bagung uns um so mehr auf. Der ganze Anblick des Landes wurde von da ab ein durchaus anderer, und volle vierzehn Tage lang gewahrten wir lediglich Kalksteinmassen, deren harter feinkörniger Marmor schneeweiß war. Die Hirten brechen große Platten heraus,

graben Buddha's Bild und die heilige Formel Om, mani padmé hum darauf, und stellen sie an den Weg. Diese Inschriften bleiben lange Jahre unversehrt, eben weil dieser Mamor so ungemein hart ist. Vor Bagung hatten wir auf einer Strecke von vier oder fünf Li einen Weg der ohne Unterbrechung zu beiden Seiten mit dergleichen Steinen eingefaßt war. Wir sahen auch mehrere Lamas damit beschäftigt das Mani auf Platten einzugraben. In Bagung steht ein chinesisches Wachthaus; der Stein ist der herrlichste weiße Marmor; zum Mörtel hat aber Schlamm und Kuhmist gedient! Dort wollten die Bauern keine Ulah umsonst wechseln; sie forderten für jedes Pferd eine Unze, für jeden Yak eine halbe Unze Silber. Es war ihnen höchst gleichgiltig, daß die Chinesen bemerkten, diese Barbaren seien wilde, unvernünftige Menschen, die gar keine Ahnung davon hätten, wie verdienstlich Gehorsam sei. Ly wollte kein Geld geben, und suchte sich dadurch aus der Klemme zu ziehen daß er einen Boten an den Proül Tamba schickte, den er persönlich kannte.

Von diesem Proül Tamba hatten wir oftmals reden hören; er stand an der Spitze der Partei, welche sich dem jungen Tschaktschuba von Djaya angeschlossen hatte, und war natürlich ein enschiedener Widersacher des chinesischen Einflusses. Er galt für grundgelehrt, für den tapfersten Mann und hatte noch nie eine Niederlage erlitten. Schon sein bloßer Name wirkte unter den Stämmen der Provinz Kham als eine Macht und wie ein Talisman. Er war gewissermaßen der Abd el Kader im östlichen Thibet. Seine Wohnung lag nur etwa sechs Li von Bagung entfernt. Der „große Häuptling" ließ sagen, daß er selber kommen werde. Die Dorfbewohner und die Soldaten des chinesischen Wachtpostens geriethen darüber in große Bewegung; die letzteren legten ihre besten Kleider an, die Thibetaner gingen ihm entgegen, und Ly suchte aus seinen Koffern die schönste Khata hervor, um damit den berühmten Proül Tamba zu beglückwünschen. Wir beiden Missionäre waren Beobachter, und betrachteten vorerst unsern Friedensstifter in den Königreichen. Dieser chinesische Mandarin, sonst immer so unverschämt und hochmüthig gegen Thibetaner, war plötzlich sehr bescheiden und demüthig geworden. Mit Zittern harrte er des starken mächtigen Häuptlings, der dann auch bald erschien. Er saß hoch zu Roß und hatte vier Reiter bei sich. Alle stiegen ab, der Friedensstifter in den Königreichen trat hinein, verbeugte sich tief, und überreichte dem Proül Tamba die Khata. Dieser winkte seinen Leuten, und sie nahmen die Schärpe; er selber schritt, ohne ein Wort zu sagen, rasch durch den Hofraum und gerade in das zu seinem Empfang hergerichtete Zimmer,

in welchem wir mit dem Lama Dschiamdschang saßen. Nachdem er uns mit einer leichten Verneigung begrüßt, setzte er sich an den Ehrenplatz, auf einen großen Teppich von grauem Filz. Ly Kuo Ngan nahm zur Linken Platz, der Lama Dsiamdschang zur Rechten; wir saßen ihm gegenüber. Wir fünf bildeten einen weiten Kreis; im Hintergrunde standen viele Thibetaner und einige chinesische Soldaten.

Der Proül Tamba war ein Mann von höchstens vierzig Jahren und mittlerem Wuchs; er trug einen grünseidenen mit Wolfspelz gefütterten Rock mit rothem Gürtel in welchem sein Säbel wagerecht steckte; auf dem Kopfe hatte er eine mächtig große Mütze von Fuchspelz. Das lange tiefschwarze Haar hing auf die Schultern hinab, und gab dem bleichen magern Gesicht einen Ausdruck von Kraft; am meisten fielen uns seine Augen auf, sie waren groß, schossen Flammen und Blitze und zeugten von Stolz und Muth. Ueberhaupt deutete Alles an dem Proül Tamba auf einen ausgezeichneten Menschen, der zum Herrscher wie gemacht war. Während einer langen Pause betrachtete er alle Anwesenden aufmerksam; er hatte beide Hände auf seinen Säbel gestützt; dann zog er ein Päckchen Khatas hervor, ließ sie vertheilen und sprach dann zu Ly Kuo Ngan Folgendes mit einer glockenhellen Stimme: „Ei, da bist Du ja wieder! Ich würde Dich nicht erkannt haben, wenn man mir heute morgen nicht gesagt hätte, daß Du es seiest. Seit Du zum letzten Male durch Bagung kamest bist Du doch recht gealtert!“ — Der Friedensstifter in den Königreichen entgegnete süßelnd indem er auf dem Filzteppich etwas näher an den Proül Tamba hinrückte: „Da hast Du wohl recht, ich bin sehr hinfällig; aber Du bist kräftiger als je zuvor.“ — „Wir leben aber auch unter Verhältnissen in welchen man seine Kraft braucht. Hier in unseren Bergen ist kein Frieden mehr.“ — „Ja, das ist wahr; ich habe unterwegs gehört, daß in euerm Lande ein kleiner Streit sich erhoben hat.“ — „Das nennst Du einen kleinen Streit? Schon seit einem Jahre sind alle Stämme von Kham in einen blutigen Krieg verwickelt. Du brauchst unterwegs nur die Augen aufzumachen, und siehst gewiß eingeäscherte Dörfer und verbrannte Wälder. Nächstens müssen wir abermals ans Werk gehen, denn Niemand will von Frieden hören. Der Krieg wäre wohl nach einigen Gefechten zu Ende gewesen, seit aber ihr Chinesen euch eingemischt habt, ist an keine Versöhnung unter den Parteien mehr zu denken. Ah, ihr Mandarinen wißt nichts weiter als überall Verwirrung und Unfug anzurichten! Man hat euch allzulange gewähren lassen, und jetzt kennt eure Keckheit keine Grenzen mehr. Das kann und darf so nicht fortgehen! Wenn ich an die

Geschichte mit dem Nomekhan in Lha Ssa denke, so zittern mir alle Glieder.*) Man legt dem Nomekhan schwere Verbrechen zur Last, aber man lügt. Die angeblichen Verbrechen habt ihr Mandarinen erfunden. Der Nomekhan ist ein Heiliger, ein lebendiger Buddha. Wer hat jemals gehört daß ein lebendiger Buddha von einem Ki Schan, solch einem Chinesen, solch einem schwarzen Mann, verurtheilt und in die Verbannung geschickt werden kann!" — Ly entgegnete leise und mit zitternder Stimme: „Der Befehl kam vom großen Kaiser." — Proül Tamba fiel ins Wort und rief mit Heftigkeit: „Dein großer Kaiser ist auch nichts weiter als ein schwarzer Mensch! Was will denn Dein Kaiser neben einem Oberlama, neben einem lebendigen Buddha bedeuten?" In dieser Weise fuhr der große Häuptling aus der Provinz Kham noch lange fort gegen die Herrschaft der Chinesen in Thibet zu wettern, und nacheinander den Kaiser, den Vicekönig von Sse tschuen und die Gesandten in Lha Ssa abzukanzeln. Dabei kam er immer wieder auf den Vorfall mit dem Nomekhan zurück, in dem er ein Opfer chinesischer Treulosigkeit sah. Der Friedensstifter in den Königreichen wagte nicht den mindesten Widerspruch, er stellte sich vielmehr als theile er die Ansichten des Proül Tamba, und nickte in einem fort mit dem Kopfe. Endlich ermannte er sich so weit, daß er einige Worte über die Weiterreise und die Ulah fallen ließ. Proül Tamba rief: „Ja, die Ulah. Von nun an bekommen die Chinesen dergleichen nicht mehr umsonst, sie müssen bezahlen. Es ist schlimm genug daß wir die Chinesen ins Land kommen ließen, wir werden aber nicht mehr so thörig sein und ihnen auch noch Ulah verabfolgen lassen. Indessen ich kenne Dich seit langer Zeit, und mit Deiner Karawane soll eine Ausnahme stattfinden. Auch hast Du zwei Lamas bei Dir, die vom westlichen Himmel hergekommen sind; der erste Kalon in Lha Ssa hat sie mir empfohlen. Der Dheba von Bagung möge vortreten, wo ist er?" Der Dorfschulze kam, verneigte seine Knie vor dem großen Häuptling, steckte achtungsvoll die Zunge aus, und erhielt die Weisung, die Ulah diesmal unentgeltlich zu besorgen. Die anwesenden Thibetaner erhoben einen lauten Beifallsruf. Dann stand Proül Tamba auf, lud uns zum Thee und galoppirte fort.

Die Ulah waren wie durch Zauberschlag da. Nach etwa einer halben Stunde waren wir vor der auf unserm Wege liegenden Wohnung des großen Häuptlings. Das hohe geräumige Haus glich einigermaßen einer mittelalterlichen Burg, und war von einem mit hohen Bäumen eingefaßten

*) Dieser interessante Vorfall ist in den Wanderungen durch das Land der Mongolen nach Lha Ssa, S. 271 ausführlich erzählt worden.

Graben umzogen. Die Zugbrücke wurde herabgelassen, und wir gelangten durch ein großes Portal in einen viereckigen Hofraum, wo Proül Tamba uns erwartete. Er ließ die Pferde an Pfähle binden die im Hofe umherstanden, und geleitete uns in einen geräumigen Saal, dessen mächtiges Gebälk ganz vergoldet war. Die Wände waren mit vielen Streifen und Wimpeln von verschiedener Farbe bedeckt; alle hatten thibetanische Aufschriften. Im Hintergrunde standen drei colossale Statuen Buddha's, und vor denselben große mit Butter gefüllte Lampen und einige kupferne Weihrauchbecken. Der Saal schien eine Art von Haustempel zu bilden. In einem Winkel gewahrten wir einen niedrigen Tisch mit vier hohen Polstern, die mit rothem Pu lu überzogen waren. Proül Tamba lud uns sehr verbindlich ein Platz zu nehmen. Gleich darauf erschien die Burgfrau in vollem Staat, das heißt sie hatte sich das Gesicht mit Ruß abscheulich verunstaltet, wie die thibetanische Sitte das bekanntlich von den Weibern verlangt. Ihre Haarflechten waren mit Goldplättchen, rothen Korallenperlen uud kleinen Permutterscheiben verziert. In der rechten Hand trug sie am Henkel einen mächtig großen Krug, dessen Bauch sie auf den linken Arm stützte. Jeder hielt sein Näpfchen hin, und sie schenkte Thee ein, auf welchem eine Lage Butter schwamm; es war ein Thee von bester Qualität und siedend heiß. Wir tranken. Darauf kam sie zum zweiten Male mit zwei Schüsseln von vergoldetem Holz; auf der einen lagen Rosinen, auf der andern Nüsse. Proül Tamba bemerkte: „Das sind Landesfrüchte; sie wachsen in einem schönen Thale nicht eben weit von hier. Hat man auch unter dem westlichen Himmel dergleichen Früchte?" Die Trauben hatten eine zähe Schaale und so viele Kerne, daß es einem zwischen den Zähnen knackte als hätte man Kies im Munde. Die Nüsse waren sehr groß aber der Kern lag zwischen den harten Wänden tief versteckt, und wir konnten nur mit genauer Noth ein wenig hervorlangen. Dann erschienen zwei kräftige Thibetaner mit einem Tische, auf welchem ein gebratenes Reh und ein Schenkel von einem Hirsche lag. Zu diesem Gericht wurde thibetanisches Bier gegeben. Beim Abschiede überreichten wir dem großen Häuptling eine Khata, und ritten weiter. Nahe am Gipfel eines Kalksteinberges mit großen Höhlen und Löchern, waren an dem Bergabhange zahlreiche buddhistische Sentenzen in riesengroßen Schriftzügen eingegraben. Alle Thibetaner aus unserer Karawane hielten an, warfen sich nieder, und berührten dreimal die Erde mit der Stirn. In jenen Berg hatte sich ein berühmter Lama zurückgezogen, um ein beschauliches Leben zu führen;

alle Stämme in der Provinz Kham erzeigen ihm die höchste Ehrfurcht. Er hat nicht ein einziges Mal die Höhlen verlassen welche er seit zwanzig Jahren bewohnte; er betet Tag und Nacht, und beschäftigt sich mit der Contemplation der zehntausend Tugenden Buddha's. Niemand durfte ihn besuchen; aber alle Mal nach Ablauf von drei Jahren gab er acht Tage lang Gehör. Dann konnten die Andächtigen in seiner Zelle erscheinen und ihn um vergangene, gegenwärtige und zukünftige Dinge befragen. Dabei fehlte es an Opfergaben nicht, doch vertheilte der heilige Lama Alles an die Armen; denn zu was hätten Güter dieser Welt ihm genützt? Seine Zelle bedurfte keiner Ausbesserung; seinen gelben mit Schafspelz gefütterten Rock trug er das ganze Jahr hindurch; alle sechs Tage aß er etwas, und dann nur Gerstenmehl mit ein wenig Thee. Mitleidige Menschen in der Umgegend brachten ihm seine Nahrungsmittel, die er an einem Seil in die Höhe zog. Einige andere Lamas hatten sich diesen Einsiedler zum Muster genommen, und bewohnten Höhlenzellen in der Nachbarschaft. Proül Tamba's Vater war ein solcher Eremit. Auch er war einst ein berühmter Krieger; als aber sein Sohn herangewachsen war, übertrug er ihm die Würde eines großen Häuptlings, schor sich das Hauptthaar ab, legte ein Lamakleid an und zog sich in die Einsamkeit zurück.

Nach fünfzig Li erreichten wir Wang Tsa, ein kleines Dorf wo auf schwarzem Boden Stechpalmen und Cypressen wachsen; aus denselben werden auch die Wohnungen gebaut. Der Ort sah eben darum recht düster aus; auch fanden wir Spuren, wie der Krieg hier gewüthet hatte. Das chinesische Wachthaus lag in Trümmern. Am andern Tage waren alle thibetanischen Führer und Schaffner verschwunden; statt ihrer wurde die Karawane von Frauen geleitet. Denn der nächste Haltpunkt, Gaya, war ein feindliches Dorf, und wären Männer aus Wang Tsa dorthin gekommen, so hätte es blutigen Kampf gegeben. Aber Weibern wird weder Vieh abgenommen, noch darf sich Jemand an ihnen vergreifen; das ist so Landesbrauch. Gaya liegt in einem wohlangebauten Thale; die Häuser sind hoch, haben Thürmchen und ein burgartiges Ansehen. Eine Menge bewaffneter Reiter sprengte uns entgegen; als sie die Weiber sahen lachten sie hell auf und spöttelten über die Feigheit ihrer Feinde. Das ganze Dorf war in Bewegung; alles schrie durcheinander; man gab den Frauen aus Wang tsa eine Schaale Thee mit Butter, und ließ sie dann mit ihren Ulah abziehen.

Wir wohnten in Gaya recht behaglich. Aber am andern Morgen

entstand die wichtige Frage, wie es mit dem Wechseln der Ulah gehalten werden solle. Der ganze Hofraum war voll von Leuten, die unsere Karawane taxirten. Wir konnten von einem Söller im zweiten Geschoß herab dem seltsamen Schauspiel mit aller Gemächlichkeit zuschauen. Unter der nicht unbeträchtlichen Menschenmenge war kein einziger Mann, der nicht als Redner sich hätte geltend machen wollen, alle sprachen durcheinander und es ging sehr laut her. Hier sprang Einer auf das im Hofe liegende Gepäck, und suchte von dieser Rednerbühne hinab dem versammelten Volke große Wahrheiten eindringlich zu machen; dort stand ein Anderer auf platter Erde und eiferte nicht weniger laut. Endlich wurden die Leute handgemein; sie packten einander bei den Haaren, und es setzte starke Püffe, und am Ende wurde der Tumult so arg, daß wir meinten es werde ohne Blut gar nicht abgehen. Aber wir täuschten uns gar sehr. Nachdem das Schreien, Heulen und Puffen wohl eine Stunde gedauert hatte, erscholl ein allgemeines Gelächter; die Sitzung war aufgehoben und alle Welt ging ruhig von dannen. Zwei Bevollmächtigte dieser Volksversammlung begaben sich zu Ly und eröffneten demselben im Namen der Familienväter zu Gaya, es sei beschlossen worden, den beiden westlichen Lamas und den Thibetanern aus Lha Ssa Pferde und Lastthiere umsonst verabfolgen zu lassen; dagegen solle jeder Chinese für jedes Pferd eine halbe und für jeden Ochsen eine viertel Unze Silbers zahlen. Ly war außer sich vor Zorn, und schimpfte über Tyrannei und Ungerechtigkeit dieser Menschen; die chinesischen Soldaten schrieen laut und hätten die Gayaner gern eingeschüchtert. Die beiden Abgeordneten blieben aber ruhig und stolz, und kümmerten sich gar nicht um die Kriegsknechte. Der eine trat vor, legte mit Würde und Nachdruck seine Hand auf Ly's Schulter, blickte ihn streng an und sagte: „Mann aus China, höre mir zu. Glaubst Du, es sei für einen Mann aus dem Gayathale ein großer Unterschied, ob er einem Chinesen oder einem Reh den Kopf abschneide? Sage Deinen Soldaten, sie möchten nicht den Mund so weit aufreißen, und artig sein. Hat denn wohl jemals ein Fuchs den Yak im Gebirg eingeschüchtert? Ich sage Dir, die Ulah sind gleich zur Stelle, wenn ihr sie nicht nehmt, so bekommt ihr heute gar keine mehr, und morgen kosten sie das Doppelte. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten; die Chinesen versuchten deshalb mit List und Schmeichelei ans Ziel zu gelangen; aber Alles war vergeblich, Ly mußte zahlen. Von Gaya nach Angti sind es nur dreißig Li; hier wurden abermals die Ulah gewechselt, und die Leute dort waren noch weit schwieriger als die von Gaya. Es schneite

immer fort, und wir hatten sehr steile Berge vor uns. Einer Volkssage zufolge, ist in alten Zeiten ein Häuptling vom Angtistamme von einer Lawine verschüttet worden, und man hat seine Leiche niemals gefunden. Ein heiliger Lama jener Zeit erklärte den Kriegshelden zum Genius des Gebirges und ließ zu seiner Ehre einen Tempel bauen, der noch vorhanden ist, und in welchem die Reisenden einige wohlriechende Stäbchen verbrennen, bevor sie aufbrechen. Bei Sturm und Unwetter läßt sich der Genius des Berges Angti allemal blicken; die meisten Leute haben ihn gesehen; er reitet auf einem rothen Rosse auf dem Kamme des Gebirges, und trägt weite weiße Kleider. Sobald er einem Reisenden begegnet, nimmt er ihn zu sich aufs Pferd und verschwindet mit ihm; das rothe Roß ist so leicht, daß es selbst auf dem Schnee keine Spuren zurückläßt, deshalb weiß bis auf den heutigen Tag auch noch kein Mensch wo der weiße Reiter seine Wohnung hat. Das Wetter war der Art daß wir fünf Tage zu Angti liegen bleiben mußten.

Als größte Merkwürdigkeit im Ort erschien uns der Dheba oder Häuptling des Stammes. Dieser Dorfschulz hieß Bomba, und war nicht über drei Fuß hoch, sein Schwert aber länger als der ganze Mensch. Trotzdem erschien er mit seinem kräftig und regelmäßig gebauten Oberkörper und seinem breiten ausdrucksvollen Gesicht als eine imponirende Figur, sobald man seine Beine nicht sah, die unverhältnißmäßig klein, man konnte sagen beinahe gar nicht da waren. Trotzdem war er ein äußerst beweglicher Mann, kam und ging so rasch wie nur Einer; auch galt er für einen tüchtigen Reiter und muthigen Krieger. In den Volksversammlungen der Bergbewohner ragte er durch seine Beredtsamkeit hervor, und als die Angelegenheit der Ulah verhandelt wurde, zeigte es sich allerdings daß er zu sprechen verstand. Ein hochgewachsener Mann hatte ihn auf die Schulter genommen; so ragte er denn über alle Anderen hervor, und sah aus wie ein Riese. Dieser Bomba behandelte uns ungemein zuvorkommend und freundlich. Er lud uns zum Mittagessen ein; es war seine Absicht uns eine Aufmerksamkeit zu erweisen und zugleich die Chinesen zu ärgern, welche er von Grund der Seele haßte und verachtete. Nach der Mahlzeit brachte er uns in einen mit Gemälden und Waffen geschmückten Saal. Die Bilder an der Wand stellten Portraits von Ahnen der erlauchten Familie derer Bomba dar, und waren allerdings nicht fein colorirt; manche dieser Ahnen trugen Lamakleidung, andere waren Krieger. Die Waffen boten eine ziemliche Auswahl dar, Lanzen, Pfeile, zweischneidige Säbel, Flammberge, Schwerter mit Sägenklinge,

Dreizacke, lange mit Eisenbuckeln beschlagene Stäbe und Luntengewehre. Von Schutzwaffen sahen wir runde Schilde aus Leder vom wilden Yak mit Kupfernägeln beschlagen, kupferne Arm- und Beinschienen, eiserne Panzerhemden, von sehr dickem Drahtgeflecht und dabei doch sehr biegsam. Diese Letzteren sind nicht mehr im Gebrauch seit das Luntengewehr allgemein geworden ist; die Thibetaner kümmern sich aber so wenig um Zeitrechnung, daß Bomba uns nicht sagen konnte, wann die Feuerwaffe ins Land gekommen ist. Doch wird man sie schwerlich vor dem dreizehnten Jahrhundert gehabt haben; daß Dschen-Kis Khan Artillerie hatte ist bekannt. Bemerkenswerth erscheint, daß nicht nur in China und den mongolischen Steppen sondern auch in den thibetanischen Gebirgen Jedermann sich auf die Verfertigung des Pulvers versteht; jede Familie bereitet ihren Bedarf daran selber. Bei unserer Reise in der Provinz Kham haben wir oft gesehen wie Frauen und Kinder Schwefel, Salpeter und Kohle zerrieben. Das Pulver ist allerdings nicht so gut wie das europäische, reicht aber für die Bedürfnisse jener Völker aus.

Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen konnten wir abreisen. Auf dem Gebirge von Angti trafen wir weder das rothe Roß noch den weißen Reiter, wohl aber Schnee in ganz ungeheurer Menge. Mit wahrhafter Bewunderung erfüllte uns die Unerschrockenheit und Ausdauer der oben erwähnten thibetanischen Frau, die auch unter den schwierigsten Umständen mit unendlicher Sorgfalt für ihre Kinder sorgte. Nach großen Beschwerden gelangten wir bis Djaya, aber erst in der Nacht. Unsere Ankunft brachte die ganze Stadt in Bewegung; die Hunde bellten, die Leute kamen mit Laternen aus den Häusern gelaufen, manche hatten auch Fackeln; sie beruhigten sich als sie sahen wie friedlich unsere Karawane war. Dieses Djaya, Residenz des schon erwähnten jungen Hutuktu, eine ziemlich große Ortschaft in einem geräumigen Thale, fanden wir zum Theil in Schutt, weil vor einigen Wochen die Anhänger des alten Hutuktu von Tsiamdo einen Ueberfall gewagt hatten. Es soll viel Blut geflossen sein; wir sahen ganze Straßen in denen das Feuer große Verheerungen angerichtet hatte. Die meisten Bäume im Thale waren umgehauen, die Felder vom Hufe der Pferde zerstampft. Das berühmte Kloster stand verödet, die Lamazellen waren nur noch ein Schutthaufen, nur die Haupttempel Buddha's waren verschont geblieben. Die chinesische Regierung unterhält in Djaya eine Besatzung von zwanzig Mann unter einem Tsieng tsung und einem Pa tsung. Allein diesen Soldaten schien es gar nicht geheuer in diesem durch Bürgerkrieg zerrütteten Lande; sie hatten weder bei Tage

noch bei Nacht Ruhe, stellten sich als hielten sie es mit beiden Parteien und standen zwischen zwei Feuern. Unter diesen kräftigen Gebirgsstämmen hat die Herrschaft der Chinesen nie tiefe Wurzel schlagen können. Unser Wegweiser bemerkt: „Die Thibetaner im Bezirk Djaya sind hochmüthig und wild; alle Bemühungen sie zu bändigen sind vergeblich gewesen; sie haben ein wildes Naturell;“ — das soll heißen, sie mögen von Fremdherrschaft nichts wissen. Auch hier mußten die Ulah bezahlt werden.

Unsere Weiterreise führte durch ein Tiefland, in welchem wir viele Dörfer fanden; in den Thälern standen Gruppen schwarzer Zelte. Nach der Station Atdzu Thang erreichten wir ein kleines Dorf im Schieferthale, das die Chinesen Sche Pan Keu nennen. Dort wohnen laut unserm Wegweiser „sehr plumpe, böse, ungelehrige Menschen“, was etwa bedeutet: sie fürchten sich vor den Chinesen nicht, leisten ihnen Dienste nicht unentgeltlich. Im Thale sind viele Thonschieferbrüche, die vortreffliche Platten für den Häuserbau liefern; die größten werden zu frommen Zwecken benützt. Man gräbt nämlich die Gestalt Buddha's und die heilige Formel: Om, mani padmé hum darauf ein. Das Korn ist sehr fein, und die Beimischung von Glimmer und Talk giebt ihnen ein glänzendes seidenartiges Aussehen. Der Bach im Thal enthält viel Goldsand; die Bewohner sammeln und reinigen dasselbe. Bisamthiere kommen in Menge vor. Sie lieben kalte Gegenden, sind auf allen thibetanischen Gebirgen häufig, aber nirgends so sehr wie gerade im Schieferthal, wo ihnen die vielen Fichten, Cedern, Cypressen und Stechpalmen sehr zusagen, denn sie nähren sich vorzugsweise von Wurzeln die starken, aromatischen Geruch haben. Dieses Thier, (Moschus moschifer, Linn.) ist etwa so groß wie ein Reh, hat einen kleinen Kopf, spitzige Schnauze, mit langen weißen Barthaaren, dünne Beine, breites, dickes Kreuz; zwei lange nach unten hin gekrümmte Zähne im Oberkiefer, befähigen dieses Thier die Wurzeln, welche seine Hauptnahrung bilden, aus der Erde herauszureißen. Das Haar ist zwei bis drei Zoll lang, grob und spröde. Die Farbe ist am Unterkörper schwarz, in der Mitte weiß und im obern Theile grau. Der Moschus liegt in einer Blase unter dem Bauche nach dem Nabel hin. Die Bewohner des Schieferthales erbeuten auf der Jagd eine so große Menge dieser Moschusthiere, daß man die Felle in allen Häusern und an den Mauern hängen sieht. Das Haar benutzen sie zum Ausstopfen dicker Polster, auf welchen sie am Tage sitzen, und zu Schlafmatratzen. Der Moschus wird mit großem Profit an die Chinesen verkauft.

Während der nächsten Tage war auf allen Stationen Zank und Streit wegen Bezahlung für die Ulah; erst in Kiang tsa konnten die Chinesen leichter aufathmen, denn von da waren die Menschen nicht mehr so feindselig gegen sie. Kiang tsa ist ein fruchtbares Thal, die Bewohner sind wohlhabend; auch haben sich manche Chinesen aus den Provinzen Sse tschuen und Yün nan angesiedelt, die Gewerbe und Handel treiben, und schon nach wenigen Jahren ein hübsches Vermögen erwerben. Hier wurde unser Mandarin Ly so hinfällig, daß er endlich beschloß, nicht mehr zu Pferde sondern in einer Sänfte zu reisen. Die Krankheit war mächtiger als der Geiz. Das Land südlich von Kiang tsa ist weniger kalt und fruchtbarer als die meisten seither von uns durchzogenen Strecken. Das Gelände neigte sich merkbar, die Gebirge sahen nicht mehr so öde und wild aus, die drohenden Formen und die gigantischen Granitmassen mit steilen, jähen Abfällen verschwanden. Dagegen traten überall Gesträuche und Wälder auf, die Thierwelt war belebter, und Alles deutete an, daß wir uns Gegenden mit milderm Klima näherten; nur die Berggipfel waren noch mit Schnee bedeckt. Vier Tage nach unserer Abreise von Kiang tsa kamen wir an den Kin scha kiang, den Fluß mit Goldsand. Er hat in seiner Quellgegend den mongolischen Namen Murui ussu, wegen seiner vielen Krümmungen; in China heißt er Yang tse kiang, Strom der Sohn des Meeres ist, und die Europäer nennen ihn den Blauen Strom. Wir haben ihn schon zwei Monate vor unserer Ankunft in Lha Ssa überschritten, als er mit Eis belegt war. Durch die schönen Ebenen China's rollt er seine blauen Wellen wahrhaft majestätisch dahin, aber im thibetanischen Gebirgslande strömt er unruhig durch viele felsige Thalschluchten. Da wo wir ihn erreichten war er von zwei steilen Bergwänden eingeschlossen, in ein enges Bett gedrängt und rauschte gewaltig. Dann und wann sahen wir große Eisblöcke und Schollen auf ihm schwimmen. Etwa einen halben Tag lang zogen wir am Strome hin, dann setzten wir auf großen Nachen hinüber, und gelangten bald an die Station Tschu pa lung, wo wir beim Dheba vortreffliche Pflege fanden.

Am folgenden Tage überstiegen wir den rothen Berg; vom Gipfel desselben hatten wir dann eine entzückende Aussicht auf die prächtige, reizende Ebene von Bathang, d. h. im Thibetanischen Ebene der Kühe. Wie durch Zauberschlag sahen wir uns in ein herrliches Land versetzt. Man kann sich keinen schärfern Gegensatz denken. Unser chinesischer Wegweiser schreibt: „Der Bezirk Bathang ist eine schöne Ebene, tausend

Li lang, wohlbewässert von Quellen und Bächen; der Himmel ist klar, das Klima angenehm, und Alles erfreut Auge und Herz des Menschen." Möglichst schnell ritten wir den Bergabhang hinab; der Weg führte durch einen wahren Garten zwischen blühenden Bäumen hindurch; zur Seite hatten wir grüne Reisfelder. Nach und nach durchzog eine erquickende Wärme unsere Glieder, die Pelzkleider wurden uns zu schwer. Seit zwei Jahren hatten wir keinen Schweiß gekannt; es kam uns beinahe seltsam vor, daß es Einem warm werden kann, wenn man nicht am Feuer sitzt. Vor der Stadt Bathang war die Besatzung in Reih und Glied aufgestellt, um den Friedensstifter in den Königreichen würdig zu begrüßen. Er saß krank in seinem Palankin und spielte eben keine kriegerische Figur. Wir wurden in eine chinesische Pagode geleitet, wo wir wohnen sollten. Abends machten die Mandarinen der Besatzung und die Oberlamas uns einen Besuch, schickten uns Ochsen- und Hammelfleisch, Butter, Mehl, Kerzen, Speck, Reis, Nüsse, Trauben, Aprikosen und andere Früchte. In Bathang ist ein großes Vorrathshaus, das vierte von Lha Ssa ab gerechnet; es wird, gleich den übrigen von einem Mandarin aus dem Gelehrtenstande verwaltet, der den Titel Ling taï, Schaffer, führt. Die chinesische Besatzung, dreihundert Mann, steht unter einem Scheu peï, zweien Tsien tsung und einem Pa tsung; ihre gesammten Unterhaltungskosten, aber ohne die Rationen von Reis und Tsamba, betragen jährlich neuntausend Unzen Silber. In Bathang wohnen viele Chinesen, meist Handwerker; manche treiben auch Ackerbau, und pachten den Thibetanern Feld ab. Die Ebene ist ungemein fruchtbar und giebt zwei Ernten im Jahre; man baut Mais, Reis, graue Gerste, Weizen, Erbsen, Kohl, Rüben, Zwiebeln und andere Gemüse; sodann Wein, Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen und Wassermelonen; auch die Bienenzucht ist beträchtlich. Die Zinnobergruben liefern viel Quecksilber, das die Chinesen ganz rein erhalten; sie scheiden den Schwefel durch Hitze aus oder setzen gelöschten Kalk hinzu. Bathang ist eine große volkreiche Stadt, und sehr wohlhabend. Die Zahl der Lamas ist, wie in allen thibetanischen Städten, sehr beträchtlich. In dem Hauptkloster, Ba genannt, ist als Superior ein Khampo, welchen der Tale Lama in Lha Ssa geistliche Befugnisse überträgt. Hier in Bathang hat die zeitliche Gewalt des Tale Lama ein Ende. Die Grenzen des eigentlichen Thibet wurden 1726, nach einem großen Kriege zwischen Thibetanern und Chinesen festgesetzt. Zwei Tagereisen vor Bathang sieht man oben auf dem Berge Mang Ling ein Denkmal von Stein, auf welchem der Grenzvertrag zu lesen ist. Gegenwärtig

sind die Lande im Osten von Bathang, wie schon gesagt, vom Tale Lama unabhängig; sie stehen unter mehreren Tu sse, einer Art von Feudalfürsten, welche ursprünglich der chinesische Kaiser eingesetzt hat; sie erkennen seine Oberlehnsherrlichkeit an, und müssen allemal nach Ablauf von drei Jahren in Peking erscheinen um den Kaiser ihren Tribut darzubringen.

Wir blieben drei Tage in Bathang. Ly wurde immer hinfälliger; man rieth ihm dringend in der Stadt zu bleiben, er wollte aber die Reise fortsetzen. Die beiden Missionaire wollten ihn zum Katholicismus bekehren; er sagte ihnen, alles was aus ihrem Munde komme sei ganz vortrefflich, aber taufen lassen wollte er sich nicht; denn so lange er Mandarin des Kaisers sei, könne er nicht in den Dienst des Himmelsherrn sich begeben. Die Missionaire erklären das für abgeschmackt; aber Ly that doch nur was das Gesetz ihm vorschrieb. —

Seit Tsiamdo, so fährt Huc fort, waren wir zwanzig Tage ohne Unterbrechung in südlicher Richtung gereist; nachdem wir Bathang verlassen, mußten wir wieder eine Strecke nördlich gehen, um dann die Richtung nach Osten zu gewinnen, und mit Sicherheit über den Kin Scha Kiang setzen zu können. Wir zogen am ersten Tage durch eine prächtige Landschaft, unser Pfad war von Weiden, Granatbäumen und blühenden Aprikosenbäumen eingefaßt; am folgenden Tage hatten wir wieder alle Schrecken der Bergeinöde, steile Abhänge, Schnee, scharfen Nordwind, und nachher eisige Regengüsse, die in Mark und Bein drangen. Auch fanden wir ein abscheuliches Nachtlager, waren am andern Morgen durch und durch naß und dabei ganz steif vor Kälte; wir rieben die Haut mit Eis, um nur das Blut in Umlauf zu bringen. Dieser abscheuliche Ort heißt Ta so; aus dem Thale führt der Weg durch eine Schlucht auf eine Hochfläche, die mit Schnee bedeckt war. Dann kamen wir in den schönsten Wald, den wir in Thibet gesehen haben; Fichten, Cedern, Stechpalmen standen so dicht und mächtig, daß wir besser als in unserm Hause zu Ta so gegen Schnee und Regen geschützt waren. Die Zweige sind mit langherabhängendem Moose bedeckt, das jung schön grün ist, späterhin schwarz wird, und wie schmuziges schwarzes schlecht gekämmtes Haar aussieht. Namentlich die Fichten gewinnen durch diese eigenthümliche Schmarotzerpflanze ein phantastisches Aussehen. Die Stechpalme ist hier nicht, wie in Europa ein Strauchgewächs, sondern ein stattlicher Baum mit einem Stamme der an Dicke jenem der Fichten nichts nachgiebt. Erst nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir die Station Samba, ein

Dorf mit etwa dreißig Häusern von traurigem Anblick, aber in hübscher, wohlbewässerter Gegend. Als wir Morgens von einem kleinen Spaziergange zurückkamen, wurde uns gemeldet, daß Ly Kuo Ngan gestorben sei. Wir traten in sein Zimmer und untersuchten ihn. Es war noch einige Spur von Leben in ihm; er röchelte schwach, und bald gab er den Geist auf. Die Karawane blieb an jenem Tage in Samba liegen; man traf Vorbereitungen um die Leiche des Mandarinen mitzunehmen und seiner Familie zu übergeben. Der Todte wurde in ein großes Bahrtuch gewickelt, welches ihm einst der lebendige Buddha von Dschaschi Lumbo verehrt hatte. Es war weiß, aber ganz mit thibetanischen Sinnsprüchen und Buddhabildern bedeckt. Die Thibetaner und überhaupt die Buddhisten legen auf solche Schweißtücher, welche der Tale Lama und der Bandschan Rembutschi austheilen, einen sehr hohen Werth; denn wer darin begraben wird, hat ganz zuverlässig eine glückliche Seelenwanderung.

Die Karawane hatte nun kein anerkanntes Oberhaupt. Um allen Wirren ein Ende zu machen, bemächtigten wir uns der Dictatur; und als wir erklärten, daß am andern Morgen die Reise weiter gehe, fanden wir willigen Gehorsam. Aber die Karawane glich einem Trauerzuge, denn sie hatte drei Leichen fortzuschaffen, jene unseres Ly, und zweier Schaffer, die unterwegs gestorben waren, und deren Träger sich unserm Zug angeschlossen hatten. Nach drei Tagen gelangten wir im Posten Li thang, d. h. Kupferebene, an, wo etwa hundert Soldaten liegen. Die dortigen Mandarinen machten uns ihre Aufwartung, und fragten dann, laut welcher Befugniß wir uns in der Karawane befänden. Wir zeigten die Papiere, welche der chinesische Gesandte in Lha Ssa uns ausgestellt, und die Verhaltungsbefehle welche er dem Friedensstifter in den Königreichen gegeben hatte. Damit war Alles gut; wir verlangten aber, daß uns ein verantwortlicher Mandarin beigegeben werde, und erhielten auch einen solchen in der Person eines Pa tsung. Als er sich uns vorstellte, erklärte er: Niemals habe er sich auch im Traume vorstellen können, daß ihm die Ehre beschieden sein werde, Leute unserer Art zu geleiten. Er müsse sehr um Entschuldigung bitten, daß er gleich am ersten Tage bei uns um eine Vergünstigung nachzusuchen habe; sie bestehe darin, daß es uns gefallen möge, noch einige Tage in Li thang auszuruhen, und uns nach einer so langen und beschwerlichen Reise wieder zu kräftigen. Wir begriffen was das heißen sollte. Dieser Mann hatte noch einige Geschäfte abzumachen und wollte Vorkehrungen zur Reise treffen.

Li thang steht an Abhang eines Hügels, der sich inmitten einer weiten aber nicht fruchtbaren Ebene erhebt; sie trägt nur etwas graue Gerste und magere Kräuter. Aus der Ferne sieht die Stadt mit ihren zwei großen Klöstern und den vergoldeten Tempelkuppeln ganz stattlich aus, aber die Straßen sind eng, schmuzig und so abschüssig, daß es lästig ist in ihnen zu gehen.

Diesseit des großen Goldsand führenden Stromes (das heißt am linken Ufer des Blauen Stromes), fällt es gleich auf, daß die Volksstämme in Sitten, Tracht und selbst in Sprache von jenen auf der andern Seite verschieden sind. Man sieht wohl, daß man sich nicht mehr im eigentlichen Thibet befindet. Je näher man der chinesischen Grenze kommt, um so mehr schwindet das stolze, rauhe Benehmen; die Leute fangen schon an habsüchtig zu werden, sind abgefeimt, schmeicheln, und haben auch nicht mehr die innige Religiosität. Sie sprechen nicht mehr das reine Thibetanisch, wie wir es in Lha Ssa und in der Provinz Kham gehört, die Mundart nähert sich in Manchem der Sprache der Si fan; auch laufen schon chinesische Wörter mit unter. Unsere Thibetaner aus Lha Ssa hatten große Mühe sich verständlich zu machen und zu verstehen. Aber die Tracht ist noch dieselbe, die Kopfbekleidung abgerechnet. Die Männer haben einen grauen oder braunen Filzhut, der etwa aussieht wie ein solcher in Europa wenn er noch „unreif" ist, das heißt vom Hutmacher noch nicht die eigentliche Form erhalten hat. Die Frauen flechten das Haar in viele kleine Stränge, welche auf die Schultern herabhängen, und befestigen oben auf dem Scheitel eine silberne Platte, die wie ein Teller aussieht; Manche befestigen eine solche an jeder Seite, beide stoßen dann oben auf dem Kopfe zusammen. In Li thang schwärzen die Frauen das Antlitz nicht; diese Vorschrift gilt nur so weit die weltliche Herrschaft des Tale Lama reicht. Das größte Kloster besitzt eine Druckerei, aus welcher viele buddhistische Werke hervorgehen. An großen Festtagen kommen die Lamas von weit und breit nach Li thang, und versorgen sich dann auch mit literarischen Vorräthen. Der Handel mit Goldstaub, Rosenkränzen, und Theenäpfchen aus den Wurzeln der Weinrebe und des Buchsbaums ist nicht ohne Belang.

Der Mandarin welcher uns geleitete hatte als Rangzeichen den weißen Krystallknopf, er war ein Chinese muselmännischer Abkunft. Aber nichts an ihm erinnerte an den schönen Typus seiner Vorfahren; sein Körper war winzig, sein Gesicht spitzig und von gemeinem Ausdruck; dabei sprach er in der Fistel, schwatzte unaufhörlich, und glich mehr einem

Ladenburschen in einer Krambude als einem Militairmandarin. Als Muselmann glaubte er viel von Arabien und seinen Pferden erzählen zu müssen, die mit Gold aufgewogen würden, sprach von Mohamed, dessen Säbel Metall durchschnitt, von Mekka und dessen ehernen Mauern.

Von Li thang bis Ta tsien lu, einer chinesischen Grenzstadt, hat man sechshundert Li, bei acht Haltplätzen. Diese letzte Wegstrecke war gerade so abscheulich wie die erste und mittlere. Berg folgte auf Berg, ein Abgrund machte dem andern Platz, und Schnee lag in Hülle und Fülle. Auch schien uns die Temperatur fast ganz dieselbe zu sein, wie bei unserer Abreise aus Lha Ssa. Aber je weiter wir vorwärts kamen, um so mehr Dörfer sahen wir; sie behielten aber noch völlig die thibetanische Art. Das größte ist Ma kian Dsung, wo einige chinesische Kaufleute Waarenläden halten. Eine Tagereise von dort ist die Fähre über den breiten und reißenden Ya lung kiang, dessen Quellen am Bayen Kharatgebirge unweit von jenen des Gelben Stromes liegen; er vereinigt sich in der Provinz Sse tschuen mit dem Kin scha kiang. Den Ueberlieferungen zufolge stammt das thibetanische Volk von den Ufern des Ya lung kiang. Als wir auf einem Boote übersetzten, sahen wir wie ein Hirt in eigenthümlicher Weise das andere Ufer erreichte. Seine Brücke bestand aus einem langen Tau aus Yakhaut, das von einem Ufer bis zum andern ausgespannt war. Eine Art von hölzernem Steigbügel hing vermöge eines starken Seiles an einer auf dem Tau laufenden Rolle. Der Hirt stellte sich rücklings in den Bügel, faßte mit beiden Händen das Tau, und zog es allmälig nach sich; vermöge der Schwere seines Körpers lief die Rolle, und der Uebergang war somit in kurzer Zeit bewerstelligt. Es giebt ähnliche Seilbrücken auch in manchen Ländern Europa's, z. B. in Frankreich; in Thibet sind sie häufig, und zum Uebergang bei Abgründen und Bergströmen auch zweckmäßig, man muß aber an dergleichen Luftfahrten gewöhnt sein. Wir haben uns nicht daran gewagt. Auch eiserne Kettenbrücken kommen in Menge vor, besonders in den Provinzen Ueï und Dzang.

Endlich hatten wir die chinesische Grenze erreicht; aber noch auf dem Berge vor Ta tsien lu fanden wir tiefen Schnee; beim Einreiten in die Stadt regnete es. Wir waren im Juni 1846, und hatten vor ungefähr drei Monaten in Lha Ssa unsere Reise angetreten. Die zurückgelegte Strecke berechnet der Wegweiser auf 5050 Li. Ta tsien lu bedeutet Schmiede der Pfeile; diesen Namen bekam die Stadt weil im Jahre 234 unserer Zeitrechnung der Feldherr Wu Heu auf seinem Heerzuge

gegen die Südprovinzen hier eine Pfeilschmiede errichten ließ. Das Land gehörte abwechselnd zu Thibet und China, seit etwa hundert Jahren rechnet man es unbestritten zu dem letztern.

In unserm Wegweiser steht Folgendes: „Die Mauern und Festungswerke von Tsa tsien lu sind von behauenen Steinen. Chinesen und Thibetaner wohnen hier gemischt. Hier ist der Ausgang aus China für Officiere und Soldaten, die nach Thibet geschickt werden. Es geht auch viel Thee durch, und hier wird ein großer Theemarkt gehalten. Die Bewohner dieses Bezirks hängen sehr an dem Buddhaglauben, nichtsdestoweniger suchen sie kleine Profite zu machen; indessen sind sie aufrichtig und gerecht, unterwürfig und gehorsam, so daß nicht einmal der Tod ihre guten Naturanlagen verändern kann. Sie sind seit langer Zeit an die chinesische Regierung gewöhnt, und bezeigen ihr Anhänglichkeit."

Wir blieben drei Tage in dieser Stadt. Mit dem ersten Beamten bekamen wir Streit, denn er wollte uns zu Pferde weiter schicken, während wir nur im Palankin reisen wollten. Am Ende mußte er nachgeben; unsere Beine waren unterwegs gar zu stark mitgenommen worden. Nun kehrte auch unsere thibetanische Bedeckung um und ging nach Lha Ssa zurück. Wir gaben dem Lama Dschiamdschang ein Schreiben an den Regenten, in welchem wir unsern Dank dafür aussprachen, daß er uns so wackere Leute zum Geleit gegeben; wir fügten hinzu, daß wir niemals die gute Behandlung vergessen würden, die man uns in Lha Ssa habe angedeihen lassen. Als wir von den wackern Thibetanern Abschied nahmen, konnten wir uns der Thränen nicht erwehren. Der Lama sagte uns insgeheim, wir möchten ja des Versprechens gedenken, welches wir dem Regenten gegeben; er sei beauftragt uns daran zu erinnern. Ob wir denn nicht wieder einmal nach Lha Ssa kommen würden? Wir sagten Ja; denn damals hofften wir noch Wort halten zu können.

Am andern Morgen stiegen wir in unsere Palankins, und befanden uns auf dem Wege nach der Hauptstadt von Sse tschuen.

Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

Register.